WILS
CLS
PT1337
.B53x
1910
bd.10

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

Bücher-Sammlung

von

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Infantina.

(Dr. Theinhardt's lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztefamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern u. s. w. seit über 22 Jahren beständig im Gebrauch.

Preis der 1/1 Büchse M. 1.90, 1/2 Büchse M. 1.20.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen **gratis** erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet", welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

= Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien. =

Hygiama

in Pulverform.

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 20 Jahren als vorzügliche Bereicherung der Krankenkost geschätzt und vorzugsweise verordnet.

Preis der 1/1 Büchse M. 2.50, 1/2 Büchse M. 1.60.

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertig.

Zum Essen wie Schokolade, aber, infolge des ca. 6fach höheren Gehaltes an leicht verdaulichen, blutbildenden Nährstoffen, **bedeutend nahrhafter als die beste Schokolade.**

Für Sporttreibende aller Art, Theaterbesucher, Advokaten, Ärzte und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien **gratis** erhältliche Broschüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen".

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife v. Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

Dieselbe erzeugt ein rosiges jugendfrisches **Aussehen**, weiße sammetweiche **Haut** und zarten blendendschönen **Teint.**

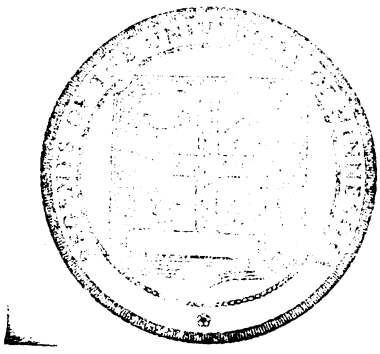
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vom Stift zum Handelsherrn. Ein deutsches Kaufmannsbuch von F. W. Stern. 9.—13. Auflage.

Elegant gebunden M. 5.— **Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen. — Zu haben in allen Buchhandlungen.**

Twin Cities Campus



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Humoreske „Die Rundfahrt der Schwiegermutter“
von L. Pany. (S. 83)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Zehnter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WLS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der rote Merkur. Kriminalroman von A. Groner (Fortsetzung und Schluß)	5
Die Siegerin. Roman von Else Höffer	36
Die Rundfahrt der Schwiegermutter. Humoreske von L. Pany Mit Bildern von Th. Volz.	71
Die deutschen Kaffeeplantagen in Usambara. Von Hans Petersen Mit 12 Bildern.	87
Das Kochschulfräulein. Novelle von Emma Haushofer-Merk	109
Im Bannkreise der weißen Frau. Von A. Trinius Mit 9 Bildern.	164
Gimpelfang. Auch eine Verlobungsgeschichte von Klara Beran	180
Jagden im Golf von Mexiko. Von H. Wolffram Mit 8 Bildern.	187
Wie die Sterne gewogen werden. Von Dr. Kurt Rudolf Kreuschner Mit Abbildung.	204
Mannigfaltiges:	
Audienz im Marstall	218
Ein pflügender Elefant Mit Bild.	221
Heldenmütige Dienstmädchen	223
Was ist Toilette?	225
Warum sich Ahnungen erfüllen	225
Der Schwachkopf	228

Seite

Neue Erfindungen:

I. Japaniſcher Kaſten zur Nagelpflege . . . 229
Mit Bild.

II. Duve-Kocher mit ſelbſttätiger Gasausſchaltung 230
Mit Bild.

Umgangenes Geſetz 232

Kluge Droſſeln 232

In welchem Lebensalter iſt der Menſch am ſtärkſten? 233

Harte Strafe für Advokatenſchliche 234

Shakeſpeare in Deutſchland 235

Eine vierzehnjährige Hochtouriſtin 235
Mit Bild.

Schimpfen iſt geſund 236

Ziehen Raubtiere das Fleiſch der Menſchen jeder anderen Nahrung vor? 237

Der Schwager 238

Ein nächtliches Leihhaus 239

Die abgetane Wiſſenſchaft 240

Der rote Merkur.

Kriminalroman von A. Groner.

▽ ▽

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Müller hatte seine Reisetasche beim Bahnhofportier zurückgelassen und machte sich nun auf den Weg nach Pachern. Er hatte schon, bevor er seine Fahrt nach Triest antrat, seine Sportkleidung mit dem Anzuge vertauscht, den er sonst zu tragen pflegte. So war er also wieder der feine ältliche Herr, der er in Wirklichkeit war.

Er schritt rüstig dahin.

Als er die hübsche Stadt hinter sich gelassen hatte und in die freie Landschaft hinauskam, hörte er rasche Schritte hinter sich.

„Nun, Sie machen auch lieber eine Promenade?“ fragte die freundliche, klangvolle Stimme des Doktors.

Die beiden Herren begrüßten sich kurz.

„Ja, mein Herr Reisegefährte, auch ich gehe gern,“ sagte Müller. „Aber es wundert mich, daß Sie nicht bei Ihrer Gesellschaft geblieben sind. Nach Pachern ist es doch ziemlich weit!“

„Sie wissen schon, daß wir dorthin wollen? Und Sie kennen Pachern?“

„Die Herrschaften erwähnten im Gespräche ihr Ziel, das auch das meinige ist.“

„Sie gehen auch nach Pachern? Da muß aber nun ich mich wundern, daß Sie nicht mitgefahren sind.“

„Ich wollte mich der mir fremden Gesellschaft nicht aufdrängen. Deshalb habe ich mich ja auch den Damen nicht vorgestellt, obwohl ich wußte, daß wir in Pachern zusammen sein werden."

„Doktor Malten," sagte jetzt der Jüngere, noch einmal den Hut lüftend.

„v. Schleinitz," stellte Müller sich vor. „Ich habe mich mit den Herrschaften auch deshalb nicht bekannt gemacht, weil ich über manches nachzudenken habe und diesen Weg lieber zu Fuß machen wollte."

„Das ist auch der Grund, weshalb ich auf das Mitfahren verzichtete."

„Man hat schon solche Zeiten," warf Müller ein.

Da blieb Malten stehen, breitete die Arme weit aus und wandte das Gesicht zum Himmel empor. „Ob man solche Zeiten hat!" rief er aus. „Die Brust wird einem zu eng. Die ganze Welt möchte man ans Herz pressen und doch —" er ließ die Arme sinken, schöpfte tief Atem und schaute seinen Weggenossen wehmütig an. „Und warum dies alles? Warum dieser ganze Seligkeitsrummel? Weil man einen Farbenwechsel bemerkt hat, weil ein paar zitternde Worte gefallen sind, weil —"

„Das haben Sie erlebt?" sagte Müller gedankenvoll.

Da schaute der Doktor ihn scharf an, wandte das plötzlich rotgewordene Gesicht ab und warf nach einer Weile hin: „Ja — vor einiger Zeit habe ich so etwas erlebt. Es wirkt eben noch in mir nach."

„Gewiß, manches wirkt lange in uns nach," gab Müller zu und lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

„Sie wollen also eine Rodelpartie machen?" fragte er.

„Und Sie? — Sie treiben wohl keinen Sport mehr?" nahm Malten das neue Thema gern auf.

„O doch! Kürzlich erst habe ich einen kleinen Unfall mit meinen Schneeschuhen gehabt und habe auf diese Weise die Bekanntschaft des Herrn v. Eck gemacht.“

„Wo denn?“

„Ich war vor wenigen Tagen erst sein Gast, machte inzwischen eine kleine Reise und werde wieder von ihm erwartet. Wir haben merkwürdig schnell Gefallen aneinander gefunden.“

„Daran finde ich nichts Merkwürdiges,“ meinte der Doktor. „Eck ist ein sehr lieber Mensch, und da er auch sehr klug ist, findet er bald heraus, wer zu ihm paßt. Wehren Sie nur nicht ab, Herr v. Schleinitz, es ist schon so, wie ich sage. Und ich bin froh, wenn Pachern liebe Gäste hat, denn Eck braucht das. Er neigt, seit er das wilde Leben hinter sich ließ, gar zu sehr zur Melancholie.“

„Das habe ich in der Tat bemerkt. Also er hat einmal ein wildes Leben geführt?“

„Ja, als er noch jünger war. Du lieber Himmel! In stillen Garnisonen geht es oft recht sonderbar her, und im Champagnerdusel tut so mancher etwas, was er nicht leicht verantworten kann. Alfons v. Eck gehört trotz allem schon seit Jahren zu den nicht gar vielen, vor denen man den Hut ziehen muß. Übrigens sind wir jetzt ganz in der Nähe der Schlittenbahn. Die Herrschaften werden sich inzwischen umgekleidet und das Fahren schon begonnen haben. In Pachern fänden wir wohl nur die Gräfin Vivaldi. Wollen wir nicht gleich lieber zur Gesellschaft gehen?“

Schleinitz-Müller war damit einverstanden. Man ließ also das Schloß rechter Hand liegen und ging auf einem Seitenwege weiter, der gegen den Wald hin führte.

Als die beiden Herren den Wald erreicht hatten,

kamen bereits etliche Schlitten die Bahn herabgesaust, und die lustigen Fahrer landeten unter Lachen und Scherzen ganz in ihrer Nähe.

Müller wäre am liebsten unten am Ziele geblieben, da aber Malten mit einer gewissen Hast dem Startplatze zustrebte, folgte er dem Doktor, der ihn sehr zu interessieren begann. Der Aufstieg fand außerhalb des Waldes auf kurzem, steilem Wege statt, während die Rodelbahn im Walde verschiedene weite Windungen machte.

Als die beiden Herren den Startplatz erreicht hatten, ließ sich Malten, der Eck schon auf dem Bahnhofe begrüßt hatte, sogleich einen Schlitten geben und entnahm seinem Rucksack, der auch heraufgebracht worden war, eine Mütze und Fäustlinge.

Inzwischen war Eck mit liebenswürdiger Lebhaftigkeit auf seinen wiedereingetroffenen Gast zugetreten und hatte ihn begrüßt. „Also sind Sie doch gekommen!“ sagte er erfreut. „Und zwar zu rechter Zeit, da Sie ja meine Bahn im Betriebe sehen wollten. Die Herrschaften wollen schon heute mit dem letzten Zug heimfahren.“

„Das heißt, Simonetta ist eigensinnig und will nicht über Nacht hier bleiben,“ verbesserte ihn die verbitterte Blonde, die eben sich zur Abfahrt anschickte, in vollem Ärger. „Sie behauptet, daß sie Kopfweh habe.“

„Sie behauptet es nicht nur, Gnädige,“ entschuldigte Eck seine Braut, „Sie brauchen Simonetta ja nur anzusehen, um zu erkennen, daß sie sich wirklich nicht wohl fühlt. Übrigens steht Ihnen allen mein Haus offen, wenn auch —“

„Oh, wir fahren schon mit ihr!“ erwiderte die Dame und sauste gleich danach die breite Waldstraße hinunter.

Eck zuckte die Achseln, dann fragte er seinen Gast:

„Nun, Ihr Unwohlsein, Herr v. Schleinitz, wird hoffentlich vorüber sein?“

„Gewiß — der Hexenschuß ist vorüber.“

„Also brauchen Sie unseren Doktor hier nicht in Anspruch zu nehmen. Das freut mich, denn da können wir morgen, da wir ganz gegen alles Erwarten allein sein werden, einen Pirschgang machen. Sie sind doch Jäger?“

„Ja — ich bin Jäger.“

Malten horchte auf. „Das klang merkwürdig unfroh,“ dachte er.

Eck aber hatte nicht darauf geachtet, hatte sich zu dem Doktor gewendet und meinte: „Es wird bei Simonetta doch hoffentlich keine Krankheit ausbrechen? Sie macht mir Sorge. Gar nicht wie sonst ist sie — so einsilbig, so verstimmt. Und dazu dieses Kopfweh! Haben Sie das alles nicht schon unterwegs bemerkt?“

„Doch. Die Baronesse war schon während der Bahnfahrt nicht wie sonst,“ gab Malten zur Antwort. „Wo ist sie jetzt?“

„Sie muß eben unten am Ziel sein. Mich wundert's nur, daß sie rodeln mag. Aber gerade heute ist sie wie toll. Sie hofft ihren Kopfschmerz dabei loszuwerden. — Ah, da kommt sie ja eben mit dem Baron Sennfeld! Dort bei den Birken sind sie jetzt.“

Die drei Herren schauten den beiden entgegen. Es waren ein paar kräftige Gestalten. Sennfeld groß und ein wenig derb, sie schlank und geschmeidig und im Hosendreß der richtigen Rodlerin.

„Ich bitt' Sie, Doktor, fahren Sie vor ihr. Der Sennfeld ist ein Wagehals.“

„Weshalb wollen Sie nicht selbst mit Ihrer Braut fahren?“

„Ich habe heute keine Lust dazu.“

„Sie sehen auch nicht gut aus," sagte Malten, Eck prüfend betrachtend. „Mit Ihnen ist etwas los. Haben Sie vielleicht die Absicht, krank zu werden?"

„Die Absicht gewiß nicht," entgegnete Eck mit einem müden Lächeln. „Und überhaupt werde ich nicht krank werden, weil ich nicht will."

Das müde Lächeln hatte einem Ausdruck von Trotz Platz gemacht. Aber auch dieser verschwand rasch wieder, denn Simonetta war schon ganz nahe, und Eck ging ihr rasch entgegen.

„Du glühst ja förmlich," rief er besorgt, „und dein Mantel ist nicht geschlossen! Herz, sei doch nicht so unvorsichtig! — Sennfeld, Sie hätten ihr sagen müssen —"

„Was denn? Daß ich mich wie eine alte Frau einpacken soll?" warf die Baronesse ärgerlich hin.

„Sie sind mehr ein eigenwilliges Kind," sagte Malten trocken. „Aber hoffentlich werden Sie trotzdem einsehen, daß Sie, erhitzt wie Sie jetzt sind, im Freien nicht stehen bleiben dürfen. Entweder treten Sie in die Hütte, die unser sorgsamer Wirt dort aufgestellt hat, oder —"

„Nun — oder?" fragte Simonetta trotzig.

„Oder Sie fahren gehorsamer, Sie sind Sennfeld gegenüber gewiß widerspenstig gewesen —"

„Wenigstens außerordentlich ungnädig," warf der Baron ein.

„Nun, dann fahren Sie mit mir," bestimmte der Doktor.

„Ich gehe lieber in die Hütte," sagte Simonetta und wandte sich schon dem kleinen Holzbau zu. Aber schnell ihren Entschluß ändernd, meinte sie dann: „Also — fahren wir!"

„Nach mir!"

„O ich will nicht in dem Tempo fahren, das Sie mir aufzwingen werden."

„Ich bitte Sie, mir zu folgen. Sie sind noch keine sichere Rodlerin.“

„Eine Stümperin bin ich — wie in allem!“

„Baronesse müssen wohl sehr arg Kopfweh haben!“

Sie antwortete nicht darauf, warf dem Diener ihren Mantel zu und setzte sich auf ihrem Davoser zurecht. Augenscheinlich hatte sie vor, ohne Begleitung zu fahren.

Malten aber war noch eiliger als sie. Schon schoß er an ihr vorbei. „So,“ rief er ihr über die Schulter zu, „jetzt ab!“

„Bei dem Wildstadel lassen Sie mich aber links vorüber!“ rief Simonetta.

„Fällt mir gar nicht ein!“ antwortete er. „Sie bleiben bis ans Ziel hinter mir.“

„Wir werden ja sehen!“

Sausend flogen die Schlitten durch den Wald hinab. Richtig wollte an einer Biegung Simonetta ihren Willen durchsetzen und an Malten vorbeifahren, geriet aber dabei auf eine Baumwurzel, kam aus der Richtung und war im nächsten Augenblick in einer tiefen Schneewehe verschwunden.

Die vorwitzige Fahrerin war in weitem Bogen fortgeschleudert worden, aber es gab kein Unglück, denn sie fiel in tiefen Schnee.

Der Doktor, der sofort gebremst hatte, half ihr wieder auf die Füße, führte sie in den Wildstadel und schob rasch Heu zu einem Sitz für sie zusammen.

Simonetta saß jedoch nur kurze Zeit, dann erhob sie sich und trat zu dem am Türpfosten lehnenden Doktor. „Ich bin eine Närrin,“ sagte sie errötend.

Er lachte herb auf. „Nein, aber eigensinnig sind Sie! — So — und jetzt fahren wir weiter. Doch da kommt Sennfeld. Also nach ihm.“

Er zog Simonetta eben noch rechtzeitig zurück. Da sauste Sennfeld auch schon an ihnen vorüber.

„Der spielt auch mit seinem Leben!“ murrte der Doktor.

„Es ist ja auch nicht so viel wert, daß man so ängstlich darauf achtzugeben brauchte.“

Malten schaute sie ernst an. „Was wissen Sie vom Leben! Sie kennen seinen Wert noch nicht. Sie kennen wohl überhaupt nur Launen.“ Er wendete sich von Simonetta ab, um ihren Schlitten zu holen. „So — jetzt können Sie vorausfahren,“ sagte er.

Die Baronesse nahm schweigend ihren Sitz ein. Trotz der sehr frischen Luft war ihr Gesicht ganz blaß.

Malten schloß die Lippen fest. „Nur jetzt keine Dummheit!“ dachte er. „Keine Dummheit und noch viel weniger eine Schlechtigkeit!“

Simonetta setzte ihren Schlitten in Bewegung.

„Ihre Schnur schleift nach!“ rief er und hielt den Schlitten an.

Sie nahm die Schnur, die er freigemacht und ihr gereicht hatte. Dabei sah er die zwei dicken Tränen, die ihr über die Wangen liefen.

Er biß die Zähne zusammen. Dann aber rief er: „Los!“ Es kam ganz heiser aus seiner Kehle. Auch in seine eigenen Augen stiegen die Tränen, und während er der Fahrenden nachschaute, wurden seine Züge weich. „Du liebes, wunderliebes Kind!“ murmelte er.

Er kam erst gute fünf Minuten nach Simonetta am Ziele an.

Sie war von ihren Freundinnen umringt, denen sie lebhaft von ihrem Sturz erzählte.

Man rodelte bis zum Eintritt der Dunkelheit. Doch fuhren Simonetta und der Doktor nicht mehr zusammen.

Auch später im Schloß in der Zeit bis zum Abend-

essen, die man mit Plaudern und Musizieren verbrachte, mieden sich die beiden, ohne daß dies jedoch irgend jemandem besonders auffiel.

Nur Schleinitz bemerkte es, den Eck der Gesellschaft vorgestellt hatte, und welcher, trotzdem er sich zumeist der Gräfin Vivaldi widmete, noch viel Aufmerksamkeit für andere Anwesende hatte.

Bald nach dem festlich gestalteten Abendessen machte sich die Gesellschaft zum Aufbruche bereit, denn gegen zehn Uhr ging der letzte Zug ab, den man benützen mußte, wenn man heute noch nach Graz gelangen wollte.

Simonetta war den ganzen Abend über sehr lieb zu ihrem Verlobten gewesen, immer hatte sie sich mit ihm beschäftigt, trotzdem aber hatte er deutlich gefühlt, daß sie eigentlich nur körperlich bei ihm sei, daß vielleicht auch ihre Seele bei ihm sein wollte, aber zuweilen weit, weit fort war.

Er nickte nur trübe vor sich hin. Dann wurde er wieder heiterer und sorgte für die Fahrt zur Station.

Müller blieb, als Eck im vierspännigen Schlitten mit seiner Braut und deren Freunden abfuhr, in Pachern zurück. Er war aber jetzt lange in geschlossenen Räumen gewesen, seine Aufregung wuchs immer mehr, und er sehnte sich nach Bewegung und nach der frischen, herrlichen Gebirgsluft.

Er holte sich also Überrock und Hut und verließ das Schloß, ging bis zum Dorfe und kehrte erst dort wieder um.

Er seufzte bei diesem Umkehren. Ging er doch jetzt wieder dem Schloß zu, in dem sich heute noch so Fürchterliches abspielen würde!

Der alte Detektiv hatte nämlich vor, sofort nach dem Heimkommen Ecks mit diesem ganz offen zu reden,

und wenn er an das dachte, was fast mit Sicherheit darauf folgen würde, drehte sich ihm das Herz im Leibe um vor Kummer und Weh.

Er war also auf diesem Spaziergang sehr ernst und voll von Sorgen, die sich in dem großen Schweigen rings um ihn wie mit Bergeslast auf ihn wälzten.

Fernes Schlittengeklingel wurde hörbar. Deutlicher, immer deutlicher wurde es, und nun wurde auch schon Hufschlag und das Schnauben von Pferden vernehmbar.

Müller stellte sich hinter eine Scheune und ließ den großen vierspännigen Schlitten an sich vorüberfahren. Der Schlitten fuhr gar nicht schnell. Der Kutscher hatte wohl den Befehl erhalten, behaglich zu fahren. Vermutlich wollte auch Eck noch die frische Luft genießen.

Müller schaute mit Spannung auf den jungen Gutsherrn, der ganz in sich zusammengesunken in dem Schlitten saß. Sein Kopf war tief auf die Brust geneigt, der Unglückliche starrte auf seine im Schoß gefalteten Hände.

„Hoffnungslose Verzweiflung!“ mußte Müller denken, und wieder pochte stürmisch das Herz in seiner Brust.

Eine Viertelstunde später trafen die beiden Herren in Ecks Arbeitszimmer zusammen. Es hätte ihnen niemand angesehen, daß ihre Seelen sich nicht im vollen Gleichgewicht befanden.

„Wir plaudern doch noch ein bißchen?“ sagte Eck und wies, liebenswürdig lächelnd, auf den einen der zwei gemütlichen Lehnstühle.

Sie standen so zueinander, daß ein Tischchen sich zwischen ihnen befand. Auf diesem Tischchen lagen Bücher, Zeitungen und verschiedenes Rauchzeug.

Eck ließ sich nieder und griff nach einer Zigarre.

„Sie rauchen nicht?“ fragte er verwundert, als Müller es ihm darin nicht gleichtat.

„Lieber nicht,“ meinte der eigentümlich zurückhaltend gewordene Gast.

„Sind Sie verstimmt?“ erkundigte sich Eck.

Müller schüttelte den Kopf. „Nicht eigentlich verstimmt,“ sagte er. „Ich muß nur immer an etwas denken, das kürzlich passiert ist.“

„Ihnen?“

„Nicht mir. Allein es ist jetzt so nahe an mich herangetreten, daß es nun auch mich angeht.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Ich möchte mit Ihnen davon reden.“

„Nun, wir wollten ja plaudern, da ist ein Thema so gut wie ein anderes.“

„Doch nicht immer,“ sagte Müller seltsam ernst.

Da beugte Alfons v. Eck sich vor. „Erzählen Sie!“ bat er lebhaft.

Dann war es wohl eine Minute lang so still in dem schönen großen Raum, daß man den Schrei eines draußen vorüberfliegenden Raben deutlich vernehmen konnte.

„Erzählen Sie also,“ sagte noch einmal der Schloßherr, einen tiefen Zug aus seiner Zigarre nehmend.

Neunzehntes Kapitel.

„In Wien, im fünften Bezirk, ist am 30. November dieses Jahres eine Frau getötet worden.“

Müller hielt schon wieder inne. Seine ernsten und jetzt auch traurigen Augen hatten sich forschend auf Ecks Gesicht gerichtet.

Das hatte soeben noch eine frische Färbung gehabt; jetzt war es totenblaß und trug den Ausdruck großen Erschreckens und grenzenloser Verwunderung.

Daran war für Müller nichts Seltsames. Ihn überraschte nur, daß sich die Hand dieses bleichen Mannes abermals erhob und daß Ecks blutlose Lippen sich abermals auftaten, um wieder einen Zug aus der Zigarre zu tun.

Dieser ganz mechanische Vorgang kam Müller förmlich grausig vor.

„Haben Sie von dieser Bluttat nichts gelesen?“ fragte er.

Eck nickte nur. Es ging augenscheinlich Schreckliches in ihm vor. Sein Gesicht verzerrte sich bis zur Unkenntlichkeit, und er war offenbar im Begriff aufzuspringen.

Aber er tat es nicht. Blitzschnell kam eine wunderbare Gelassenheit über ihn, huschte sogar ein Lächeln über sein blasses Gesicht. Er schaute seinem seltsamen Gast voll in die Augen.

„Getötet wurde die Schubert, sagte ich, getötet, nicht ermordet. Der die Tat vollführte, kam nicht zu der alten Frau in der Absicht, ihr das Leben oder sonst irgend etwas mit Gewalt zu nehmen, der kam zunächst als Bittender zu ihr. Aber er wurde schroff abgewiesen. Der Zorn und wohl auch die Furcht, durch die Schubert in etwas für ihn Bedeutungsvollem gehindert zu werden, haben dann zur Tat geführt.“

„Wer hat diesen Schluß gezogen?“

„Ich.“

„Sie heißen nicht Schleinitz?“

„Nein.“

Die beiden Männer tauschten einen langen Blick.

Eck rauchte weiter. Den ersten Schrecken hatte er schon überwunden.

„Sie sind Detektiv?“

„Ja.“

„Die Tat hat für einen Raubmord gelten sollen?“

„Ja.“

„Es wurde ja auch ge—tötet und geraubt.“

„Ja. Aber der Räuber suchte nur Briefe.“

„Wer kann das wissen?“

„Briefe, die jetzt vielleicht noch hier sind.“

„Ah!“

„Die Erfahrung wenigstens macht dies wahrscheinlich. Man bezahlt etwas nicht so teuer, um es dann wegzuwerfen.“

„Mit einem Menschenleben bezahlt!“ flüsterte Eck vor sich hin, und sein bleiches Gesicht drückte Grauen aus. „Das war ein furchtbarer Preis! Mit einem Menschenleben bezahlt, dessen Vernichtung unser ganzes eigenes Leben vernichtet!“

„Selbst wenn es ihm Gefahr bringen könnte, wirft einer, der sich auf solche Weise etwas zu eigen gemacht hat, es nicht leicht weg,“ setzte Müller seinen Gedankengang fort. „Es ist wie ein böser Zauber, daß auf solche Weise Erworbenes gewöhnlich bei seinem neuen Eigentümer bleibt.“

„Ja — wie ein böser Zauber, wie ein Fluch.“

„Und falls ihm solcher Besitz gar Nutzen bringt oder ihn vor Schaden bewahrt —“

Eck fuhr auf. „Nutzen! — Man wird doch nicht meinen, daß die Wertpapiere —“

„Sie zu jener Tat verleitet haben?“ sagte der alte Detektiv schier freundlich. „Nein, Herr v. Eck, das glaubt niemand. Wer ein Vierblatt von der Art verlieren kann, wie eines an Ihrer Uhrkette hängt und ich eines hier in der Hand habe, der sucht nicht in den Schränken alter Frauen nach Wertpapieren. Diese kommen ihm nur zufällig in die Hand, weil sie bei anderen Papieren, sagen wir bei Briefen liegen, die

Hans v. Eck merkwürdigerweise Jahre hindurch an eine ehemalige Dienerin schickte, was darauf schließen läßt, daß irgend ein Geheimnis diesen Herrn und diese Dienerin viele Jahre miteinander verbunden hat."

„Das alles weiß man schon?"

„Und hat auch richtige Schlüsse daraus gezogen."

„Vollkommen richtige Schlüsse."

„Es geschah also alles dieser Briefe wegen?"

„Nur dieser Briefe wegen."

„Die bei den Wertpapieren lagen?"

„Ja. Ich nahm mir zuerst nicht die Zeit, sie abzusondern."

„Das glaube ich."

„Und mein zweiter Gedanke war, daß ich ja auch solche Dinge mitnehmen müsse, damit man nicht an mich denken könne."

„Was sehr richtig erwogen war. Nur führten Sie den guten Gedanken nicht genügend durch."

„Was meinen Sie?"

„Lesen Sie nicht, was die Zeitungen darüber bringen?"

„Doch."

„Es stand darin zu lesen, daß der Nichte der Schubert sechstausend Kronen gesandt wurden."

„Gewiß!"

„Von einem Ungenannten gesandt wurden."

„Ich konnte ihr doch keinen Brief dazu schreiben!"

„Nein. Aber Sie durften die Sendung überhaupt nicht aufgeben."

„Es zwang mich etwas dazu."

„Das glaube ich Ihnen gern. Sie wollten gutmachen, was noch gutzumachen war."

„Selbstverständlich!"

„Und haben uns damit eine Spur gegeben, die wir

allerdings eigentlich nicht mehr gebraucht haben. Auch die Bestecke hätten Sie mitnehmen müssen."

„Ich wollte Ihnen soeben deren Versteck nennen."

„Ist nicht mehr nötig. Die Bestecke habe ich längst gefunden."

„Auch schon?"

„Wenn Sie sie nicht so übereilig versteckt, sondern sie mitgenommen hätten, so —"

„Sie haben mir in den Händen gebrannt."

„Auch das glaube ich Ihnen. Dennoch hätten Sie sie mitnehmen müssen. Sie wären doch auch mit ihnen ganz unbehelligt von dem Kohlenplatz weggekommen!"

„Ich mußte diesen Weg nehmen, denn im Hausflur redeten ein paar Leute miteinander."

„Ja. Sonst wären Sie natürlich dort hinausgegangen und hätten keine Kohlenflecke auf Ihren hellen Winterrock bekommen, die Sie sich vom Hotelportier wegputzen ließen. Sagen Sie mir übrigens, warum Sie sich im Hotel als ‚Wenzel Bogdan aus Prag' eingetragen haben? Der Name paßt doch gar nicht zu Ihnen!"

„Ich hatte beim Militär einen Burschen, der so hieß und ein Prager war. Meinen Namen wollte ich doch nicht hinschreiben!"

„Nun, ein anderer wäre besser gewesen. — Auch in Triest war ich," fuhr Müller nach einer kleinen Pause fort.

„Sie kommen also nicht von Laibach?"

„Nein. Die Geschäftskarte, derentwegen Lisi von Ihnen ausgezankt wurde, ließ mich diese Reise tun."

„Ah — ich verstehe."

„Ihr neues Vierblatt hatte ich beim ersten Blick schon bemerkt. Durch Lisi wußte ich, daß Sie angeblich wegen Holzverkaufes in Triest gewesen waren, und

daß der Goldschmied, bei dem Sie waren, Umberto als Vornamen führt. Es gibt derzeit in Triest nur zwei Goldschmiede, deren Rufname Umberto ist. Umberto Seraja gab mir die Auskünfte, die ich eigentlich nicht mehr brauchte und die ich nur der Vollständigkeit wegen noch einholte."

„Womit sämtliche Beweise meiner Schuld erbracht sind," sagte Eck merkwürdig ruhig.

Müller war voll Staunen. So gelassen war noch keiner gewesen von all denen, deren Verbrechen er aufgedeckt hatte. Frecher Kälte, zynischem Gleichmut war er schon oft begegnet. Noch niemals aber hatte er einen solch schrecklicher Tat Überführten in so edler Ruhe gesehen.

Und noch niemals hatte er erlebt, was er jetzt erlebte.

Eck hatte die nun doch erkaltete Zigarre weggelegt — stand auf und ging ein paarmal mit auf den Rücken gelegten Händen langsam durch das Zimmer.

Bei einem der Fenster blieb er stehen und schaute lange hinaus.

Dann kam er wieder auf Müller zu und ließ sich nieder. Seine schönen, klaren Augen standen voll Tränen. Er streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Ich danke Ihnen. Sie haben mir eine kaum mehr erträgliche Last von der Seele genommen!"

Seine Hand war eiskalt, aber ganz ruhig lag sie in den beiden, sie umspannenden Händen Müllers.

Und wieder ruhten der beiden Männer Blicke lange ineinander. Dann sagte Eck: „Ich bewundere Ihren Scharfsinn."

Müller lächelte wehmütig und gab Ecks Hand frei.

„Da ist nicht viel zu bewundern," sagte er. „Das gehört zu meinem Beruf. Es hat weit mehr Sinn, wenn ich Ihre Ruhe bewundere."

„Sie müssen deren Ursache doch schon erraten haben."

Müller nickte. „Sie denken an ein freiwilliges Sterben?"

Eck hatte sich erhoben. Er trat dicht vor Müller hin und sagte hastig: „In meiner Lage kann man doch nur an so etwas denken, und Sie — Sie werden mich nicht daran hindern! Nicht wahr — es ist Sympathie, eine echte Sympathie zwischen uns. Sie fühlen, daß ich kein Schurke bin, und daß ich den Namen, den ich trage, nicht in einen Kerker schleppen darf."

„Sie nehmen auf Ihre Ahnen Rücksicht?"

„Meine Ahnen — ach, wenn ich wüßte, wer meine Ahnen sind!"

„So sind Sie kein Eck?" rief Müller überrascht aus.

„Nein. Hans v. Eck war nur mein Ziehvater. Hören Sie die Geschichte meiner Kindheit."

In kurzen Worten schilderte Alfons die Ereignisse, die sich an seine Geburt knüpften.

„Also so ist die Sache!" meinte Müller nachdenklich. „Weiß Ihre Braut das alles?"

Ecks Gesicht rötete sich. „Nein," sprach er rauh. „Simonetta weiß es ebensowenig wie irgend ein anderer. Ich hätte es ihr, der Adelsstolzen, wohl auch für immer verbergen können, daß ich kein Eck, sondern der Sohn einer Magd bin."

„Ihre Mutter lebt nicht mehr?"

„Sie starb, als ich noch in der Wiege lag."

„Und Ihr Vater?"

„Der muß schon vor meiner Geburt gestorben oder ausgewandert sein. Kein Lebender konnte mir mehr schaden als nur die Schubert."

„Die war doch eine gemütliche Frau. Und sie muß Sie doch liebgehabt haben?"

„Meinen Sie? Ich weiß das besser. Sie hat mich

gehaßt, und sie hat auch Ursache dazu gehabt, denn schon als Kind hatte ich eine starke Abneigung gegen sie. Erst viel zu spät für uns beide erfuhr ich, warum sie mich, wenn wir allein waren, so von oben herab behandelte. Ich war schon siebzehn Jahre alt, als ich durch sie erfuhr, daß ich in Wahrheit auch nicht mehr sei als sie selbst. In die Kadettenschule schrieb sie es mir. Ich war damals furchtbar bestürzt, schrieb sofort an Papa, dessen Antwort mir die Richtigkeit ihrer Enthüllung bestätigte, der mir aber in seiner Güte riet, es nicht offenbar werden zu lassen, wie eigentlich mein Verhältnis zu ihm sei, denn was so lange dem Wissen Fremder vorenthalten gewesen sei, das sollte auch fernerhin nur zwischen uns bleiben. Der Schubert hat er damals einen scharfen Brief geschrieben. Sie nannten die Frau vorhin gemütlich. Sie war es durchaus nicht. Dienstboten, die einer Familie gar zu nahe getreten sind, überheben sich fast immer. Therese fand immer Mittel und Wege, sich über mein Tun und mein Leben Kenntnis zu verschaffen. Wo immer ich war, nie verlor sie mich aus den Augen. Das Romantische in meinem Lebensbeginn beschäftigte ihre Phantasie, und ihre Abneigung gegen mich blieb immer gleich groß. Sie war es, die meinem gütigen Adoptivvater die Nachrichten, die sie über mich sammelte, zuführte. Es begleitet uns manchmal ein Haß oder eine Liebe, davon niemand aus unserer Umgebung eine Ahnung hat. Mich hat der Haß dieser Frau begleitet, seit ich Alfons v. Eck heiße."

Er hielt inne. Atem und Stimme hatten ihm versagt.

„War die Schubert etwa auch eine Erpresserin?" fragte Müller, der tief nachdenklich der Rede des jungen Mannes gelauscht hatte.

Dieser schüttelte den Kopf. „Nein," antwortete er nachdrücklich, „habsüchtig war sie nicht. Ihre großen Fehler lagen auf einem anderen Gebiete. Vor allem fehlte es ihr an dem Wohlwollen, das bei einem guten Menschen immer zu bemerken ist. Auch hat sie sich wohl immer selbst überschätzt und wollte immer eine Rolle spielen und womöglich Leiterin meines Geschickes sein. Als ihr Mann starb und sie wieder einen Posten suchte, stand es bei ihr fest, daß sie wieder hier in Pachern leben müsse. Das habe ich vereitelt, und das wußte sie, hat es mir nie verziehen, auch nie verziehen, daß ich auf den Vater Einfluß hatte, bis er starb."

„Da wurde sie aber doch hierher berufen."

„Gewiß. Als Papa erkrankte, war ich zufällig gerade hier. Es fehlte uns eine Wärterin, und der Kranke verlangte nach Therese. Da berief ich sie telegraphisch. Es war nämlich auch mir ganz recht, daß sie sofort kam. Am Bette eines Kranken schweigt der Haß. Therese und ich verkehrten in jenen Tagen recht friedlich miteinander, und sie pflegte den Vater mit großer Aufopferung, vielleicht freilich auch nicht ohne Hintergedanken. Sie hat wohl gemeint, daß er wieder gesund werden und sie zur Pflege seines Alters hier behalten würde. Als der Vater gestorben und begraben war, zeigte ich es ihr unverhohlen, daß ich auf ihre Abreise warte. Da kam es zu einem Auftritt. Sie erklärte mir, daß sie mir stets feindlich gesinnt gewesen sei und daß sie nicht anstehen würde, mir, falls sich ihr Gelegenheit dazu böte, unangenehm zu werden. In dieser Stimmung schieden wir, und danach habe ich sie nur noch zweimal gesehen, in diesem Frühjahr, bald nachdem meine Verlobung bekannt gemacht wurde, und — und am letzten November."

„Haben Sie sie im Frühjahr besucht?"

„Ja. Damals waren Simonetta und ihre Tante in Wien und besuchten, wie immer bei solchen Gelegenheiten, auch Therese. Diese hat stets eine leidenschaftliche Zuneigung zu Simonetta gezeigt, und auch meine Braut war der einstigen Dienerin zugetan. Darum dieser Besuch. Natürlich kam auch unsere Verlobung zur Sprache, und Therese, die im Hause Labriola trotz aller klugen Zurückhaltung auch schon Ungünstiges über mich hatte verlauten lassen, sprach damals ziemlich offen ihr Bedauern über diese Verlobung aus, so daß Simonetta und auch die Gräfin recht verstimmt nach Graz kamen. Da reiste ich nach Wien und stellte der alten Frau vor, daß sie mir unrecht tue, daß ich nicht mehr der Wildling sei, der ich einmal gewesen, und der — Sie werden es bald aus den Briefen meines Vaters erfahren — es nicht einmal immer mit der Ehre ganz ernst genommen hatte."

„Was können Sie getan haben, das gegen die Ehre verstößt?"

Eck lächelte trübe. „Es ist schon so, wie ich sagte," erwiderte er. „Albernes Großtun, Spiel und Wetten haben auch in meinem Leben ihre Rolle gespielt. Ich tat, was freilich auch schon mancher echte ‚Edelmann' getan hat — ich machte Schulden und habe, als einmal der Verfall meines Ehrenscheins drohte, den Namen Hans v. Eck auf zwei Wechsel gesetzt. Die Schubert, die immer hinter mir her war, erfuhr das und hatte mich nun in ihrer Hand. General Labriola, den sie während der langen Zeit, in der sie in seinem Hause diente, genau kennen gelernt hatte, würde mir diese — sagen wir „jugendliche Verirrung" niemals vergeben haben. Das wußte sie, und das wußte ich auch. Sie hätte es mir aber bei unserem letzten Zusammensein nicht so voller Hohn zu sagen gebraucht, daß Simonetta ge-

waltig abgekühlt werden würde, wenn man ihr sagte, daß ich außerdem der Sohn einer Dienstmagd sei. Sehen Sie, mit dieser Drohung brachte sie mich um den Rest von Ruhe, den ich noch besaß, nachdem sie mir die Bitte, sie möchte die Briefe meines Vaters, aus denen das hervorging, vor meinen Augen verbrennen, höhnisch abgeschlagen hatte. Ich bot ihr für jeden Brief hundert Kronen. Sie lachte nur. Ihres Hasses Befriedigung war ihr lieber als Geld. Ich verlor alle Besinnung und weiß heute noch nicht, wie das Messer mir in die Hand kam. Sie wollte es mir entreißen und schlug mich dabei ins Gesicht. Da stieß ich zu, und — ich muß es bekennen in dieser Beichte, die mich vielleicht vor dem Wahnsinn rettet — ich fühlte keine Gewissensbisse, als die alte Frau zusammensank. Ich blieb ganz ruhig. Ich zog die Fensterläden zu und sah mich dann im Zimmer um. An einem hohen Schrank steckte ein Schlüssel, an dem ein Ring mit noch weiteren Schlüsseln sich befand. Ich öffnete den Schrank und suchte darin nach den Briefen. Ich fand sie erst in einer Kommode. Sie liegen noch alle beisammen. Ich werde sie Ihnen dann übergeben. Auch die Wertpapiere liegen dabei. Als ich dann auf die Straße kam, ging ich ruhig, wie irgend ein anderer, meinen Weg. Erst während der Heimreise regte sich mein Gewissen, sagte ich mir, daß solche Art von Notwehr doch nichts anderes als ein Verbrechen sei. Unter Qualen verbrachte ich den nächsten Tag. Daheim hielt ich es nicht aus. Ich mußte in den Wald hinaus. Abends fuhr ich nach Graz. Ehe ich zu meiner Braut ging, kaufte ich eine Zeitung. Darin stand schon vom Mord. Auch das Vierblatt war erwähnt. Ich hatte dessen Fehlen zwar schon bemerkt, hatte aber gehofft, daß ich das Anhängsel beim Überklettern der Planke verloren habe,

daß es zwischen die Kohlen gefallen sei und noch lange nicht gefunden werden würde. Merkwürdig aber war, daß ich jetzt plötzlich eine immer heftiger werdende Abneigung gegen die empfand, um derentwillen ich getötet hatte. Simonetta war mir jetzt sicher, aber ich fühlte nichts mehr von Glück bei dieser Vorstellung. Es war mir eine Erleichterung, daß ich meine Braut einige Tage nicht zu sehen brauchte. Als wir dann wieder zusammenkamen, blieb ich innerlich ganz fern von ihr. Ein wenig äußerliche Zärtlichkeit brachte ich noch auf — das war aber auch alles."

„Das wird vorübergehen."

Da schüttelte der junge Mann energisch den Kopf und erwiderte fest: „Nein, das wird nicht vorübergehen. Und das ist gut so. Heute abend auf dem Bahnhof habe ich mich davon überzeugt."

„Wieso?"

„Ein Blick Simonettas hat es mir gesagt, daß nicht ich der bin, den sie liebt. Und — es hat mir nicht einmal weh getan."

„Doktor Malten —"

„Warum nennen Sie diesen Namen?" fragte Eck betroffen.

„Weil die Baronesse diesen Mann liebt."

„Ja — das habe ich heute abend entdeckt."

„Ich habe es schon heute nachmittag gewußt."

Eck stand auf. Wieder ging er ein paarmal langsam durch das Zimmer, dann blieb er vor Müller stehen und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir zugehört haben. Es ist mir ganz leicht geworden, Ihnen dieses alles zu sagen, denn ich habe Sie in den wenigen Stunden unseres Zusammenseins liebgewonnen. — Gebeichtet habe ich also," fuhr er trüb lächelnd fort. „In jenem Fach finden Sie alles, was zu diesem Fall

gehört. Und nun leben Sie wohl und nehmen Sie meinen Dank dafür, daß Sie —"

„Wofür wollen Sie mir danken?" fragte Müller, sich ebenfalls erhebend.

„Dafür, daß Sie es auch selbstverständlich finden —"

„Daß Sie sich erschießen?"

„Ja."

„Das finde ich durchaus nicht selbstverständlich."

„Wollen Sie mich daran hindern?"

Müller schaute ihm fest in die Augen und sagte sanft: „Ich kann und will Sie nicht daran hindern, ich kann Ihnen nur zu bedenken geben, daß mit einer Kugel Ihre Tat nicht gesühnt ist, daß dieser Selbstmord nur eine Flucht vor der gerechten Strafe ist. Aus Furcht vor Strafe sich töten, das ist wenig — in Demut eine verdiente Strafe entgegennehmen, das finde ich würdiger."

Eck starrte ihn an. Er war wieder sehr bleich geworden, mußte sich auf die Lehne des Sessels stützen, mußte die Hände darum schließen, um nicht zu fallen. „Daran habe ich noch nicht gedacht," murmelte er.

Dann ließ er es willenlos geschehen, daß Müller ihn in den Sessel drückte.

Der alte Detektiv legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wollen Sie also auf die einzig richtige Art Ihre Tat büßen?"

„Auf die einzig richtige Art!" antwortete Eck gefaßt.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Winter war vorüber. Der Tag, an welchem Fritz Stegmann seine Strafe abgebüßt hatte, war gekommen. Er hatte die traurige Zeit meist im Gefängnisspital zugebracht und war noch immer ein

kranker Mann. Otto, der ihn, so oft dies gestattet war, besucht hatte, war gekommen, um ihn abzuholen.

Aber noch einer außer ihm war da — Herr Thomas Leibner, Stegmanns früherer Chef. Die beiden Herren trafen einander auf dem Korridor des Gerichtsgebäudes.

Falk wollte nur stumm grüßen. Da fiel ihm ein, daß des alten Herrn Hiersein ja nur Wohlwollen für Fritz bedeuten konnte; daher trat er auf den Bankier zu und fragte: „Was hat Sie bewogen, jetzt hier zu sein?“

Leibner seufzte. „Halten Sie mich denn für herzlos? Ich möchte Ihrem Stiefbruder sagen, daß mir mein Handeln leid tut. Ich habe nämlich erfahren, daß der Schrecken, an dem ja eigentlich ich schuld war, seinen Zustand so gefährlich gemacht hat.“

„Fritz war in der Tat dem Tod sehr nahe.“

„Ich möchte mein Verschulden wieder gutmachen.“

„Herr Leibner!“

„Er könnte wieder bei mir eintreten, wenn er Lust hat.“

„Wirklich?“

„Machen Sie kein Aufhebens davon. Ich hätte keine Ruhe mehr gehabt, wenn Stegmann gestorben wäre. Ich bin ja kein schlechter Mensch, ich war nur damals sehr erbittert gegen ihn, habe ihm halt alles zugetraut.“

„Und mir auch!“ warf Otto herb ein.

Da hielt Leibner ihm die Hand hin und bat: „Verzeihen Sie mir!“

Otto war schon versöhnt. Er drückte die Hand des alten Herrn.

„Fritz Stegmann soll sogar wieder seine Kasse haben,“ sagte Leibner. „Ich denke, er wird jetzt für sein Lebenlang gut tun.“

„Das denke ich auch," erwiderte Otto und zeigte auf jemand, der langsam durch den langen Gang daherkam.

Leibner wich zurück und murmelte: „Ach, du lieber Gott!"

Otto ging dem Herankommenden entgegen. Es war ja Fritz. Aber es war nur noch ein Schatten jenes flotten Fritz Stegmann, der er noch am 30. November des vergangenen Jahres gewesen war.

Als er Leibner erblickte, färbte sich sein bleiches Gesicht mit dunklem Rot, und sein Fuß stockte.

Da ging Leibner schnell auf ihn zu und sagte bewegt: „Stegmann, kommen Sie wieder zu mir. Ich nehme Sie gern wieder — Sie können es mir glauben. Natürlich müssen Sie sich vorher erst erholen."

Stegmann starrte den alten Herrn eine Weile an, dann schluchzte er plötzlich laut auf und wäre in seiner Schwäche hingestürzt, hätten die beiden ihn nicht gehalten.

Sie führten ihn zu dem Wagen hinunter, in welchem Otto hergekommen war. Es war nur ein Einspänner. Nur die Brüder hatten darin Platz. Leibner nahm also Abschied von ihnen.

Sein letztes Wort war: „Also, Stegmann, erholen Sie sich, und dann — dann sind wir wieder die alten!"

Ein glückliches Lächeln des blassen Menschen war ihm eine sein Herz erleichternde Antwort. Herr Thomas Leibner hatte sich schon lange nicht mehr so wohl gefühlt als an diesem Tage.

Die Brüder fuhren zum Nordwestbahnhof. Dort nahmen sie Abschied voneinander.

In der kleinen Station im Süden des Isergebirges hielt am späten Abend dieses Tages ein leichter Korb-

wagen. Sein Lenker war Tilgner. Er brachte seinen Schwager nach dem Schulhause.

Es war Mitternacht nicht mehr fern, als sie dort anlangten. Hanna empfing den Heimkehrenden voll ernster Herzlichkeit, seine Mutter schloß ihn laut weinend in die Arme. Die vier Monate, welche zwischen seinem letzten Gehen und dieser Heimkehr lagen, hatten die alte Frau gewaltig verändert. Sie war still, sehr still und bescheiden geworden und suchte nun wirklichen, herzlichen Anschluß an ihre Tochter und deren Mann.

Sie fand ihn auch, und damit war der Friede in das kleine Schulhaus gekommen, der Friede, der auch Fritz nun zugute kommen sollte.

— — — — — — — — — — — — — —

In der Woche vor Ostern wurde gegen Alfons v. Eck verhandelt.

Den Rest jener Nacht, in welcher er Müller gegenüber sein Innerstes dargelegt, hatte er dazu verwendet, sein Hauswesen zu bestellen und zwei Briefe zu schreiben.

Der eine war an Simonetta gerichtet. Er gab sie darin frei, schrieb ihr, daß und warum er der Schubert Mörder geworden sei, und bat sie, die nächste Zeit auf Reisen zuzubringen. Der andere Brief war an Malten adressiert.

Am nächsten Morgen fuhr Eck mit Müller nach Wien. Unterwegs erfuhr er, daß nur durch den roten Merkur, dessen Anna Lindner erwähnt hatte, Müller auf die richtige Spur gebracht worden war.

„Merkwürdig!“ sagte Eck gedankenvoll. „Ich wähnte mich so sicher, und da hat mich nun ein Nichts verraten, das mit meiner Tat nicht einmal in Verbindung steht, ein Nichts — eine alte Zeitungsmarke.“

„Nennen Sie mir den roten Merkur nicht ein Nichts!“ protestierte Müller lebhaft. „Für uns Phila-

teliſten iſt er etwas ſehr Bedeutendes, einfach der Stolz einer Sammlung, ſo ein zweifellos echter, noch auf ſeiner Zeitungsſchleife ſitzender roter Merkur!“

„Iſt das eine ſchöne Marke? Haben Sie eine ſolche?“

„Der rote Merkur ſtammt aus den fünfziger Jahren. Natürlich habe ich keinen. So viel Geld lege ich für eine Liebhaberei nicht aus. — Aber ſehen Sie — dort das Automobil hätte faſt das Bauernfuhrwerk erwiſcht! Ich haſſe dieſe brutalen Kaſten.“

Man ſprach nun von Automobilen, denn Müller wollte ſeinen Reiſegefährten abſichtlich vom Nachdenken ablenken. Eck wurde denn auch bald ſo ruhig, ſo gefaßt, daß ſeine Ruhe ſchon faſt an Frohſinn grenzte.

In Wien angekommen, ſchieden die Herren ſchon auf dem Bahnhof voneinander.

„Alſo irgend einmal im Leben auf Wiederſehen, Herr Müller!“ ſagte Eck bewegt, als er des alten Detektivs Hand drückte. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir zu dem einzig Richtigen rieten. Das Grauen, das ich vor mir ſelber empfand, iſt von mir abgefallen. Dank alſo — innigen Dank!“

— — — — — — — — — — — — — —

Über Alfons v. Eck war wegen Totſchlages das Urteil geſprochen worden. Es war ein ſehr mildes. Daß Eck ſich ſelbſt geſtellt, daß er ſeine Tat reuig und ohne jeden Beſchönigungsverſuch eingeſtand, hatte ihm die Sympathie des Gerichtshofes von vornherein geſichert und auch einen günſtigen Einfluß auf das Ausmaß der Strafe genommen. Er wurde zu zwei Jahren Kerker verurteilt.

Ruhig hatte Eck das Urteil angehört, hatte ſich vor ſeinen Richtern verneigt und war dann abgeführt worden.

Man brachte ihn in ein Zimmer, in dem ihn mehrere

Personen erwarteten. Sein Verteidiger war da, General Labriola, Doktor Malten, Müller, Ecks alter Förster und die Wirtschafterin von Pachern.

Der letzte, der von dem Verurteilten Abschied nahm, war Müller.

Wieder dankte ihm Eck, und dann reichte er dem Detektiv ein Briefchen, das Malten ihm kurz zuvor eingehändigt hatte. „Ein paar Worte, die ich nicht vor anderen Leuten reden will, habe ich Ihnen aufgeschrieben," sagte er, dann winkte er allen noch einmal mit der Hand zu und ließ sich wegführen.

Der General, Doktor Malten und Müller verließen miteinander das Gerichtsgebäude.

„Er ist trotz seiner wilden Jugend und trotz dieser Tat ein braver, tüchtiger Mensch," sagte bewegt der alte Offizier. „Wie gut stand es ihm, daß er nichts — gar nichts beschönigte!"

„Dafür haben aber auch die beiden Herren," wandte Müller sich zum General und dem Doktor, „glänzend für ihn ausgesagt."

„Sie etwa nicht? Und alle anderen nicht?" fragte Malten, Müllers Hand kräftig drückend.

„Wir haben eben alle der Wahrheit die Ehre gegeben," sagte Labriola.

„Wo befinden sich jetzt Ihre Damen?" erkundigte sich Müller.

„In Riva," antwortete der General. Dann wendete er sich an Malten. „Na, Doktor, Sie wissen Simonetta zu behandeln. Die braucht auch eine so feste Hand, wie die Ihrige eine ist."

„Und eine Liebe von der Art der meinigen," sagte Malten ernst.

— — — — — — — — — — — — — —

„Was hat er mir nur vor den anderen Leuten nicht

sagen können?“ dachte Müller, als er in den nächsten Straßenbahnwagen stieg.

Er öffnete den Umschlag des Briefchens, das Eck ihm gegeben hatte.

Es enthielt eine Visitenkarte Ecks, auf welcher stand: „Mein Ostergeschenk! Malten hat es mir besorgt. Sie haben mir ja unendlich mehr geschenkt — den Frieden mit mir selbst.“

Darunter war leicht eine Marke angeklebt.

Es war ein „roter Merkur“.

* * *

Drei Jahre waren vergangen. Es blühten schon die Kirschen, da ging ein schlanker, hochgewachsener Mann mit dem Stationschef auf dem Bahnsteig der Station Bruck auf und ab.

Als der Wiener Schnellzug signalisiert wurde, sagte der Beamte: „Also diesmal kommen Sie nicht ins Kasino?“

„Mein Besuch muß mich entschuldigen. Ich habe Müller seit einem halben Jahre nicht gesehen und —“

„Und da er beinahe Ihr Freund ist, Herr v. Eck, wollen Sie —“

„Er ist wirklich mein Freund.“

„Da müssen wir freilich zurückstehen.“

„Oder auch zu mir nach Pachern kommen.“

„Sie vergessen, daß Damenabend ist.“

„Richtig, das vergaß ich. Da nehme ich also meine Einladung zurück.“

„Sie wollen also durchaus nicht geheiratet werden?“

„Durchaus nicht.“

Die Herren lachten.

„Sie öffnen die Pforten Ihres Schlosses also nach wie vor nur Männern?“

„Und Kindern," ergänzte Eck weich. „Aber da ist er ja schon!" rief er dann lebhaft und winkte mit dem Hut dem einfahrenden Zuge zu und dem grauköpfigen Herrn, der seine Reisemütze ebenfalls lebhaft schwenkte.

Wenige Minuten später fuhren Eck und Müller im offenen Wagen Pachern zu. Sie hatten über sehr vieles zu reden. Sie hatten einander seit Ecks Freiwerden erst einmal in Wien gesehen. Nun aber wollte Müller einige Zeit auf Pachern zubringen.

Und darauf freuten sich die beiden gleichermaßen.

Rasch rollte der Wagen die Landstraße hinab, und bald darauf gingen sie mit dem Empfinden inniger Freude durch den alten Bau.

Auch in die Kapelle traten sie wieder ein, und wieder lagen auf dem Sarkophag der letzten Herrin von Pachern einige Rosen.

„Sehen Sie," sagte Eck zu seinem Gast, „der tiefen Liebe, welche die, die hier ruht, ihrem Gatten eingeflößt hat, verdanke ich es, daß ich ein Leben höherer Ordnung führen kann. Hätte Hans v. Eck sein Weib nicht so über alles Maß hinaus geliebt, so zöge ich vielleicht heute als Bettler oder als Strolch umher."

Von der Kapelle führte Eck seinen lieben Gast in sein Arbeitszimmer.

Sie setzten sich an denselben Tisch wie damals bei ihrer verhängnisvollen Unterredung. Heute aber redeten sie Freundlicheres, redeten sie von ihren gemeinsamen Bekannten.

„Das Ehepaar Falk ist also glücklich?" fragte Eck.

„Glücklich durch sich selber, denn beide sind gute, tüchtige Menschen. Aber die beiden Leutchen leben mit ihren zwei Kindern, die sie schon haben, auch sorgenlos, und das danken sie Ihnen, der Sie Anna so reich bedacht haben."

Eck zuckte die Schultern. „Ich bitte Sie, lieber Freund, was soll ich denn sonst mit meinem Geld anfangen!“

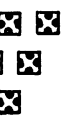
„Und daß auf einem gewissen Grabe so oft frische Blumen liegen, das rührt Anna tief,“ fuhr Müller fort und setzte dann rasch hinzu: „Auch die in Salzburg sind glücklich. Aber das wissen Sie wohl schon durch Malten selbst. Der Doktor steht ja mit Ihnen in ständigem Briefwechsel.“

„Gewiß,“ bestätigte Eck lebhaft. „Auch Simonetta schreibt mir. Sie hat sich an Maltens Seite sehr vorteilhaft entwickelt. Es scheint, daß sie jetzt keine Launen mehr hat, daß sie eine recht gute Frau und Mutter ist. Eine wirklich gute Mutter.“

Der alte Detektiv betrachtete seinen Wirt aufmerksam. Dann faßte er seine Hand und schaute ihm fest in die Augen. „Und Sie?“ fragte er. „Wie sieht es in Ihnen aus?“

Ecks Blick hielt dem seinen stand. „Ich habe gebüßt nach außen und nach innen. Ein gut Teil meiner Seele ist leer gewesen — trostlos leer. Ich habe sie jetzt mit Liebe ausgefüllt, mit Liebe zu allen, die der werktätigen Liebe bedürftig. Müller, mein alter Freund, Sie brauchen keine Sorge um mich zu haben.“

Ende.



Die Siegerin.

Roman von Elſe Höffer.

(Nachdruck verboten.)

Wer nie im Kampf geſtanden,
Wird nie als Sieger geehrt . .

Erſtes Kapitel.

Kühler, herber Frühlingswind ſtrich über das Land und trieb ein paar duftige, flaumige Wölkchen langſam über das Firmament. Der Mond ſtand voll und golden am Himmel und warf breite Lichtfluten auf das ſchlafende Land. Die alten Bäume des Parkes rauſchten tief, und wie ein ernſtes, rhythmiſches Lied klang das Raunen durch die ſtille Nacht. Die hohe, helle Mauer, die den Park umſchloß, ſchimmerte geſpenſtiſch durch die dunklen Büſche, das Schlößchen im Hintergrunde reckte ſich zwiſchen uralten Kiefern. Die Wetterfahnen auf den beiden klobigen Türmen, die den Bau flankierten, knirſchten leiſe. Zuweilen ächzte die eine, dann antwortete die andere klagend, wehevoll. Wieder ein heiſeres Knarren, ein roſtiges Knattern — darauf der dumpfe Schrei eines Käuzchens, das in weichem, ſachtem Fluge um die Kiefernwipfel ſtrich.

Aus dem ſchmalen Turmfenſter glitt ein Lichtſtreifen bis hinab auf den Kiesweg, wo er in einem viereckigen Lichtfleck wie in einem kleinen Lichtſee

endete. Ein Fensterriegel knirschte laut, dann schlug das Fenster klappernd zurück, und eine schmale weiße Mädchengestalt beugte sich in die Nacht hinaus und horchte mit gehobenem Kopfe nach der weißen Landstraße hinab. In der ganzen Haltung war ein erregtes, gespanntes, atemloses Lauschen. Eine schwere Flechte glitt ihr über die Schulter, das Käuzchen strich dicht an ihrer Stirn vorbei. Sie erschrak nicht, sie kannte die scheuen Tiere der Nacht, sie kannte das rauhe Krächzen der Wetterfahnen und das tiefe Raunen der Wipfel seit ihrer ersten Kindheit. Sie kannte keine Furcht in ihrem einsamen Vaterhause.

Der schlanke Körper beugte sich immer weiter aus dem Fenster, aber die Nacht war still, die weiße Straße am Fuße des Parkes lag leblos, schlafend, der herbe Wind griff durch das leichte Nachtkleid und strich kühl über die Glieder des Mädchens. Sie erschauerte und kreuzte die Arme über der Brust. Dann trat sie zögernd zurück, als überlege sie, ob sie das Fenster schließen sollte; aber dann griff sie nur rasch hinter sich und hüllte sich in ein weites, weiches Tuch, das sie vor dem Luftzug schützte. Sie duckte sich auf der Fensterbank zusammen und sah unverwandt auf die hellleuchtende Straße, auf der sich die grotesken Schatten der Chausseebäume scharf abhoben.

Ihre Augen wurden heiß vom scharfen Spähen, ihr Ohr lauschte angestrengt, ob nicht auf der harten Chaussee das Rollen eines Wagens klang; zuweilen blinzelte sie müde, aber gewaltsam kämpfte sie gegen die höher und höher quellende Müdigkeit. Sie wollte nicht schlafen, sie wollte wach bleiben — sie wollte die erste sein, die seine Ankunft bemerkte, sie wollte die erste sein, die den schrillen, häßlichen Klingelschrei hörte, sie wollte die erste sein, die ihn begrüßte, die ihm

über den Kiesweg entgegeneilte und ihm um den Hals flog.

Bei dieser Vorstellung wurde sie wieder ganz wach und reckte und dehnte sich und lächelte. Ob er wohl kam? Heute nacht noch?

Sie lauschte wieder hinaus und hielt den raschen Atem an. Man konnte das bei ihm nie wissen, denn er war so unberechenbar, liebte Überraschungen, mochte sich nicht binden. In seinem letzten Briefe hatte ja nur die kurze, flüchtige, eigentlich gleichgültige Bemerkung gestanden: „Vielleicht komme ich auf Osterurlaub —“ Da hatten sie alle, die um den Teetisch saßen und auf den Brief schauten, vergnügte Gesichter gemacht, und ihr Herz hatte einen ganz lauten, starken Schlag getan. Aber gleich darauf hatte der Vater ruhig gesagt: „Na, freut euch nicht zu früh, denn das kann man noch lange nicht wissen!“

Da war es wie ein kalter Schatten auf die Freude gefallen. Aber der Vater hatte ja recht, wissen konnte man es nicht. Solch ein hingeworfenes Wort hatte nichts zu bedeuten. Sie wollte sich auch gar nicht freuen, gewaltsam erstickte sie die aufquellende freudigheiße Regung; aber trotzdem wartete sie jede Nacht — das sah ja niemand, das ahnte niemand in dem weitläufigen Hause, und vielleicht kam er doch, und da mußte sie die erste sein!

Und wieder beugte sie sich weit hinaus, und ihre Augen brannten, und der spielende Wind zog an ihren langen Strähnen und blähte das weiche Tuch.

Plötzlich fuhr sie erschreckt zusammen. Aus dem Nebenzimmer klang eine müde, verschlafene Stimme. Sie zitterte, als sei sie auf einem Unrecht ertappt.

„Erika!“

Sie schwieg.

„Du — Erika — bist du wach? Warum hast du Licht?“

Es war die schlaftrunkene Stimme der kleinen Schwester, die durch den Lichtschein geweckt worden war.

Erika rührte sich nicht, sie schämte sich so sehr, sie schämte sich ihrer Ungeduld und Erwartung.

„Ach, Erika, du kannst es ja ruhig sagen, ich weiß es ja doch — du denkst, er käme heute nacht.“

Die helle Stimme klang nun ganz wach, ein wenig verhalten lachend.

Erika biß sich zornig auf die Lippen. „Nein — bewahre!“ sagte sie rauh. „Ich suche nur etwas!“

„Mitten in der Nacht?“ Irmgard lachte leise auf, aber es lag so viel Güte in dem Lachen, keine Spur von Spott klang mit.

Dann flog eine Decke zur Seite, auf der Diele tappte der leise Schritt nackter Füße — und unter der Türe stand Irmgard, klein, zierlich, goldblond, mit blinzelnden, müden Augen, einem süßen, verzogenen Kindermund und wirren, eigensinnigen Haarringeln um das hübsche Gesicht. Sie lief auf die Schwester zu und schlang beide Arme um die schmale, hohe Gestalt Erikas. „Geh doch zu Bett! Du wirst dir den Tod holen! Er kommt ja doch nicht! Wie oft hat er es schon so gemacht!“ Und als sie das blasse, enttäuschte Gesicht sah, sagte sie hastig in liebreizender Gutmütigkeit: „Wenn es klingelt, hörst du es ja gerade so gut!“

„Ja — ja!“ sagte Erika kurz. In ihrer Stimme war ein Beben.

„Erika, leg dich hin!“ bettelte die Kleine. „Ich schwöre dir, ich will ganz still liegen bleiben, wenn er kommt, ich will nicht aufstehen. Du sollst ihm aufmachen, du sollst die erste sein!“

Eine heiße Welle stieg in Erikas zuckendes Gesicht, sie sah über die kleine Schwester hinweg auf die Wand und hob die Schultern. Es tat ihr weh, daß Irmgard sie durchschaut hatte. Es tat ihr weh, daß ihr Empfinden bloßlag.

Sie glitt unter die Bettdecke und zog sie über das Gesicht, so daß nur die unruhigen dunklen Augen eigentümlich aus dem klaren Weiß der Kissen leuchteten. Die schmalen, geraden Brauen zuckten auf der weißen Stirn.

„Gute Nacht!“ sagte sie kurz und drehte sich nach der Wand um.

Irmgard stand noch einen Augenblick zögernd, sie wartete noch auf ein Wort. Dann ließ sie den Kopf hängen und schlich zu ihrem Bett hinüber.

Sie faltete die Hände im Nacken und dachte an die große Schwester, die sich nun gewiß mit erregten Gedanken quälte. Warum war Erika nur so verschlossen? Warum wies sie sie stets ab? Warum sagte sie nun nicht offen und froh: „Ja, ich freue mich, freue mich ganz schrecklich auf ihn!“ Sie wußten es ja doch alle. Jeder im Hause wußte, daß Erikas stärkstes, wärmstes Empfinden dem großen Bruder gehörte, daß sich all ihre Gedanken und ehrgeizigen Pläne um ihn drehten, daß die anderen Geschwister in ihrem Herzen erst in zweiter Linie kamen.

Irmgard seufzte ein wenig, sie war ja nicht eifersüchtig, sie hatte den großen Bruder auch lieb, sie war sogar sehr, sehr stolz auf ihn, aber so wie Erika, die keinen anderen Menschen für gleichwertig hielt — nein, so war sie nicht. Was war denn so Besonderes an ihm?

Ihre Gedanken verwirrten sich. Waren nicht viele große Brüder so wie er?

Da erschrak sie vor sich selbst. Wenn das Erika

wüßte, wie würde sie sie verachten ob eines solchen Verrates! Langsam kroch die Müdigkeit über sie hin. „Was ist nur so Besonderes an ihm?“ flüsterte sie noch einmal im Einschlafen.

Nebenan lag Erika erregt, zitternd; jeder Nerv in ihr zuckte. Nun kam er wieder nicht! Wieder eine Enttäuschung! Jetzt fühlte sie erst, wie sie gewartet, wie heiß sie sich gesehnt hatte. Und Irmgard hatte es gemerkt. Das Blut stieg ihr in die Stirn. Keiner sollte es doch wissen, auch er nicht!

Warum verbarg sie ihre Liebe nur so scheu? Weil es ihr Bestes war? — Ja, es war ihr Bestes! Sie würde wohl keinen Menschen je so lieben können, wie sie den Bruder liebte. Was kümmerten sie auch andere Männer! Mit denen tanzte man, man lachte, flirtete ein wenig, aber wenn man so ausgefüllt war von einem, dann war man gefeit. Sie wollte auch nur für ihn dasein, für ihn leben.

Wenn er nur käme! Seine Besuche daheim waren so selten, so kurz; so flüchtig und leer wollten sie dem Mädchen erscheinen in dieser stillen, einsamen Nacht. Er wußte wohl gar nicht, welch eine unruhige Erwartung er anfachte mit solch einem flüchtigen, unbedachten Wort. Für gewöhnlich nahm sie sich zusammen, die viele Arbeit, der große, lebhafte Haushalt füllten ihre Zeit, aber nachts wartete sie und sehnte sich, und morgens war ihr Gesicht blaß und schlaff, um die Augen lagerten breite Schatten, und um den Mund zitterte ein nervöses Spiel.

Ob Irmgard wohl schon schlief? Am Ende hatte sie der Kleinen weh getan durch ihr kurzes, herbes Ablehnen. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte drüben den wirren blonden Kopf gestreichelt; sie konnte ja so schwer gegen ihre scheue, verschlossene Art

ankämpfen, und dann — das große, starke Gefühl in ihr ließ neben sich nur kleine, matte Empfindungen aufkommen, die anderen kamen wohl zu kurz dabei. Aber sie konnte sich nicht zersplittern, und sie wollte es auch nicht.

Erika richtete sich auf im Bette, sie konnte nicht schlafen. Vielleicht kam er doch noch. Vorsichtig im Dunkeln tastete sie nach dem Fenster hin, und wieder beugte sie sich in die kühle, lichte Lenznacht hinaus.

Irmgard hatte den leise tappenden Schritt wohl gehört, aber sie schwieg und stellte sich schlafend. Mit feinem Herzensinstinkt hatte sie begriffen, daß der Schwester das Bemerken ihrer Ungeduld unangenehm war, sie wollte sie schonen, zart sein, lieb. Und in dem kindlichen Herzen stieg plötzlich eine dunkle Angst empor, eine dumpfe Ahnung von einem nahenden Unheil, und eine qualvolle, heiße, unverstandene Angst ergriff sie. Irmgard faltete die Hände über der Brust, die Tränen liefen ihr über das Gesicht, und sie zog die Decke bis über das wirre Haar. Ein erschreckender Gedanke schüttelte sie. Ist er auch so viel Liebe wert? Und wenn er sie nicht verdient, was soll da aus Erika werden?

Sie preßte die Hände vor die Augen und atmete schwer. Was waren das doch für dumme Gedanken! Ach, nachts sah ja alles so schlimm aus!

Erika faltete die Hände über dem Eisenstabe, der das Turmfenster sperrte, sie sah mit ernsten Augen hinaus in die Nacht. Und wie ihr Blick über die wiegenden Wipfel, die flüsternden Büsche schweifte, kam ihr die Ruhe zurück. Sie nahm die lichtvolle, schweigende Schönheit in sich auf, und ihre Stimmung wandelte sich und paßte sich der weihevollen Nacht an. Die Natur wirkte stets auf sie, und zu jeder Stunde ihres

Lebens verstand sie ihre Sprache, die aus der Tiefe der braunen Erde stieg und sich aus der Unendlichkeit des Himmels senkte. Sie war ein Landkind und so eng verwachsen mit der heimatlichen Erde, daß sie jede Regung da draußen fühlte und begriff.

Und wie der Mond langsam hinter den Dachfirst glitt, da hatte sich alles Wirre, Herbe, Qualvolle in ihr gelöst, sie wartete still und hoffnungssicher. Sie wußte jetzt: er kam! Er mußte den Weg ins Elternhaus finden, er mußte fühlen, wie sie alle sich nach ihm sehnten. Die Heimat hielt ihn ja fest mit starken, kraftvollen Händen. Eine stille Freudigkeit kam über das Mädchen. Wenn er einmal wieder dies weite, braune Land gesehen hatte, dieses alte, traute Haus, dann gehörte er ihnen wieder trotz des wilden Lebens da draußen.

Plötzlich zuckte drüben im zweiten Turme ein Lichtschein auf. Erika sah scharf hinüber. Da sah sie die beiden blonden Köpfe der kleinen Brüder, auf denen das matte Licht gleißte. Sie bogen sich auch zum Fenster hinaus. Ernst hob einen Krimstecher und spähte die Straße hinab. Max nahm ihm das Glas ungeduldig aus der Hand und sah lange und bedächtig hindurch.

Da trat Erika zurück und legte sich nieder.

So warteten die Kinder des Hauses Farnhorst auf ihren großen Bruder.

Zweites Kapitel.

Gegen Morgen war Erika in einen dumpfen, schweren Schlaf gesunken. Da schrillte die Klingel laut und grell auf. Sie zuckte im Schlaf und erwachte jäh. Sie hörte das dumpfe Rollen eines Wagens,

der sich nach der Stadt zu entfernte. Ihr schlummerndes Ohr hatte ja auf diesen Ton gewartet. Sie sprang aus dem Bette. Er war da! Ein heißes Glücksgefühl sprudelte auf. Er war da! Wenn nur niemand ihn gehört hatte! Wenn nur niemand ihr zuvorkam! Die kleinen Brüder warteten, Irmgard regte sich, die Mutter lauschte wohl auch. Doch sie, sie mußte die erste sein, ihr gehörte er zuallererst.

Mit zitternden Händen warf sie ein Morgenkleid über. Sie stieß sich am Knie, sie warf eine Vase um. Nur schnell — schnell!

Da schrillte die Klingel wieder, ungeduldig, ärgerlich klang es. Was hatte die Klingel für einen häßlichen, hämischen Klang und brachte doch so frohe Kunde!

Mit bloßen Füßen lief Erika über den groben Kies. Sie fühlte den Schmerz nicht, sie fühlte auch die scharfe Kühle des Morgens nicht. Ihre geschmeidige Gestalt eilte quer über den breiten Rasenplatz, zwischen den düsteren Stämmen hindurch, ihr Herz schlug rasend.

Da am Parktor lehnte ein Mann. Scharf hob sich die hohe, breite Gestalt gegen den lichter werdenden Himmel ab. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, beide Hände steckten in den Taschen. Als er die huschende Gestalt sah, legte er die Hand auf die breite Klinke.

„Ich dachte schon, ihr hörtet mich nicht!“ sagte er, und in seinem Ton war eine leise Gereiztheit.

Erika schloß auf mit unsicherer Hand, dann umschlang sie ihn mit beiden Armen. „Nun bist du doch gekommen!“ sagte sie, und in ihren Worten war ein heißer Dank.

Er küßte sie auf die Wange. „Na, guten Tag, Schwesterlein! Natürlich bin ich gekommen. Wie geht's bei euch?“

Erika schwieg, sie konnte nicht antworten, so würgte sie die Erregung. Sie schloß die Pforte und sah einen Augenblick auf eine blitzende Sonnenspitze, die sich über den Waldrand hob. „Ja," dachte sie selig, „die Sonne ist da." Dann ging sie ruhig neben ihm her. „Bist du hungrig?" fragte sie besorgt. „Hast du eine gute Fahrt gehabt?"

„Ja — ja," antwortete er hastig. „Müde bin ich vor allem."

„Du mußt zuerst noch etwas essen," sagte sie besorgt.

„Na, meinetwegen."

Als sie vor der breiten Glastüre standen, die in das lange Gartenzimmer führte, kamen Max und Ernst ihnen entgegengestürmt. Sie fielen dem Bruder um den Hals, nahmen ihm den Stock ab und befühlten das seidene Mantelfutter, als er ihnen den Mantel in die Hand drückte.

Dann schob er sie energisch beiseite.

„Erika, bitte, drehe das Licht an, damit man sieht, was man sagt. — Jungens, macht doch nicht solch einen Heidenlärm!"

In dem hell aufblitzenden Licht stand ihnen der Bruder plötzlich so fremd und kalt gegenüber.

Da öffnete sich die Tür, und die Mutter stand auf der Schwelle; sie lächelte, und ihre Augen waren feucht.

Der lange Sohn nahm ihre feine, zierliche Gestalt in die Arme und küßte sie herzlich. „Mamachen!" sagte er zärtlich.

Sie nahm seinen Kopf zwischen die Hände und sah ihn einen Augenblick hell und scharf an, und ein leises Erstaunen trat in ihren Blick.

Da schob sich wieder eine zarte Gestalt neben sie. Irmgard legte die Hand auf des Bruders Arm. Er beugte sich flüchtig über sie.

„Nein, bis man sich hier durchgeküßt hat! Wir sind doch eine recht zahlreiche Familie!“ sagte er, und in seiner Stimme war ein leichter Spott.

„Gott sei Dank!“ sagte die Mutter froh und klar.

„Na —“ sagte der Sohn.

Und das kurze scharfe Wort strich wie ein Mißklang durch das weite Gemach. Alle Augen waren erstaunt und verständnislos auf den Mann gerichtet, der sich mit dem weißen Tuch über das Gesicht wischte.

„Man wird so schmutzig von dem ekligen Eisenbahnruß! Nun gebt mir etwas zu essen! So gut wie zu Hause schmeckt es ja nirgends!“

Da leuchtete der Stolz in den Augen der Mutter, und der Mißklang war verwischt.

Er setzte sich an den Tisch, und Irmgard stellte Platten und Teller vor ihn hin. Erika saß regungslos ihm gegenüber. Sie rührte sich nicht vom Platze, sie half nicht, sie wollte kein Wort verlieren von dem, was er sagte. Irmgard begriff sie. Sie ging leise ab und zu, unmerklich und graziös.

Hans Farnhorst trank hastig ein Glas Wein, dann aß er nervös, unruhig, ohne rechten Appetit, und alle Augen hingen an ihm und beobachteten ihn. Die beiden Jungen auf der Ofenbank bewunderten sprachlos die bunte Krawatte, die mit einem natürlichen Schick geschlungen war, sie betrachteten die breiten amerikanischen Schuhe und den zartgefärbten Strumpf, der darüber sichtbar wurde.

Die Mutter sah in die unruhigen Augen des Sohnes, und Irmgard schaute nachdenklich auf die Schwester. Die saß mit ernsten Blicken, und ihre Seele nahm alle Eindrücke auf. Ihr war, als täten sie ihr weh. Und doch war sie ja so glücklich. Nur — der Bruder war verändert! Nein, eigentlich war er, wie er stets ge-

wesen, nur einen Schein bleicher, unruhiger, gleichgültiger. Er hatte etwas Gereiztes im Ton, und dann — sein Gesicht war etwas verschwommener, die Linien unklarer, die Augen trüber. Ob er wohl zu viel arbeitete? Er hatte ja einmal etwas vom Kriegsakademieexamen geschrieben. Darauf hatte er sich vorbereiten wollen — vielleicht war es das.

Der Mutter Augen sahen schärfer. Des Sohnes Hand griff zu oft nach dem Glase. Die Säcke unter den Augen zitterten in dem schlaffen Gesicht.

„Wie geht es im Regiment? Ihr seid doch nicht etwa unsolide?“ Wie eine Neckerei sollte es klingen, aber es war ein angstvoller Unterton im Fragen.

Er fuhr auf. „Wie kommst du darauf?“ fragte er scharf.

Da lächelte sie. „Es sollte ein Scherz sein, Hans.“

Seine Brauen zuckten. Dann stürzten die Fragen wie Sturzwellen über ihn her.

„Was machen deine Pferde?“ riefen die Jungen. „Erzähle doch, erzähle!“

„Gut, gut, gut!“ wehrte er lachend ab. „Morgen, Herrschaften! Ihr wißt doch, daß Erzählen mir ein Greuel ist.“

„Aber von den Pferden doch!“ bettelte Max.

Hans dehnte sich. „Ne, ich bin müde. Laßt mich ungeschoren!“

Da sagte Erika mit ruhiger Stimme: „Du wolltest dich für die Kriegsakademie vorbereiten diesen Winter. Hast du das getan?“

Da errötete er. „Nein,“ sagte er verlegen, und dann plötzlich setzte er ärgerlich hinzu: „Das sind meine Angelegenheiten.“

„Du schriebst es doch!“ sagte sie.

Er sah sie unter den zusammengezogenen Brauen

zornig an. „Herrgott, du brauchst doch nicht jede Bemerkung gleich tragisch zu nehmen!“ Dann wurde ihm ungemütlich unter ihrem ernsthaften Blick. Sein Auge glitt von ihrem Gesicht ab und strich über ihr loses Kleid und musterte mißbilligend die langen, schweren Haarsträhnen, und dann sagte er: „Du bist ja in einem merkwürdigen Aufzuge! Seid ihr immer so hier?“

Erika erblaßte und sah hochmütig über ihn hinweg. Mit einem Male war er ihr so fern. Was war das nur? War der Mann da mit dem gereizten Ton, dem schlaffen Gesicht, dem höhnischen Lächeln der geliebte Bruder?

„Du bist müde, wir wollen uns alle zurückziehen!“ sagte die Mutter energisch. Sie schob den Sohn vor sich her die Treppe hinauf zu seinem Zimmer, das schon lange für ihn bereit war.

Die Geschwister waren allein. Der Mißton zitterte noch über ihnen. Erika sah durch das Fenster in die steigende Sonne. Irmgard kauerte auf einem Stuhl, ihr ganzes Herz drängte sie zur Schwester, aber sie wagte es nicht.

Max hob sein weiches Gesicht zur Schwester empor und sagte anklagend: „Warum hast du ihn geärgert?“

„Sie hat ganz recht gehabt, er hat das doch geschrieben!“ sagte Ernst hart und laut, und in diesem Augenblick glich er seiner ältesten Schwester; es war dasselbe schroffe Zusammenschließen der Lippen, derselbe forschende Blick. „Man schreibt das doch nicht, wenn es —“

Irmgard zitterte. „Ach Gott, laß doch, es ist doch nichts weiter dabei!“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme. „Er hat vielleicht keine Zeit gehabt.“

„Irmgard hat recht,“ sagte Erika ruhig. So weh

ihr das Betragen des Bruders auch getan hatte, sie konnte es nicht hören, wenn eine Stimme sich gegen ihn erhob.

„Komm, Irmgard, wir wollen noch ein wenig ruhen.“

Das Haus sank noch einmal in einen kurzen Schlummer.

Erika faltete die Hände über der Brust und vergaß den häßlichen Mißklang und das fremde kalte Gesicht.

„Er ist da — ich bin so froh!“

Drittes Kapitel.

Früher als sonst flogen die Fensterläden auf, und ein hastiges Leben ging durch das Haus. Aber alle schritten leichter, vorsichtiger. Hans schlief ja noch, seine Läden waren fest geschlossen, und die beiden Jungen, die immer wieder an der Türspalte horchten, hörten nur den tiefen, ruhigen Atem.

„Wann er wohl munter wird?“ fragte Max immer wieder.

„Geht jetzt in den Garten,“ sagte Irmgard verweisend, „ihr macht so viel Lärm im Hause, bis ihr ihn weckt!“

Erika war bereits in den Park gegangen, sie strich planlos umher, nur die Augen hatten ein Ziel. Die hafteten immer wieder auf den fest geschlossenen Läden, hinter denen der Bruder schlief. Sie ging immer tiefer in den Park. Sie strich um den kleinen, dunklen Weiher, der so eigentümlich tief und still war. Langsam fing sie an, blühende Zweige zu brechen, bis sie sie nicht mehr in der Hand halten konnte und sie in den Arm nehmen mußte. Dann schritt sie rasch auf

das Haus zu. Sie wollte alle Vasen füllen, sie wollte die Zimmer schmücken, es sollte Festtag sein.

Auf dem Wege kam ihr eine hellgekleidete Gestalt entgegen.

Erika winkte mit den blühenden Zweigen. „Guten Morgen, Jane! Gut geschlafen bei dem Lärm heute nacht?“

Die andere schüttelte den Kopf. „No,“ sagte sie, „das ganze Haus ist ja verrückt.“

Da lachten sie beide so frisch und frei und jugendfroh, daß das helle Lachen sich aufschwang bis zu den Wipfeln der ernsten Kiefern.

Erika legte alle Zweige auf den Arm Janes, und immer mehr Blüten brach sie. „O Jane, es soll wunderschön bei uns werden!“

Die junge Engländerin, die seit einigen Monaten in der Familie Farnhorst lebte, um mit den Mädchen Englisch zu sprechen, nickte. Irmgard schwärmte für die blonde, hochgewachsene Miß. Mit Erika verband sie eine herzliche Freundschaft.

„Ich will das ganze Haus schmücken, er soll fühlen und sehen, wie wir uns freuen!“

Jane nickte wieder und sah mit ihren schwärmerischen Augen in die Kiefernwipfel empor. „Ich bin sehr neugierig auf ihn, Erika.“

„Ich sage dir, er ist ein seltener Mensch; so stattlich, so klug, und ich glaube sicher, auch sehr tüchtig. Er wird es einmal sehr weit bringen. Das weiß ich genau. Du kennst keinen, der annähernd so ist wie er.“

„Du bist in ihn verliebt,“ sagte Jane trocken.

Die beiden Mädchen lachten.

Da flogen die so lange geschlossenen Fensterläden auf, und Hans beugte sich heraus. Als er die Mädchen sah, trat er hastig zurück, denn er hatte seine Toilette

noch nicht vollendet. „Pardon!“ rief er aus dem dunkeln Hintergrund des Zimmers.

Jane war tief errötet bis unter die Wurzeln der lichten Haare.

Erika winkte hinauf, und in ihren Augen stand wieder die helle Freude. „Nun hast du ihn ja gesehen,“ sagte sie.

Jane sah zur Seite, aber Erika bemerkte doch, wie es in dem Gesichte zuckte.

„Wie sie wohl Hans gefallen wird?“ dachte Erika. „Ob er sie hübsch findet? Ob er ihr wohl den Hof macht?“ Sie sah prüfend auf die hochgewachsene Gestalt der Engländerin, zu der die lässigen Bewegungen so gut paßten. Dann huschte ihr Blick über das unregelmäßige, weiche Gesicht, in dem nur der lichte, wunderbar gepflegte Teint schön war und darüber die schimmernde Haarkrone. Jane war eine Erscheinung, die eigentümlich anziehend wirkte durch die peinliche Sorgfalt ihres Äußeren, durch die frische, stolz gepflegte Gesundheit ihres Körpers. „Ob sie wohl Temperament hat?“ dachte Erika weiter. „Ich glaube nicht recht. Sie ist so lässig, so müde und schwärmerisch. Sie ist gewiß nicht nach seinem Geschmack.“ Darüber hatte sie noch nie nachgedacht. Wie mochte die Frau wohl sein, die ihm gefiel? Gewiß weit über jedem Durchschnitt in jeder Beziehung! Da tat ihr auf einmal etwas weh in der Brust. Wenn er erst eine Frau hatte, dann verlor sie ihn ganz, dann gehörte er ihr nicht mehr, dann war sie beiseite geschoben. Eine glühende Eifersucht lohte auf. Ach — hoffentlich würde er nie, nie ein Mädchen lieben! Sie wollte doch einst zu ihm ziehen.

Auf einmal kam ihr ihr häßlicher Egoismus zum Bewußtsein. Sie würde dann zurücktreten — selbst-

verständlich, sie würde lernen, sich an seinem Glück zu freuen — gewiß! Aber ihre Gedanken wichen ängstlich ab, noch war es ja nicht so weit, noch gehörte er ihr.

Ein wahres Blütenbeet duftete auf dem Teetisch. Irmgard hatte die Fenster des Gartensaales weit geöffnet, und die Frühlingssonne flutete in breitem Strome herein. Die ganze Familie wartete auf Hans.

Da tönte vor dem Hause ein leichter Hufschlag auf dem Kies, der Vater kam von seinem Morgenritte heim. Die Sonne schimmerte auf seinem rotblonden Vollbart und umflutete seine kraftvolle, ritterliche Gestalt, die sich etwas steif und schwerfällig aus dem Sattel hob. Man sah seinem knappen Anzug und den straffen Bewegungen noch immer den früheren Offizier an. Ein Herzleiden hatte ihn gezwungen, vorzeitig den Abschied zu erbitten, und doch ließ er es sich nicht nehmen, morgens seinen Ritt zu machen wie in alter Zeit; aber wenn er vom Pferde stieg, dann lag oft ein schmerzlich bitteres Lächeln um den Mund, und die Seinen wußten, daß er litt. Er war so gern Soldat gewesen, sein ganzes Herz, sein Ehrgeiz hingen an dem Beruf, und als er gehen mußte, da war sein Leben in seiner besten Kraft gebrochen.

Er hatte dann das kleine Gut gekauft, dicht an der Mosel, denn die Güter waren ja in Lothringen so billig, die alten französischen Familien mochten nicht mehr auf deutschem Boden leben. Wie das hier im Lande so üblich, waren bei dem Schlößchen nur einige Weinberge und ein paar Äcker, gerade genug Beschäftigung für einen leidenden Mann. Hier verzehrte er in Ruhe seine Pension, und der Erlös aus den Weinbergen, die eine gute Lage hatten, verhalf ihm und den Seinen zu einem schlichten, aber behaglichen Leben. Farnhorst liebte die Besitzung, als sei sie sein

angestammtes Erbgut, und seine Kinder hingen an dem alten Park und der grünen Mosel, die ihn begrenzte. Hinter dem flachen Hügelrücken lag das kleine Dorf, das zum Schloß gehört hatte, und eine halbe Stunde aufwärts hoben sich die klobigen Türme der Kreisstadt, zu der die Jungen täglich in das Gymnasium pilgerten.

Farnhorst sah noch einmal die Landstraße hinauf, dann stieg er langsam die Stufen zum Gartensalon empor. Sein Gesicht war erhitzt, die feinen Fältchen und Krähenfüße zuckten um die Augen, die stahlblau unter der stark gebauten Stirn hervorschauten.

„Da sitzt wahrhaftig schon die ganze Familie, und der edle Hans läßt auf sich warten!“

„Aber er ist schon auf,“ sagte Erika schnell, wie entschuldigend.

Des Vaters Auge blitzte zu ihr hinüber, er nickte ihr zu. „Du reitest natürlich vorläufig nicht mit mir, solange er da ist?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Ach, Vater, die kurze Zeit —“

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Na ja, aber er steht ja doch nicht vor Mittag auf!“

„Es ist doch ein so kurzer Urlaub, Hermann, er soll nur ordentlich ausschlafen, er sah recht schlecht aus.“ Die Stimme der Mutter klang besorgt.

Da wurde der Blick des Hausherrn aufmerksam. „So — so, schlecht sah er aus?“

In diesem Augenblick kam Hans, tadellos frisiert, patent vom Scheitel bis zum schmalen Lackschuh. Ein fröhlicher Tumult empfing ihn, und er ließ sich umsorgen und verwöhnen — huldvoll, gutmütig, ein wenig nachlässig.

In des Vaters Augen leuchtete der Stolz ver-

stohlen. „Der Junge versteht's! Wenn er nur sonst ein tüchtiger, zuverlässiger Mensch ist!“ dachte er.

„Wie schlaff ist sein Gesicht geworden, so seltsam gealtert!“ grübelte die Mutter.

Die Schwestern strichen ihm die Brötchen und klopften ihm die Eier auf, Jane schenkte ihm den Tee ein, und übermütige Scherzworte flogen hin und her. Binnen wenigen Minuten hatte sich ein lebhafter Flirt zwischen dem jungen Offizier und der blonden Engländerin entsponnen. Er sagte ihr Schmeicheleien über Schmeicheleien. Sie errötete tief, und die Schwestern erröteten mit ihr. Erika dachte erstaunt: „Sie gefällt ihm also doch! Nun, das ist ja nur ein Flirt!“

Sie beobachtete Jane, die mit lässiger Grazie kokettierte, und dann sah sie in des Bruders Auge ein kleines gelbes Flämmchen züngeln. Sie erschrak so, daß sie blaß wurde, und sie wußte doch nicht, weshalb. Er hatte so verändert ausgesehen in dieser kurzen Sekunde — ganz raubtierhaft!

Sie stand rasch auf. „Kommt jetzt mit, wir wollen in den Garten!“

Geräuschvoll stürmten alle die Stufen hinab.

Die Eltern lehnten am Fenster und sahen ihnen still nach. Dann strich der Mann über das sorgenvolle Gesicht der Frau.

„Mutterchen, wozu die dummen Sorgen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Was denkst du, Hermann! Ich bin doch ganz vergnügt!“

„Laß nur, ich sehe es dir ja an. Du mußt ein bißchen Vertrauen haben, nicht ohne Grund so schwarz sehen. Er ist doch unser Sohn, und wir sind ein tüchtiges Geschlecht.“

Sie nickte ihm zu, sein starker, lebensvoller Optimismus hatte sie besiegt. Nur tief innen blieb ihr

das tückische Bohren: „Wie schlaff der Junge aussieht!“

Hans wurde überall herumgeführt — in den Pferdestall, in den Hühnerhof, in den neuen Weinkeller, an den Teich. Und er sah sich alles an mit liebenswürdigem Interesse, aber ein bißchen kühl, ein wenig von oben herab. Kein Funke sprühte auf in seinem Auge, keine starke Freude an der Heimat quoll empor.

Erika zeigte ihm den neuen Rappen. „Den reite ich!“ sagte sie stolz.

Hans musterte ihn kalt. „Schinder,“ sagte er ruhig.

Da schossen dem Mädchen die Tränen in die Augen, und sie drückte einen Augenblick das Gesicht in die dunkle Mähne.

Auf einmal sagte Ernst laut und scharf mit seiner hellen jungen Stimme: „Wir haben eben kein Geld, um uns bessere Pferde zu kaufen.“

Er lehnte an der Stalltüre, und das schmale Gesicht sah spitz und hager aus, die Augen schossen feindlich über den Bruder hin.

Der wandte sich kaum. „Naseweis!“ Er warf das Wort leicht über die Schulter hin.

Ernst kniff die Augen zusammen, und als die anderen in den Park gingen, blieb er zurück. Er wartete, ob Max nicht vielleicht bei ihm bliebe, aber der lief hinter dem großen Bruder her und horchte bewundernd auf jedes Wort von dessen Lippen.

Da sah Ernst Erika noch an dem Rappen lehnen. Sie strich mit zitternder Hand über das zuckende Fell und atmete hastig.

Er trat dicht an sie heran. „Erika, er ist —“

„Schweig!“ sagte sie angstvoll.

„Erika, hör auf mich!“

„Schweig!“ sagte sie herrisch, und ihre Augen

funkelten kalt. „Du sollst nie etwas über ihn sagen — mir nicht!“

Mit raschen Schritten folgte sie den anderen. Ernst zuckte die Achseln und sah finster hinter ihr her.

Erika schritt neben dem Bruder her, als sei nichts geschehen, ihr starker Wille hatte die Kränkung schnell überwunden. Sie freute sich seiner eleganten Bewegungen, seiner sicheren, vornehmen Manieren. Nur zuweilen zuckte die Eifersucht, wenn er unablässig mit Jane plauderte und auf ihre eigenen dringlichen Fragen nur flüchtige, gedankenlose Antworten hatte.

Plötzlich blieb er stehen und fragte in liebenswürdiger Bitte: „Erika — Irmgard, möchtet ihr mir wohl meinen Koffer auspacken?“

„Jetzt gleich?“ fragte Erika ruhig.

„Bitte ja, die Sachen werden nicht besser im Koffer.“

Ihre Blicke kreuzten sich, scharf spähend der eine, kühl, ein wenig spöttisch der andere.

Da hatte sie ihn verstanden. Sie legte ihren Arm um die Schultern der Schwester. „Komm, Max,“ rief sie zu dem kleinen Bruder hinüber.

Hans blieb mit Jane allein im Park. Eifrig plaudernd setzten sie ihren Spaziergang fort.

Viertes Kapitel.

Der Flirt mit Jane füllte Hans vollkommen aus, den ganzen Tag wich er kaum von ihrer Seite, und sie kamen einander rasch näher. Mit unterdrückter, zuweilen jäh losbrechender Glut ging das junge Mädchen auf seine Courmacherei ein, und er war ganz in seinem Elemente. Zündende Blicke flogen bei Tisch hinüber und herüber, halbe, dunkle Andeutungen,

leise, verstohlene Worte. Die beiden kümmerten sich kaum um die anderen, sie unterhielten sich fast ausschließlich miteinander und gingen ganz in dem heißen Spiel, in der schwülen, schweren Stimmung ihrer Leidenschaft auf.

Die Mutter sah das alles mit schmerzlichem Unbehagen, sie sah, daß die Augen des Sohnes aufloderten, wenn die Engländerin in der Nähe war, sie sah, daß das schlaffe Gesicht sich belebte, sich spannte, und ihrem reinen, starken Empfinden verschloß sich der häßliche, spielerische Sinn dieses Flirts. Sie wollte so oft mit dem Sohne sprechen, sie hatte so vieles auf dem Herzen für ihn, die Sorgen um ihn drückten sie oft schwer, aber er ließ sich gar nicht fassen, er wich aus, unmerklich fast, aber sicher und ausdauernd. Er vermied ein Alleinsein mit ihr, und sie mochte ihm die kurzen Urlaubstage nicht verbittern. Sie sah, daß er innerlich unruhig und gequält war. Dann waren seine Antworten gereizt und scharf, und er bemeisterte seine üble Laune nicht mehr. Er mäkelte an allem herum. Er fand es unpassend, wenn der Vater in der Joppe zu Tisch kam, er hofmeisterte die kleinen Brüder, so daß diese sich bald von ihm zurückzogen. Irmgard stellte er fortwährend an, er hatte stets kleine Pflichten und Aufträge für sie, und sie flog treppauf, treppab und blieb heiter und gelassen. An Erika wagte er sich nicht heran, es war, als beengte ihn ihre Gegenwart.

Der Vater legte oft den Arm um die Schulter seiner Frau und bog ihr Gesicht zu sich empor. „Mütterchen, du ärgerst dich doch nicht etwa wegen solch alberner Courmacherei?“

„Die Art, Hermann, beunruhigt mich in der Tat.“

Da runzelte er die Brauen. „Ja, ja, die Art —

du hast ganz recht. Aber das mag auch an dem Mädel liegen."

Sie nickte, sie wollte ja den Sohn so gern freisprechen, aber sie wußte doch tief innen mit ihrem klaren, sicheren Verstande, es war lediglich seine Art, die das häßliche Gepräge gab.

Erika litt. Sie litt so schwer, daß der Schlaf von ihr wich, daß ihr Gesicht schmal und die Lippen blaß wurden. Der Bruder bekümmerte sich kaum um sie, er übersah sie vollkommen, und alles, was sie erträumt und erhofft hatte von diesen Tagen, zerrann. Sie warb um ihn heimlich und demütig mit kleinen Aufmerksamkeiten und zärtlichen Worten, aber er hatte höchstens einen kleinen, freundlichen Klaps auf die Schulter für sie. Dafür aber stand in Janes blauen Augen ein großer, lodernder Triumph. Erikas Stolz war tief verletzt, und ganz langsam wuchs ein Haß gegen die Freundin, ein heißer, zäher Haß in ihr empor, der die Liebe für den Bruder nur noch schürte. Sie rang nächtelang mit den dunklen Gewalten, die sie quälten und erstickten.

Sie wollte ja nicht egoistisch sein, sie wollte ihn ja verstehen, sie wollte die häßliche Eifersucht niederringen, und sie kämpfte so tapfer, sie wehrte sich so stark gegen all das Dunkle, Unverständliche, das auf sie eindrang, bis ihre junge Kraft siegte, bis sie klar und fest auf die beiden blicken konnte. Dann war nur noch ein Zucken in ihrem Herzen, kein Kampf, keine Qual.

Sie liebten sich wohl — da trat eben alles andere zurück. Ein Mensch wie Hans warf sich nicht fort in sinnlosem Spiel, der hielt sein Herz mit fester Hand und gab es ganz.

Und zum ersten Male dämmerte ihr weich und fern

das Verständnis für die Alleinherrschaft der Liebe. Wenn sie sich wirklich liebten, dann wollte sie ihnen nicht im Wege sein. Hans sollte glücklich werden, mochte sie unbeachtet und allein bleiben! Er hatte ja nun die Frau gefunden, die er lieben konnte.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine weiche Frühlingsnacht lag auf dem Land. Alle Blüten erschlossen sich und dufteten schwer und süß, und der Duft strich über den Park und machte den Schlaf der Menschen unruhig und die Herzen heiß und sehnsüchtig.

Erika konnte nicht schlafen, sie wollte noch in den Park, um die wogenden Gedanken zu beruhigen. Das Turmzimmer war ihr zu eng geworden, die Decken zu lastend.

Übermorgen war des Bruders Urlaub abgelaufen, dann ging er wieder — wer weiß, für wie lange! Dann sah sie ihn monatelang nicht mehr, hörte kaum von ihm. Was hatte sie von seinem Aufenthalt gehabt? Er hatte kein ernstes Wort mit ihr gesprochen; wie ein Fremder war er gekommen, wie ein Fremder würde er wieder gehen. Ihr Herz lag ihr schwer in der Brust. Mit allen Fasern klammerte sich ihre Seele an ihn. Sie litt jetzt schon im voraus die Schmerzen der Sehnsucht, die die langen, langen Monate füllen würden. Aber vielleicht kam er jetzt öfter — da war ja jetzt Jane! Und wieder wollte die Eifersucht sich recken. Wenn er nur der anderen wegen kam, konnte sie sich da freuen?

Langsam ging sie die dunklen, ihr so wohlbekannten Wege. Plötzlich zuckte sie zusammen. Dicht neben sich hörte sie Stimmen, leises Flüstern, gedämpftes Raunen. Die Stimmen klangen vom Weiher her. Erika beugte sich lautlos vor. Eine breitstämmige Linde verbarg sie.

Da sah sie eine große, helle Gestalt, dicht an einen Mann geschmiegt. Und er beugte sich über sie und hielt sie an sich gepreßt, und der Mond, der aus den Wolken glitt, leuchtete in ein Gesicht, das weiß war vor Erregung und Leidenschaft.

In Erika wurde es ganz still. Aus ihres Herzens tiefster Tiefe stieg ein feierliches, wehevolles Gefühl, das sie emportrug über ihre Not. Sie atmete leise, um die Heiligkeit der Stunde nicht zu stören, und sie sah und fühlte den holden Zauber der Lenznacht, die Liebe atmete und weckte. Und die Blüten dufteten süßer. Und drüben, ganz leise und traumverloren, der erste Schlag der Nachtigall. Liebe! Das Mädchen lehnte an der Linde, und ihr war, als fühle sie im alten Stamm die Säfte steigen, dem neuen Leben, dem Lenzlicht entgegen. Und des Lebens größtes und tiefstes Rätsel hob sich vor ihr. Sie atmete freier, stolzer.

Die beiden da drüben hatten sich gefunden inmitten all dieser Frühlingsschönheit, die liebten sich, mußten sich lieben. Ohne Weh und ohne Bitterkeit dachte sie: „Was ist die Schwester dem Bruder? — Was wird er mir sein, wenn einmal auch meine Stunde für den Lenz und die Liebe da ist?“

Sie sah hinüber auf die beiden, die sich umschlungen hielten in selbstvergessener Umarmung. Dann ging sie leise ins Haus zurück. Auf ihrem Gesichte lag die Weihe des Erlebnisses, ihre Augen hatten tief hineingeschaut ins Leben und hatten die Schönheit gesehen, und ihr Herz war stark geworden. Sie hatte gelernt, den Bruder zu verstehen, die stille, selige Nacht hatte sie das Leben gelehrt. Die tiefe Leidenschaft in seinem erblaßten Gesicht hatte ihr die Macht der Liebe gezeigt. —

Am Nachmittag hatten sich telephonisch Gäste zum Tee angesagt.

„Das ist aber nett!“ jubelte Irmgard.

„Wie schade!“ sagte Hans und tauchte seinen Blick tief in Janes schmachtende Augen.

Die lächelte ihm zu so selbstvergessen, als sei nur er allein für sie vorhanden.

„Muß man dabei sein?“ fragte Hans nachlässig. „Ich hätte gern noch einen Spaziergang an die Mosel hinab gemacht.“

Der Vater wurde ärgerlich. „Selbstverständlich hast du dabei zu sein. So viel Rücksicht bist du unseren Gästen denn doch schuldig.“

„Also bleibe ich,“ sagte Hans gedehnt.

„Selbstverständlich bleibst du!“ entgegnete der Vater scharf.

Hans wollte auffahren, aber er beherrschte sich, nur seine Brauen zuckten in mühsam gebändigtem Zorn, dann steckte er sich gleichmütig eine Zigarette an.

„Hauptmann v. Ramp ist ein fideler Mann,“ sagte Irmgard, „und seine Frau ist geradezu süß!“

„Na ja,“ sagte Hans und stand gelangweilt auf.

Da meinte Erika ruhig: „Mama, vielleicht können wir schon im Garten Tee trinken.“

Die Mutter nickte flüchtig, aber in ihrem Gesicht stand eine schwere Frage. Sie fand sich in dem Sohne nicht mehr zurecht. Da war etwas in ihm, das sie erschreckte, etwas Fremdes, Gefährliches, sie fühlte es deutlich, es kam näher und näher, aber noch sah sie es nicht klar. —

Man saß am Weiher um den Teetisch, und es herrschte bald eine frohe, sonnige Stimmung. Die jungen Mädchen liefen um den Tisch und bedienten die anderen. Und die hellen, fließenden Toiletten

hoben sich reizvoll und anmutig von dem lichten Grün der Büsche. Hauptmann v. Ramp unterhielt sich mit dem Vater, und sein tiefes, gesundes Lachen stieg zuweilen empor und riß alle mit. Dann sank es zu behaglichem Knurren herab, und nur die kleinen, blauen Augen lachten, und der goldene Humor wob einen dichten spielenden Strahlenkranz darum.

Seine Frau lag tief in einen Sessel geschmiegt, um sie rieselte eine weiche, wogende Toilette, die sich um die zarte Figur schmiegte und sie wundervoll hob. Das weiße, pikante Gesichtchen war lebendig und temperamentvoll, die Augen fuhren aufmerksam und blitzschnell von einem zum anderen. Sie glichen schweifenden flinken Schwalben, und der kleine Mund lächelte, und ein starker kribbelnder Lebensstrom schien sie zu durchrieseln, von der wippenden, unruhigen Fußspitze bis zur schwankenden Locke über der niedrigen Stirn.

„Famoses Weib!“ hatte Hans gesagt, als er ihr an Erikas Seite durch den Park entgegenging. Sein Auge glitt über die weichen Linien der graziösen Gestalt, und er fing ihre raschen, funkelnden Blicke auf, und das Spiel freute ihn, regte ihn an. Er ward ganz und gar Gesellschaftsmensch, kecker Courmacher, wie ihn manche junge Frauen lieben. Er war von hinreißender Liebenswürdigkeit, gewandt, sicher, lebhaft. Er paßte sich der kleinen, eleganten Frau und ihrem Horizont, ihren Liebhabereien, ihrem Milieu mit sicherem Instinkt an, und sie fand ihn scharmant.

„Wie der Bengel heucheln kann!“ dachte der Vater ingrimmig.

Die Mutter aber dachte: „Seine Art gefällt mir immer weniger. Mit welcher Sorte Frauen muß er verkehrt haben!“ Da blieben ihre Gedanken angstvoll

stehen, und um ihren Mund grub sich ein schmerzlicher Zug, wie ihn nur Mütter haben, wenn eine häßliche Erkenntnis über den Sohn an sie herantritt.

Erika saß mit gesenkten Augen. Das Erlebnis der Nacht ließ sie noch nicht los. Sie saß wie losgelöst von dem lebhaften Kreise, sie war weit fort von ihnen allen.

Einmal sah sie zur Seite und sah Hans in lebhaftem Gespräch mit der jungen Frau. „Er ist doch sehr gewandt," dachte sie flüchtig, und es gefiel ihr an ihm, daß er Herr jeder Situation wurde. „Er beherrscht sich eben, wenn er auch lieber mit Jane allein gewesen wäre."

Dann schaute sie wieder in die zartgrünenden Büsche und auf den stillen Wasserspiegel, über dem schon vereinzelte Mücken in der weichen Luft tanzten. Wie still doch die Natur war, trotz der lachenden, lauten Menschen. Man konnte ja so leicht über die Menschen hinwegsehen, und dann war man allein. Und die Gedanken konnten kommen und gehen.

Die anderen erhoben sich, man wollte durch den Park nach dem Walde zu gehen. Ein schmaler Weg zog sich dicht an der Mosel entlang und führte dann durch die Felder nach dem Forst zu.

Erika blieb sitzen, sie sah auf ihren Vater, der stolz und aufrecht neben dem kleinen rundlichen Hauptmann v. Ramp herging.

Da legte sich eine Hand auf ihren Arm, geschmeidige Finger krallten sich durch den dünnen Stoff der Bluse in ihr Fleisch. Es war ein jäher Schmerz. Sie schrie leise auf. „Jane — du!" Sie sah in ein totenblasses, von Wut und Verachtung entstelltes Gesicht. Die sonst so weichen Linien waren verzogen und verzerrt, die Augen loderten. „Jane, was ist dir?" fragte sie angstvoll.

Das Mädchen hob die Hand und wies auf Hans. „Der — der — sieh doch den —“ Die Worte erstickten. Ihre sonst so lässige Ruhe brach zusammen unter einem wilden Auflodern aller Leidenschaften. „Sieh den — sieh doch den!“

Erika sah auf den Bruder, auf die zuckende Hand des Mädchens, die so verächtlich auf ihn wies. Und sie sah, wie er die Hand der jungen Frau an seine Lippen zog und tief und eindringlich in die braunen, funkelnden Augen blickte. Da erblaßte auch sie. Sie wußte gar nicht, was sie sagen sollte.

Die hohe Gestalt der Engländerin bog und krümmte sich wie unter einem körperlichen Schmerz.

„Jane, ich bitte dich, nimm dich zusammen! Das ist doch nur Scherz, er hat doch nur dich lieb!“ Ihre Stimme klang überzeugend und warm. Ihr ganzes Mitleid war erwacht und umfloß die Gequälte. „Jane, du weißt es doch auch, dich hat er doch lieb!“

Mit einem Male war das Gesicht des Mädchens still und glücklich. Sie nickte lächelnd. Dann legte sie beide Hände auf Erikas Schultern und sah ihr angstvoll ins Gesicht. „Hat er es dir gesagt?“

Erika schüttelte den Kopf.

Da ließ die andere mutlos die Hände sinken. „Dann weißt du es auch nicht.“

„Doch, ich weiß es. Jane, was denkst du denn von ihm, du liebst ihn doch!“

„Ich sehe es anders,“ sagte das Mädchen.

„Ich will mit ihm reden,“ erklärte Erika.

Fünftes Kapitel.

Bei Tisch fragte der Vater: „Wo steckt denn Jane?“

„Sie hat sich hingelegt, sie hat in der Sonne Kopfschmerzen bekommen.“

Hans horchte einen Augenblick auf und biß sich auf die Lippe, dann beugte er sich wieder zu der kleinen Frau und betrachtete aufmerksam das Armband, das sie ihm zeigte. Dabei glitt seine Hand ganz leicht und kosend, wie zufällig, über das feine Gelenk, an dem sich unter der weißen Haut die blauen Adern spannten, und die beiden Augenpaare trafen sich und hielten sich fest sekundenlang.

Erikas Hände zitterten. Was tat er nur, was dachte, was empfand er? War er denn anders wie sie, war er denn von anderem Fleisch und Blut? Wie konnte er nach einem solchen tiefen Erleben so frivol tändeln! Und sie sah sein heißerregtes Gesicht vor sich, wie sie es in der Nacht gesehen. Dort lag doch sein starkes Empfinden! Was war dies hier?

Die lebhafte Tischunterhaltung schwirrte über sie hinweg, das Kristall klang hell, zuweilen klirrte ein Löffel auf dem Porzellan. Sie sah über ein Blumenarrangement hinweg ihr ernstes, blasses Gesicht mit den gedankenvollen Augen im Spiegel gegenüber, und dann sah sie auf die anderen, die lächelten, plauderten, tranken, die Gesichter erhitzt vom Wein und der lebhaften Freude. Hatten die denn keine Sorgen, trugen die nicht die Lebenslasten, die so schwer und unverstanden auf ihr wuchteten?

Sie sah der Mutter Gesicht. Diese hob eben den Blick und sah fremd und verständnislos auf den Sohn. Erika erschrak, denn sie sah ein großes Leid in der Mutter Augen. Des Vaters Stirn trug eine gerade, scharfe Falte, während er mit dem Hauptmann angeregt über Jagderlebnisse sprach. Erika sah die Falte nachdenklich an. Die stand in dem Gesicht wie eine herbe, starre Kritik. Und Irmgards Augen, die waren so bang. Da sah sie, daß sie alle das gleiche Leid trugen

wie sie, und sie fühlte sich nicht mehr einsam unter ihnen. Ein starkes, schmerzvolles Band umschlang sie.

Und er lächelte, plauderte, flirtete weiter, ohne Gewissensbisse, ohne Pein, und sein Gesicht spiegelte den sorglosesten, sonnigsten Lebensgenuß.

Die junge Frau beugte sich plötzlich über den Tisch. „Sagen Sie doch, Fräulein Erika, die Engländerin ist wohl ein bißchen eifersüchtig?"

Ihre Augen lachten, ihr Mund lachte, und Hans lachte auch.

Erika hob kalt den Kopf und sah gleichgültig in die funkelnden Augen vor ihr. „Ich glaube kaum, gnädige Frau."

Frau v. Ramp errötete leicht, sie drohte immer noch lachend mit dem Finger: „Na, na!"

Da sagte Erika stolz: „Gnädige Frau, das hat solch ein Mädchen wie Jane nicht nötig!"

Die Worte waren ruhig und leidenschaftslos gesprochen, und doch war es einen Augenblick am Tische lautlos still, alle hatten sie gehört, alle hatten die scharfe Parade verstanden.

Hans fing hastig an, von seinen Rennpferden zu erzählen, und Frau v. Ramp hörte ihm zu mit liebenswürdigem Lächeln und interessierten Fragen.

Erika war ruhig, nur innerlich bebte ihr jeder Nerv. Und diese Frau da drüben, die die traurigen Blicke ihres Mannes nicht sah über dem Geschwätz eines anderen! Sie schüttelte sich leicht.

Da traf sie des Vaters Blick — hart, zündend. In den Augen stand: „Du hast Mut, mein Kind, und Mut geht über alles!" Sie hob den Kopf und lächelte ihm zu.

Kurz nach Tisch brachen die Gäste auf. Der Abschied war etwas hastig, unfrei und eilig. Erika und

Hans gingen mit bis zur Gartenpforte. Die Hand der jungen Frau lag lange und schwer in der des Mannes. Für Erika war der Gruß kalt. „Eine Feindin!“ dachte das Mädchen hochmütig. —

Am Abend gingen die Geschwister nebeneinander durch den dunklen Park. Dem Mädchen klopfte das Herz bis zum Halse. Eine atembeklemmende Angst saß ihr in der Kehle. Neben ihr schritt schweigend der Bruder. Sie sah nur das glimmende Zigarettenfünkchen und hörte nur den Schritt auf dem Kies. Zum ersten Male war sie mit ihm allein, zum ersten Male hätte sie wieder das Gefühl, daß er ihr gehörte. Nun würde er wohl mit ihr sprechen, lieb und ernst, und sie würde wieder die ganze machtvolle Liebe zu ihm emporlodern lassen, wenn sie seine Seele gesehen, nach der sie so lange suchte.

Sie waren am Teich. Hier hatte er Jane geküßt. Erika blieb stehen. Der stille, verschwiegene Ort sollte auf ihn wirken, sollte zu ihm sprechen. Da hob sich drüben leise, süß, sehnend das Lied der Nachtigall.

Hans warf die Zigarette in den Teich, wo sie zischend erlosch.

Da fragte Erika: „Warum hast du Jane so weh getan?“

Er wandte sich zu ihr. „Jane? Wieso? Wie kommst du darauf?“ Sein Ton war nachlässig, ein klein wenig geschmeichelte Eitelkeit klang durch.

Erika erschrak. Da sagte sie rasch, sich überstürzend, wie um alle Gedanken zu ersticken: „Du liebst sie doch! Du mußt sie ja lieben!“

„Ich? Hör mal, liebes Kind —“

„Ja, ja, ja!“ sagte sie erregt. Dann setzte sie ganz leise, ganz weich hinzu: „Lieber Hans!“ Ganz scheu nahm sie seine Hand: „Lieber, lieber Hans!“

„Nanu?“

„Hans, ich weiß es ja doch, sag mir alles — ich gehöre doch zu dir: sie ist deine Braut, Hans!“

Hans riß seine Hand los. „Mädel, bist du verrückt? Wer? — Jane?“ Ein ehrliches Erstaunen war in seinem Ton.

Erikas Gedanken verwirrten sich. Hatte sie sich denn geirrt? Nein, hier war es doch gewesen!

„Hans,“ sagte sie zögernd, „du hast sie doch geküßt!“

Er lachte hell auf.

Da sagte sie laut und klar: „Ich habe es selbst gesehen, hier war es — heute nacht! Du hast sie geküßt!“

Er trat dicht an sie heran und sagte scharf: „Du spionierst mir also nach! Pfui Teufel! Ich hätte dich etwas höher eingeschätzt!“

Ihre Augen strahlten kalt und hart aus dem Dunkel. „Ich habe noch niemals spioniert,“ sagte sie stolz.

Er zuckte die Achseln. „Wie kommst du denn nachts in den Park, wenn ich fragen darf?“

Da wandte sie ihm ruhig den Rücken und ging. Sie hatte das Gefühl, als wäre sie auf eine Kröte getreten.

Mit zwei Schritten war er an ihrer Seite. Seine Hand legte sich um ihr Handgelenk. „Du bleibst!“ sagte er herrisch.

„Laß mich los! Ich bleibe nur, wenn ich will.“

Da sank seine Hand. Er stand vor ihr in seltsam beklommener Haltung. Dann sagte er wieder heftig: „Du wirst den Mund halten, du wirst die Sache nicht an die große Glocke hängen!“

„Das weiß ich noch nicht.“

Da zog er die Schwester zu einer Bank und stellte sich vor sie hin. Sie saß da, regungslos, und seine Worte prasselten wie Steinwürfe über sie hin.

„Also, Erika — da du nun mal von der Sache weißt — na, schließlich bist du ja in dem Alter, in dem man sich für solche Dinge interessiert, deine Neugierde ist begreiflich. Ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt, du hast es jedenfalls gesehen. — Natürlich habe ich Jane geküßt! Warum auch nicht? Und nicht einmal hab' ich das getan — hinter jeder Türe, in jeder dunklen Ecke, im Parke — überall. Ich frage dich noch einmal: warum denn nicht?"

Erika antwortete nicht. Es war ihr, als ob etwas in ihr zerbräche.

„Sie kam mir sehr entgegen, du kannst es mir glauben! Keiner an meiner Stelle hätte nicht zugegriffen." Er lachte leise. „Also, liebes Kind, es ist gar kein Grund zur Tragik vorhanden. Da kommst du auf einmal und redest von ‚Braut'. Verzeih, aber das ist zum Totlachen. Wenn ich jedes hübsche Mädchen heiraten müßte, das ich geküßt habe und noch küssen werde —" Er lachte herzlich, fast kindlich. „Nee, gottlob, in unserem Gesetzbuch steht von solchen Möglichkeiten nichts."

Sie schwieg noch immer.

„Also, liebes Kind, den Begriff ‚Braut' will ich dir erklären. Man erkundigt sich zuerst nach den Finanzen und dem Ruf. Dann setzt man sich den Helm auf und geht zu dem betreffenden Vater. Erhält man die Hand zugesagt, so hat man eine Braut, und natürlich hat man sie auch gern. Du brauchst nicht gleich an einen plumpen Schacher zu denken, aber Jane — Jane ist ein Flirt wie tausend andere auch. Wenn sich das lyrische Frauenzimmer etwas anderes eingebildet hat, dann ist es doch meine Schuld nicht. Ich habe nichts Verpflichtendes gesagt, also —"

„Und Frau v. Ramp?"

Er lachte erleichtert auf, daß sie ihm nicht mit sentimentalen Redensarten kam. „Auch Flirt, nichts als Flirt, liebe Erika!“

Erika stand langsam auf. „Und wenn ich nun so etwas täte, wenn ich so handelte?“

Er fuhr auf. „Dann, meine liebe Erika, käme mir der Kerl vor die Pistole, und du wärst für mich erledigt.“

„Ah,“ sagte sie leise, „und du?“

„Das ist etwas ganz anderes, liebes Kind, das wirst du auch noch lernen müssen!“

Erika hob den Kopf und sah ihn mit eigentümlichem Lächeln von oben bis unten an. „Das also ist deine Kavaliersmoral?“

„Was willst du damit sagen?“

„O, nichts!“ Sie ging an ihm vorbei, blieb dann noch einen Augenblick stehen und sagte über die Schulter zurück: „Jane werde ich gratulieren, daß sie deine Braut — nicht ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundfahrt der Schwiegermutter.

Humoreske von L. Pany.

Mit Bildern von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

Im Hauſe des Kommerzienrats Wanner war große Aufregung. Es war das erſte Mal, daß die Kommerzienrätin allein eine weitere Reiſe unternahm, und diesmal ſollte es ſogar eine Rundreiſe werden. Ihre älteſte Tochter hatte vor einem Jahre geheiratet, die beiden Jüngeren hatte der letzte Faſching mitgenommen. Da wollte ſie nun die verſchiedenen Pärchen der Reihe nach aufſuchen, um ſich perſönlich von ihrem Glücke zu überzeugen.

„Na, bei welcher willſt du den Anfang machen?“ fragte der Kommerzienrat.

„Bei der Jüngſten natürlich,“ erklärte ſie ſtrahlend. „So ein junges Frauchen braucht noch gar oft einen guten Rat. Da werde ich ihr denn tüchtig an die Hand gehen mit meiner Erfahrung. Klara hebe ich mir als Schluß auf. Die iſt ſchon ganz vernünftig und tüchtig, da werde ich mich nur pflegen laſſen. — Wie ſie ſich freuen werden, die Kinder!“

„Willſt du ſie nicht doch lieber von deiner bevorſtehenden Ankunft verſtändigen?“

„Nein — nein, ich überraſche ſie. Die Freude iſt da doppelt groß. Und dann macht es ihnen auch

weniger Umstände. Ich will nicht, daß die Kinder sich meinetwegen unnötig aufregen, und Elschen würde sicherlich scheuern lassen und putzen und backen, wenn sie wüßte, daß ich komme. Sie sollen aber nicht aus ihrer gewohnten Häuslichkeit geraten."

Noch einmal, ehe der Koffer geschlossen wurde, zählte sie nach, ob sie von den eingepackten Geschenken auch nichts vergessen habe. Drei Töchter und drei Schwiegersöhne, das gab zu denken.

Aber es war alles in Ordnung.

In den Vormittagsstunden des nächsten Tages langte sie in D. an, und ganz heimlich in einem geschlossenen Wagen fuhr sie nach der Wohnung der jüngsten Tochter. Das Herz hüpfte ihr wie einem verliebten Mädchen, das seinen Bräutigam erwartet, als sie, erschöpft von den drei Stockwerken, an der Korridortür die Klingel zog.

Ihr Schwiegersohn öffnete selbst. „Alle Wetter, die Frau Schwiegermama!" rief er betroffen. „Na, das nenne ich eine Überraschung!"

„Nicht wahr? — Wo ist denn Else?"

„In der Küche. — Hast du Gepäck?" fragte er, über ihre Schulter zurückspähend.

„Mein Koffer ist unten im Wagen."

„Du hast einen Koffer? Na, schön, schön!"

Sie hatte plötzlich das Gefühl, als ob sie sich entschuldigen müsse. „Ein ganz kleiner Koffer ist's nur," gestand sie. „Das Mädchen wird ihn mir heraufragen können."

„Das Mädchen ist momentan nicht zu haben. Da werde ich lieber selber gehen. Willst du nicht gleich zu Else in die Küche? Die wird Augen machen!"

Etwas beklommen klopfte die Kommerzienrätin an die Küchentür. „Elschen — ich darf doch?"

„Himmel, die Mama!" In der Küchenschürze und

mit hochgerötetem Geſicht kam Elſe auf ſie zu. „Uns ſo zu überraſchen! Du triffſt es aber beſonders gut heute — wir haben Waſchtag!“

„Tut nichts.“ Immer und immer wieder küßte und umarmte die Kommerzienrätin ihre Jüngſte. „Wie

prächtig du aussiehst, Kindchen! Und hübsch bist du geworden, viel hübscher noch!"

„Na, es macht sich. An Waschtagen bin ich stets mit roten Backen wohl versehen. Das Selbstkochen ist scheußlich!"

In diesem Augenblick kam der junge Ehemann mit dem Koffer. „Vielversprechendes Gewicht hat er, der Koffer!" meinte er lachend. „Wo soll er denn hin?"

„Ins Schlafzimmer, Oswald. — Vielleicht packst du einstweilen aus, Mama. Lieber Himmel, du hast ja noch den Schirm in der Hand! Bitte, mach dir's doch bequem!"

Die Kommerzienrätin lächelte nachsichtig. „Nur keine Aufregung, Kind. Ich werde mich schon nach meinem Behagen einrichten."

Drinnen im Schlafzimmer schloß ihr der Schwiegersohn den Koffer auf. Während sie dann auspackte, stand er sinnend dabei und sah ihr zu.

„Ja, wo soll das aber nur unterkommen?" meinte er nachdenklich.

„Else wird wohl ein Plätzchen übrig haben."

„Richtig, Else wird's wissen. — Else!" donnerte er in die Küche hinein.

Die junge Frau kam herbeigestürzt. „Um Gottes willen, was gibt es denn?"

„Mama will wissen, wo sie ihre Kleider hintun soll."

„In deinen Schrank natürlich. Es ist ja sonst kein anderer Platz." Sie riß die Schranktür auf. „Hier — bitte, Mama. Oswald soll mit seiner Garderobe nur zur Seite rücken. Du hast keine Ahnung, wie er sich breit macht."

„Hausherrenrecht," meinte er, die Kleiderhaken mit unhöflichem Ruck in die Ecke schiebend. „So — ich

glaube, nun kann's losgehen. Soll ich zureichen, Schwiegermama?"

„Danke, danke."

Eine Weile später setzte man sich zu Tisch. Else hochgerötet und aufgeregt, ihr Mann nicht eben in bester Laune. Nur die Mama strahlte.

„Ich bin ja so glücklich, daß Else so gut aussieht!" sagte sie. „Es ist eine Freude, sie zu betrachten."

Ihr Schwiegersohn nickte beifällig. „Und heute hat sie nicht einmal ihren schönen Tag. Sag mal, Mama, bringt bei euch daheim ein Waschtag auch so furchtbare Umwälzungen im Haushalt hervor?"

„Bewahre." Die Kommerzienrätin klopfte ihrer Jüngsten zärtlich die Wange. „Das ist nur am Anfang so. Elschen hat eben noch nicht die richtige Einteilung."

Die junge Frau zog die Stirne kraus. „Entschuldige, Mama, aber an der Einteilung fehlt es nicht. Es kommt eben an einem solchen Tag meist alles zusammen. Wie oft ich nur heute schon gestört wurde. Der Schuster, der Schneider, der Gasmann —"

„Und schließlich gar noch ich," ergänzte die Kommerzienrätin lachend.

„Ach du, Mama! Du genierst uns wirklich nicht."

„Gar nicht," bestätigte der junge Ehemann feierlich. Vorsichtig fügte er aber sofort hinzu: „Eine Frage, Mama. Wie lange hast du eigentlich Urlaub?"

„Papa hat mir sechs Wochen freigegeben."

„Sechs Wochen! — Ach, richtig, ich verstehe. Du teilst es dir so ein, daß auf jede deiner Töchter vierzehn Tage fallen. Nur immer ehrlich! Aber Papa ist doch gut versorgt während dieser Zeit?" fragte er mit rührender Teilnahme.

„Gewiß. Hanne ist ja schon sechs Jahre im Hause

und kennt sich aus. Und übrigens — seinen Kindern zuliebe bringt er gerne ein kleines Opfer."

„Der gute Papa!"

Gleich nach Tisch packte Frau Wanner die Geschenke aus: für Else einen feinen Blusenstoff, für ihren Schwiegersohn eine Krawattennadel.

Else schien sehr zufrieden mit ihrem Geschenk, während ihr Mann sich zunächst zu keiner Äußerung entschließen konnte.

„Verzeih, Mama," platzte er endlich los. „Hast du wirklich nichts Geschmackloseres auftreiben können?"

Die Kommerzienrätin war wie aus den Wolken gefallen. „Du findest die Nadel nicht hübsch?" stammelte sie.

„Ich muß bekennen, daß ich, wenn du mir das Geld dafür gegeben hättest, gar nicht beleidigt gewesen wäre."

„Aber Oswald!" zürnte die junge Frau.

Er lachte. „Na ja, der Mama gegenüber kann man doch aufrichtig sein, meine ich! — Hast du's übelgenommen?"

„Es tut mir nur leid, daß ich deinen Geschmack so schlecht getroffen habe."

„Na, es findet sich schon eine Verwendung dafür."

Während man nach dem Essen beisammen saß und sich gegenseitig die jüngsten Erlebnisse berichtete, fragte Else ihren Mann, wohin man die Mama zur Feier ihres Aufenthaltes zunächst führen würde. „Du wirst gewiß doch auch etwas sehen wollen von den Herrlichkeiten unserer Stadt, Mama. Oswald soll Theaterkarten besorgen."

Die Kommerzienrätin wehrte ab. „Meinetwegen soll Oswald sich nicht bemühen. Ich verbringe die Abende viel lieber in eurer Mitte."

„Aber vielleicht —"

„So laß doch, wenn Mama keine Lust dazu hat.“ Er wurde plötzlich sehr beredt und wußte gar nicht genug zu erzählen von der Gemütlichkeit des häuslichen Herdes.

Frau Wanner hörte lächelnd zu. Wie glücklich sie waren — die beiden da!

Nach einem kurzen Nickerchen verlangte sie nach Arbeit.

„Was willst du denn arbeiten?“ fragte Else erstaunt.

„Nun, es wird doch irgend etwas für mich zu tun geben? Vielleicht in der Küche —“

„Das war nur heute. Morgen kocht Anna wieder.“

„Oder irgend etwas auszubessern?“

„Aber Mama, es ist ja alles noch funkelnagelneu!“ Die junge Frau wurde ersichtlich nervös über den Eifer der Mutter. „Du sollst dich doch erholen, nicht arbeiten,“ sagte sie. „Wir haben Bücher, die dich interessieren werden. Da kannst du hübsch behaglich im Sofa sitzen und lesen, während ich meiner Häuslichkeit nachgehe.“

Die Kommerzienrätin ergab sich. Sie las, was Else ihr vorlegte, und blieb auf deren Zureden jeden Morgen lange im Bett liegen, trotzdem sie am liebsten schon um vier Uhr aufgestanden wäre.

Sie hatte sich's doch ein bißchen anders vorgestellt, das Zugastesein bei dem Kinde. Weniger Förmlichkeit und mehr Herzlichkeit.

Wenn sie so auf ihrem gleichsam gemieteten Plätzchen in der Sofaecke saß und über die Seiten ihres Buches hinwegträumte, kam sie immer mehr zu der Erkenntnis, daß der Zweck ihres Kommens eigentlich schon erfüllt sei, und sie nichts mehr hindere, ihre Reise fortzusetzen. Die beiden Leutchen hatten sich lieb und bedurften ihrer nicht.

Während des Abendessens brachte sie ihre Absicht zur Sprache.

„Ich werde doch lieber gleich Anfang nächster Woche fahren," sagte sie. „Lange genug habe ich euch schon belästigt."

Else tat sehr gekränkt. „Haben wir dich so schlecht behandelt, daß du schon wieder fort willst?"

„Im Gegenteil, Herzchen, es war wunderbar gemütlich bei euch. Aber Papa wird doch recht froh sein, mich früher, als er erwartet, wieder zu haben."

„Und die Hauptsache," fiel der junge Ehemann mit Überzeugung ein, „Mama hält es ohne ernste Beschäftigung nicht länger aus. Ich habe dir doch gleich am ersten Tage gesagt, daß sie über eine Woche nicht hinauskommen wird. Sie ist eine zu emsige Arbeitsbiene. Alle Hochachtung vor meiner Schwiegermama!"

Diesmal verzichtete die Kommerzienrätin übrigens darauf, ihre zweitälteste Tochter zu überraschen. Sie schrieb rechtzeitig den Tag ihrer Ankunft, verschwieg aber die Stunde, da sie zunächst ihren Koffer auf der Bahn lassen und abwarten wollte, ob man sie überhaupt zu einem längeren Besuch auffordern würde. Ihr zweiter Schwiegersohn war zwar auch ein sehr netter Mensch, allein er war von Adel und hatte immer so ein bißchen was von Herablassung an sich, wenn er mit seinen Schwiegereltern sprach.

Else und ihr Mann brachten sie zur Bahn. Als sie im Wagen saß, und der Schaffner die Türen geschlossen hatte, da schien es ihr, als sähe sie auf den Gesichtern der Kinder, die Arm in Arm auf dem Bahnsteig standen und ihr Abschiedsgrüße zuwinkten, zum ersten Male seit ihrem Hiersein den Abglanz wirklichen Glückes.

Ganz ohne Gepäck fuhr die Kommerzienrätin bei ihrer zweiten Tochter vor.

Hilda empfing die Mutter sehr freundlich und herzlich, betonte aber, daß sie vom frühen Morgen an unaufhörlich auf ihren Besuch gewartet habe und infolgedessen furchtbar nervös geworden sei. Warum Mama denn die Stunde der Ankunft nicht angegeben habe? Erich und sie hätten sie doch so gern abgeholt.

Die Kommerzienrätin senkte schuldbewußt die Augen. „Ich habe meinen Koffer auf der Bahn gelassen und wollte erst sehen, wie ich euch antreffe und ob ich euch nicht stören würde."

„Von Stören kann keine Rede sein. Der Bursche wird später deinen Koffer abholen. Bitte, gib ihm den Gepäckschein." Sie nahm der Kommerzienrätin eifrig Hut und Mantel ab. „So rasch darfst du nicht wieder fort. Ein paar Tage mußt du uns mindestens schenken."

„Wenn ich deinen Mann nur nicht geniere."

„Ach, Erich ist fast immer im Dienst, namentlich seit er den Reitkurs mitmacht. Wenn er abends heimkommt, ist er so müde, daß er sich meist sofort zu Bette legt."

Gegen Mittag erschien der Oberleutnant. Er schlug korrekt die Hacken zusammen vor seiner Schwiegermama, und als sie ihm herzlich die Hand bot, hob er dieselbe mit einer eleganten Bewegung bis in Brusthöhe. Einen Handkuß hatte die Kommerzienrätin auch gar nicht erwartet. Sie hatte einen gewissen scheuen Respekt vor diesem Schwiegersohne, welcher eine so selbstverständliche Art besaß, alles zu nehmen, was man ihm bot, und sich durch die hohe Kaution, welche sie für ihn hatten erlegen müssen, nicht im geringsten zur Dankbarkeit verpflichtet fühlte.

„Schön, daß du uns beehrst," sagte er. „Etwas Neues daheim?"

„Nicht viel. Papa läßt dich grüßen. Es geht ihm gut.“

„Setze ich voraus. Noch immer der alte, fidele Herr?“

„Ja, er iſt immer gut gelaunt.“

„Das lobe ich mir. Habe ſcheußlichen Dienſt jetzt. Ganzen Tag auf Pferderücken.“

Die Kommerzienrätin nickte bedauernd. „Hilda hat mir's erzählt. Aber du kommst so vermutlich schneller vorwärts?"

Er lächelte. „Zu Pferde, meinst du? O gewiß. Aber sonst hat es nicht viel auf sich. Trainiere bloß, um in ein Artillerieregiment zu kommen. Hilda wünscht sich unbedingt einen Reitersmann. Was, Katze?"

Die Augen der jungen Frau leuchteten. Wie schlank und schmuck er doch war!

Die Mutter schien das weniger zu würdigen. Während sie bei Tische saßen, plauderten sie von daheim, von den Bekannten in Berlin und so fort.

Hilda fragte, ob der Kommerzienrat noch immer jeden Mittwoch und Samstag seine Skatpartie habe.

„Natürlich — davon läßt er nicht."

„Eine etwas spießbürgerliche Gewohnheit!" bemerkte der Oberleutnant und stand auf.

Als er gegangen war, packte die Kommerzienrätin aus. Sie hätte ihrem Schwiegersohn gerne das Geschenk noch vor seinem Weggang gegeben, aber sie fand es doch besser, ihre Tochter erst um ihre Meinung zu befragen, ehe sie damit herausrückte.

Hilda schüttelte den Kopf, als die Mutter ihr das Etui mit den Manschettenknöpfen zeigte. „Das kannst du Erich nicht geben, Mama. Es ist ja gewiß sehr hübsch und geschmackvoll, aber Erich ist so furchtbar vornehm, so apart, weißt du. Er würde die Knöpfe nicht tragen aus Furcht, es könne vielleicht sein Feldwebel ähnliche haben. Am besten fragst du ihm selbst einen Wunsch ab."

Ohne alle Empfindlichkeit packte die Kommerzienrätin die verschmähten Knöpfe fort. „Wenn du glaubst, daß sie ihn nicht freuen könnten, will ich lieber ganz davon absehen. Wir können leider nicht mehr so tief

in die Tasche greifen, seitdem wir euch ausgestattet haben."

„Das ist natürlich, Mama. Aber wie gesagt, Erich ist ganz Kavalier. Es läßt sich in dieser Beziehung schwer mit ihm sprechen."

Abends kam Besuch: ein paar Kameraden des Oberleutnants. Sie saßen im Salon und lachten mit dem jungen Paar, während die Kommerzienrätin im Wohnzimmer verblieb und zum Fenster hinausschaute. Erst als die Gäste sich entfernt hatten, fiel es dem Oberleutnant ein, daß er ihnen doch seine Schwiegermutter hätte vorstellen können.

„Junges Volk!" sagte er entschuldigend. „Hätten dich schwerlich interessiert. Graf Lichten, dann Baron Dorn samt Bruder. Alter, sehr alter Adel! — Wie fühlst du dich übrigens bei uns? Es scheint mir fast, als ob das viele Sporengeklirr dich nervös mache."

Sie lächelte matt. „Was du denkst! Es ist doch ganz reizend bei euch! — Aber was ich sagen wollte. Ich möchte dir gern eine Freude machen, Erich. Für Hilda habe ich eine Kleinigkeit mitgebracht, bei dir war ich im Zweifel, was dich erfreuen könnte. Weißt du nichts?"

Er dachte flüchtig nach. „Wüßte schon etwas, teure Mama." Aus der Schreibtischlade nahm er einen blaubedruckten und beschriebenen Bogen und reichte ihr das Papier mit hoheitsvoller Miene hin. „So, hier kannst du mir gleich deine Huld beweisen, Mama. Kleiner Posten. Wollte den alten Herrn vor der Hochzeit nicht erschrecken."

Die Kommerzienrätin nahm ihr Glas an die Augen. „Vierhundert Mark für Uniformen? So viel habe ich leider nicht bei mir."

„Na höre, bist du so ausgepumpt?"

„Das darf dich nicht wundern. In Berlin wächst das Geld nicht auf der Straße.“

„Na, denn nicht.“

Die Kommerzienrätin griff nun doch nach dem Bogen. „Gib nur her, Erich. Ich werde von Berlin aus die Rechnung begleichen. Aber versprich mir, keine weiteren Schulden mehr zu machen.“

„Aber Mama!“ Er trat einen Schritt zurück und schaute sehr von oben herab auf sie nieder. „Du wirst beleidigend. — Hör nur, Hilda,“ wandte er sich an seine eben eintretende Frau, „was Mama für eine gute Meinung von mir hat! Sie wirft mir vor, ich sei ein Schuldenmacher!“

„Aber Mama, wie abscheulich!“ Gekränkt fiel Hilda ihrem schönen Gatten um den Hals. „Du und Schulden!“*)

Hilflos und beschämt stand die Kommerzienrätin daneben. „Es sollte doch nur ein guter Rat sein,“ meinte sie kleinlaut.

Der Oberleutnant zog die Stirn in düstere Falten. „Ich danke dir für den guten Rat, Mama, und werde ihn nach Kräften befolgen. Daß ich Schulden mache werdet ihr an mir nie erleben, eher —“

„Eher?“ fiel Hilda erschrocken ein.

Sein Gesicht wurde noch düsterer. „Eher stelle ich Wechsel aus.“

Hilda atmete erleichtert auf. „Gott sei Dank! Ich dachte schon —“

Als die Kommerzienrätin drei Tage im Hause ihres zweiten Schwiegersohnes geweilt, fand sie, daß es höchste Zeit sei, abzureisen, wenn sie ihrer dritten Tochter auch noch ein paar Tage schenken wolle.

---

*) Siehe das Titelbild.

Da wurde der Oberleutnant mit einem Male sehr galant. Er lief selbst nach dem Kursbuch und setzte sich damit so nahe an ihre Seite, wie sie es von seiner zurückhaltenden Art niemals vermutet hätte.

„Für reisende Schwiegermütter haben wir eine ganze Auswahl Züge," sagte er scherzend. „Du kannst schon um acht Uhr morgens, du kannst aber auch um zehn Uhr und um Mittag fahren. Es gibt überhaupt keine Stunde des Tages, zu der du nicht fahren könntest."

Die Kommerzienrätin entschied sich für den Zug, der um acht Uhr morgens abging.

Sie wollte jetzt nur auf ein Sprünglein bei ihrer ältesten Tochter Besuch machen und hatte bereits ihren Koffer heimwärts geschickt zugleich mit der Nachricht, daß sie in den nächsten Tagen einträfe....

Klara und ihr Mann, der Professor, standen am Bahnsteig, als sie ausstieg.

„Gar kein Gepäck?" fragte der Professor erstaunt.

„Ich habe meinen Koffer schon vorausgeschickt nach Berlin, da ich euch nicht lange belästigen will. Nur sehen wollte ich, wie es euch geht und was Bubi macht. Er muß doch schon recht herzig sein!"

„Ja, er ist ein lieber, putziger Kerl. — Aber daß du gar nicht bleiben willst, geht mir nicht recht ein."

Die Kommerzienrätin blickte zur Seite. „Man wird eben alt, und da verträgt man das Reisen nicht mehr so gut."

Der Professor musterte sie forschend. „Es ist wahr, Mama, du siehst ziemlich abgespannt aus. Da wollen wir dir nicht zureden. Jeder muß wissen, was ihm taugt."

Bubi schlief, als sie heimkamen, erwachte aber durch das Geplauder. Klara suchte ihn zu beruhigen. Da beugte die Kommerzienrätin sich über sein Bettchen,

und ſofort ſtimmte der Kleine ein jämmerliches Geheul an, das kein Ende mehr nehmen wollte.

Klara war in Verzweiflung. „Er tut das ſonſt nie,“

ſagte ſie, die ſchaukelnde Bewegung bis zur höchſten Sturmflut ſteigernd. „Vielleicht iſt er erſchrocken, weil du ihm fremd biſt.“

Die Kommerzienrätin machte ſich, ſobald es ging, unſichtbar. Als Bubi ſie nicht mehr erblickte, ſchwieg

er sofort. Es war wie eine offenkundige Demonstration.

Da Frau Wanner schon am nächsten Morgen reisen wollte, blieb man daheim. Klara und ihre Mutter plauderten, der Professor las seine Zeitung und warf, wenn das Gespräch zu laut wurde, einen verweisenden Blick nach den Schwatzenden.

„Mein Mann ist sehr angestrengt," sagte Klara. „Da braucht er unbedingte Ruhe. Er ist immer ganz außer sich, wenn er durch das Kind gestört wird."

Die Kommerzienrätin ging sehr bald zu Bett, um ihrem Schwiegersohn nicht lästig zu fallen.

Die Beklemmung, welche seit dem Besuch ihrer jüngsten Tochter auf ihr lag, wich erst, als sie im Zuge saß und der Heimat zurasselte.

Der Kommerzienrat erwartete sie auf dem Bahnhof.

„Na, du bist schon wieder da!" rief er lachend. „War's denn nicht hübsch bei den Kindern?"

„O doch, sie hatten eine Riesenfreude über mein Kommen. Aber man hat eben doch keine rechte Ruhe, wenn man sein Hauswesen so verlassen weiß."

„Na, deswegen hättest du unbesorgt fortbleiben können. Hanne war einfach großartig. Aber ich bin natürlich sehr froh, dich wieder daheim zu haben. Du kannst ja im nächsten Jahr wieder —"

Sie strich sinnend über den grauen Scheitel. „Ich glaube nicht," sagte sie sanft.

„Nicht?" Er schaute sie forschend an. „Es scheint, meine gute Alte hat eine kleine Enttäuschung erlitten?"

„Eine Enttäuschung? Nein. Ich habe mich überzeugt, daß sie sich liebhaben und glücklich sind." Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und seufzte: „Ach, wir armen Schwiegermütter!"

⊠ ⊠ ⊠

Die deutschen Kaffeeplantagen in Usambara.

Von Hans Petersen.

Mit 12 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Ausbau der Usambarabahn bis ins Quellgebiet des Pangani am Südwestabhang des Kilimandscharo stellt dem tropisch fruchtbaren Hochland von Usambara einen weiteren Aufschwung in Aussicht. Deutsche Pflanzer haben den in Ostusambara vor nun zwanzig Jahren zuerst angelegten Kaffeeplantagen andere in den höheren Lagen des Westens folgen lassen, und wenn auch die Denkschrift, die Staatssekretär Dernburg nach seinem Besuch unseres Schutzgebiets in Ostafrika neuerdings dem deutschen Reichstage zugehen ließ, die geringe Rentabilität dieser großen Anlagen beklagt hat, so wird die Fortführung der Eisenbahn über Buiko, Same, Moschi bis zum Meruberge und die energische Reform der bisher so ungünstigen Arbeiterverhältnisse in Deutsch-Ostafrika überhaupt gewiß bald auch diesem Übelstande abhelfen. Denn auch an guten brauchbaren Arbeitskräften fehlt es den kühnen Unternehmern nicht mehr. Und was den Holzreichtum der Urwälder von Westusambara betrifft, so genüge der Hinweis, daß allein der Zedernbestand auf 25,000 Hektar einen Wert von 27 Millionen Mark darstellt.

Der landwirtschaftlichen Kulturtätigkeit, über die wir heute berichten wollen, ging die gewaltige Forschungs- und Kolonisationstätigkeit voraus, die 1884 mit der ersten Expedition der Deutschen Kolonialgesellschaft nach Ostafrika unter Dr. Karl Peters' Führung einsetzte. Der große Erfolg derselben, an den sich die Gründung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zur wirtschaftlichen Verwertung des durch Verträge mit eingeborenen Häuptlingen erworbenen Schutzgebietes schloß, und dem der Sieg des tapferen Wißmann mit seiner Schutztruppe über die aufständischen Araber des Küstengebiets Dauer verlieh, hat noch im gleichen Jahrzehnt durch die wissenschaftlichen Forschungsreisen von Dr. Jühlke, Graf Joachim Pfeil, Wilhelm Junker, Dr. Hans Meyer, Dr. Oskar Baumann, Dr. Franz Stuhlmann und andere bedeutende Förderung erfahren. 1889 übernahm das Deutsche Reich den Landerwerb der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft; durch Verträge mit dem britischen Reich, Portugal und dem Kongostaat wurden die Grenzen des gesamten Gebietes vereinbart, das, fast doppelt so groß wie das deutsche Mutterland, sich ziemlich im Geviert von der Küste am Indischen Ozean bis an die großen afrikanischen Binnenseen, den Victoria Njansa, den Tanganjika und den Njassasee, ins Innere ausdehnt. Die Verwaltung übernahm Gouverneur v. Soden, der schon in Kamerun das gleiche Amt begleitet hatte; seine Nachfolger wurden Oberst v. Schele, Major v. Wißmann, Generalmajor v. Liebert, Graf Goetzen, der den Negeraufstand von 1905 und 1906 unterdrückte, und Freiherr v. Rechenberg. Von den acht Bezirksämtern und vierzehn Stationsbezirken, die dem in Dar-es-Salam residierenden Gouverneur mit ihren Zivilbehörden und Garnisonen unterstehen, sind die

für uns in Betracht kommenden jene nördlichen Bezirke, die ſich ſtufenweiſe gegen den Lauf des Pangani erheben. Sie grenzen im Norden an Britiſch-Oſtafrika und reichen dort bis zum Baſaltmaſſiv des Kilimandſcharo, das mit ſeiner 6010 Meter hohen gletſcherumpanzerten Kraterſpitze, dem Kibo, noch zu unſerem

Photographiſche Aufnahmen von v. Reden.

Die Sigibrücke bei Lunguſa.

Schutzgebiete gehört. 70 Kilometer ſüdweſtlich im Norden der Maſſaiſteppe erhebt ſich der Meruberg. Die hier und an den Südoſtabhängen gelegenen Ortſchaften haben ein ſehr fruchtbares Gelände und ſollen alſo durch die Uſambarabahn mit dem Hafen von Tanga in täglichen Verkehr gebracht werden.

Das Panganigebiet beſteht aus den drei Bezirksämtern: Tanga mit der Hauptſtadt gleichen Namens, Weſtuſambara, deſſen Verwaltung in Wilhelms-

tal mit seinem Sanatorium ihren Sitz hat, und Pangani mit der gleichnamigen Hauptstadt am Meer. Der Oberlauf des Pangani und das östlich von ihm sich hinziehende Schiefergebirge von Pare gehört zum Kilimandscharobezirk mit dem Hauptort Moschi.

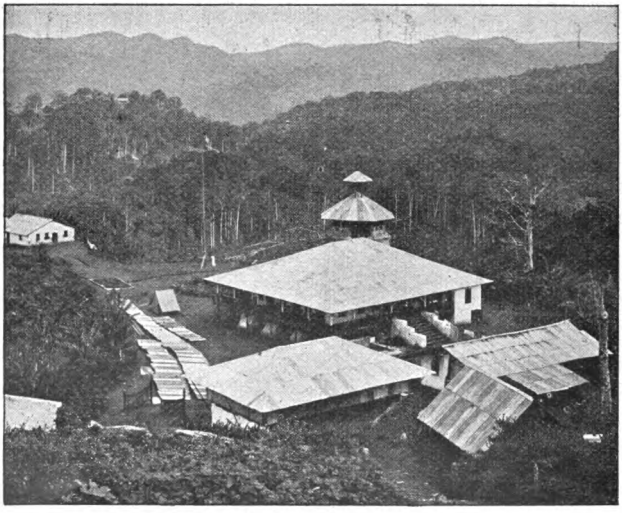
Als noch das Küstenland dem Sultan von Sansibar tributpflichtig war, hatte der Hafen der an der Mündung des Panganiflusses und der Panganibai gelegenen Stadt Pagani den Vorrang vor dem am Ausfluß des Sigi gelegenen Tanga. Noch steht das große Araberhaus, das aber durch Umbau zu einem mit europäischem Komfort ausgestatteten Tropenhause umgewandelt worden ist, in dem das Bezirksamt und die Wohnung des Bezirksamtmanns eingerichtet sind. Neben dem Zollamt am Kai verfügt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft über ein stattliches Haus. Von alters her ist diese südlichste, Sansibar und Bagamoyo zunächst gelegene Stadt der Tangaküste der Ausgangspunkt für die Karawanenstraßen in die Gebiete des Kilimandscharo und weit hinauf bis über Uganda. Alles wird auf den Köpfen eingeborener Träger transportiert. In das Innere bringen die Träger hauptsächlich Kleiderstoffe, Perlen, Eisen-, Kupfer- und Messingdraht, wogegen sie im Tauschhandel Elfenbein empfangen. Eine Sandbarre in der Bai versperrt den größeren Schiffen die Zufahrt zum Kai; sie müssen draußen auf der Reede ankern.

Auch Tanga ist eine alte Niederlassung, hat aber neuerdings als erste Station der Kolonie für die aus Europa anlangenden Dampfer der Deutsch-Ostafrika-Linie, als Hauptsitz der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und als Ausgangspunkt der ins Gebirge führenden Usambarabahn ein ganz modernes Gepräge

erhalten. Vom Schiffe aus bietet ſich dem Auge ein prächtiges Landſchaftsbild. In der Ferne heben ſich die prachtvollen Konturen des Uſambaragebirges ab, aus den blauen Fluten der Bai ſteigen die weißen Korallenriffe der mit grünem Buſch bedeckten Tangainſel auf. Ein dunkler Waldgürtel ſäumt den nördlichen und weſtlichen Uferrand, und im Süden blinkt der weiße Strand. Über dieſem erhebt ſich die ſteile Uferterraſſe, auf der die Stadt in weitem Halbbogen gebaut iſt. Zunächſt erblickt der Ankömmling das mit roten Zie-

Park der Plantage Derema.

geln gedeckte, kaſtellartig gebaute neue Bezirksamt, dann das zweiſtöckige alte Fort (die ſogenannte Boma), das ſtattliche Haus der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, das Eiſenbahndirektionsgebäude, das Hoſpital, das Haus der evangeliſchen Miſſion mit ihrem neuerbauten ſchmucken Kirchlein, dann Villen von



Plantage Nguelo.

Plantagenbeſitzern. Im weſtlichen Teile der Stadt leuchten zwiſchen den dunkelgrünen Kokospalmen die baulichen Anlagen der neugegründeten katholiſchen Miſſion ſowie die Faktorei der Weſtdeutſchen Handels- und Plantagengeſellſchaft und andere kleine Bauten hervor. Dahinter breitet ſich die regelmäßig angelegte Stadt ſelbſt aus, der ſich das Eingeborenenviertel mit ſeinen kleinen unanſehnlichen Lehmhütten und weiter landeinwärts die ländlichen Beſitzungen anſchließen.

Von der Bootsbrücke führt eine bequeme Straße den ſteilen Abhang hinauf zu dem feſten, mit Baſtionen verſehenen Fort, in dem ſich jetzt neben dem Bezirksgericht nur noch die Wohnungen für die Beamten der Tangaſtation befinden.

In die Bai ergießen ſich vom Vorland des Uſambaragebirges her der Sigi und der Mkulumuſi. Die Einfahrt, durch Bojen bezeichnet, hat genügende Tiefen ſelbſt für die größten Schiffe. Der vollkommen ge-

Plantage Magrotto: Das ältere Wohnhaus des Leiters.

ſchützte Ankerplatz für Dampfer befindet ſich unweit der kleinen, gänzlich unbewohnten Tangainſel. Der Sigi iſt an der Mündung durch eine Barre für größere Fahrzeuge geſperrt, jedoch bis Amboni für Daus und kleine Boote ſchiffbar. Jeden Sonntag findet in Amboni ein Markt ſtatt, zu dem viele der farbigen Küſtenbewohner herbeikommen.

Auch der nördlichſte Hafen der Tangaküſte, Muoa, liegt an der Mündung eines vom Gebirge kommenden Fluſſes und an einer durch denſelben gebildeten Bucht. Das Städtchen liegt knapp am flachen Strande und zählt etwa ſechshundert Einwohner vom Stamme der Waſſegeyuneger. Nach der See zu frei, iſt es auf

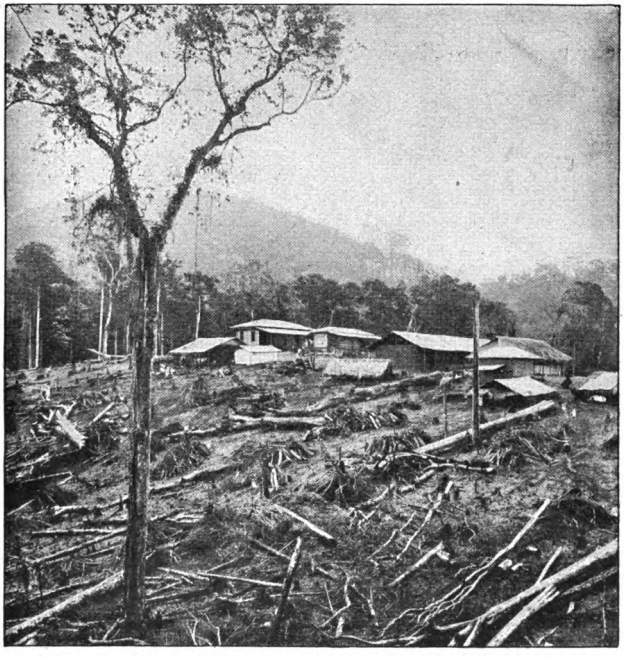
zwei Seiten von einer Korallensteinmauer, an der dritten von einer Pfostenboma eingeschlossen. Der Handel liegt in den Händen einiger Inder (Khojas), welche ihre Artikel mit Daus über Tanga von Sansibar beziehen und anderseits das Getreide der Wadigos aufkaufen. Die Bewohner von Muoa wie die von den meisten kleinen Ortschaften der Küste erwerben ihren Lebensunterhalt hauptsächlich durch Fischfang. Wälder von Kokospalmen gedeihen auf den nächsten Höhen. Aus den ölhaltigen nahrhaften Kokosnüssen wissen sie auch einen Wein (temba) zu bereiten.

Im ganzen hat die Küste mit ihren dicht verwachsenen Mangrovewäldern und schilfumstandenen Sümpfen aber kein günstiges Klima. Das dahinter liegende Steppenland, dessen trockene Grasflächen und feuchte Wiesen mit wildem Buschland abwechseln, ist in der Nähe der Ortschaften mit Sorghum, Hirse, Mais, Maniok, Bataten, Sesam, Reis und Bohnengemüse bebaut. Das Sorghum liefert den Suaheli, wie man die Küstenleute im allgemeinen bezeichnet, das Hauptgericht, den Ugali, einen Mehlbrei.

In all den Negerstämmen, die an der Küste vertreten sind und wie die Bergbewohner des Hinterlandes zu den Bantu zählen, macht sich arabisches Mischblut geltend, und die arabische Kultur wie der Mohammedanismus, dem sie anhängen, hat ihre materielle und geistige Kultur seit Jahrhunderten beeinflußt. Der Ackerbau liegt den Weibern und Sklaven ob, während der Mann sich der Fischerei, dem Handel, einem Handwerke oder dem Trägerdienst widmet. Viehzucht wird in dem Küstenland nicht getrieben, doch werden Ziegen, Schafe, Hühner, Enten in den Dörfern aufgezogen. Bereits der Einfluß der Araber führte zur Anlage von Reisfeldern in den feuchten Land-

ſtrichen. Auch Tabak wird, jedoch nur für den eigenen Bedarf, gebaut. Das im unteren Panganital ſeit langem von Arabern kultivierte Zuckerrohr iſt jetzt unter deutſchen Betrieb gekommen.

Seitens der Anſiedler wurde im Anfang viel



Plantage Magrotto nach drei Monaten ihres Beſtehens.

experimentiert. Regierungsrat Dr. Stuhlmann unternahm als Chef der Landeskultur eine Reiſe nach Indien und Java zum Studium der dortigen Pflanzenkultur in ähnlichen Breiten und veranlaßte nach ſeiner Rückkehr zahlreiche Verſuche zur Einführung neuer und zur Verbeſſerung alter Kulturen. Als ganz be-

sonders fruchtbar erwiesen sich die dem Meere zugewandten Abhänge und Flußtäler des aus Gneis und Schiefer bestehenden Waldgebirges von Usambara, an dessen Westseite der Pangani vom Kilimandscharo her fließt, um sich dann in großem Bogen nach Osten ins Steppenland der Küste zu wenden. Die großen uralten Wälder des Gebirges enthalten außer Wollbäumen, Sykomoren, Tamarinden gewaltige Kopalbäume, Albizzien, Miombobäume, Butterbäume und die verschiedensten Palmenarten. In anderen ist Kautschuk reichlich vertreten. Herrliche Baumfarne bekleiden die Abhänge der von Gießbächen bewässerten Täler.

Das vom Norden nach Süden verlaufende breite Luengaratal trennt das östliche Waldgebirge von dem höheren und ausgedehnteren Westusambara, zwischen dessen vereinzelten großen Waldflächen sich Hochweideland befindet. Alle diese Gegenden sind sehr wenig bevölkert infolge der vielen Raubzüge, die früher die kriegerischen Massaineger aus ihrem öden, wenn auch wildreichen Steppenland in die Wohnsitze der ackerbaukundigen Wabondei und der viehzüchtenden Wambugu unternahmen. Auf dem schön bewaldeten Handeiplateau im Osten, dessen Westabfall ins Luengaratal hinabreicht, liegt die Residenz des Oberhäuptlings von Handei Mgambo mit etwa siebzig Hütten. Südlich davon bietet dem rechtmäßigen, aber vertriebenen Herrscher von Usambara, Kiniassi, das Dorf Mangabuani seine Residenz. Alle die anderen Dörfer weisen nur noch eine schwache Bevölkerung auf.

So standen die fruchtbaren Täler und Hochflächen zwar der Kolonisation durch eingewanderte deutsche Pflanzer offen, aber da das tropische Klima die Ansiedlung von Landarbeitern aus Deutschland verbietet,

ſo mußten für das Beſiedlungswerk die nötigen Arbeitskräfte aus der Einwohnerſchaft entlegener Gegenden herbeigeſchafft werden. Das hat die Plantagenanlagen in Uſambara bisher nicht wenig verteuert.

Beſonders tüchtige Feldarbeiter ſind die Wanjamweſi, die ein großes Gebiet öſtlich vom Tanganjika

Photographiſche Aufnahmen von v. Reden.

Plantage Magrotto: Scheiterhaufen.

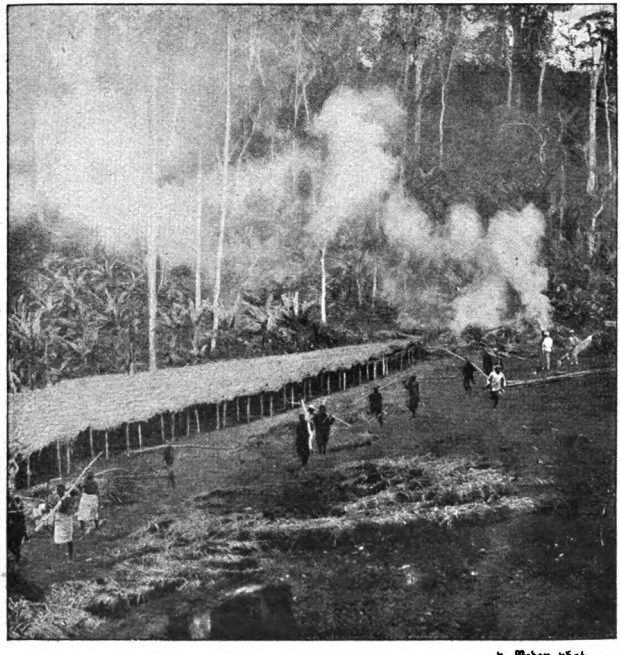
bewohnen. Es iſt gewiß eine geſunde Beſiedlungspolitik der Verwaltungsbehörden, wenn ſie der ſyſtematiſchen feſten Anſiedlung von Wanjamweſi im Hinterlande von Tanga zum Nutzen der Plantagenbeſitzer ſeit einigen Jahren allen möglichen Vorſchub leiſten. Eine weitere Förderung des Plantagenbaus in Uſambara von ſeiten der Regierung war die Anlage der Kulturſtation Kwai, welche den Zweck hatte, zu unter-

suchen, inwieweit sich die westlich des Luengara gelegenen Gebiete für Ackerbau und Viehzucht eignen. Sie hat inzwischen ihre Mission erfüllt und ist wieder eingegangen. Eine neue Versuchstation für Tropenkulturen wurde in Amani eingerichtet. Für Hochlandskulturen hat sich nun am besten der Kaffee bewährt. Dem „Usambarakaffee" ist längst als Produkt unserer eigenen deutschen Kolonialkultur die verdiente Aufnahme in unzähligen Haushaltungen des Mutterlandes zuteil geworden.

Kaffee kommt wild in mehr als zwanzig verschiedenen Sorten in Afrika vor. Zwei davon sind veredelt und werden in Deutsch-Ostafrika kultiviert: der sogenannte arabische und der sogenannte Liberiakaffee. Der arabische wächst als 6 bis 8 Meter hoher Baum mit zierlichen Ästen und länglich spitzen Blättern; die außerordentlich stark und wohlriechenden Blüten sitzen an den Blattachseln. Die erste Ernte rechnet man im vierten Jahre mit einem halben bis dreiviertel Kilogramm, spätere Ernten geben zwei bis drei Kilogramm. Das Durchschnittsalter des Baumes beträgt dreißig bis vierzig Jahre.

Der Liberiakaffeebaum unterscheidet sich vom arabischen — wir folgen hier dem fachmännischen Urteil v. Redens — durch kräftigeren Stamm und stärkere Blätter, sowie größere Widerstandsfähigkeit gegen Witterung und auch Ungeziefer aller Art. Er gibt auch viel reichere Erträge als der arabische. Indessen werden diese Vorteile mehr als ausgeglichen durch den viel höheren Preis, den die edlere Ware des arabischen Kaffees auf dem Markte erzielt. Entscheidend für den Anbau der einen oder anderen Sorte ist meist ausschließlich das Klima, die Höhenlage des betreffenden Bodens. Arabischer Kaffee verlangt eine Durch-

ſchnittstemperatur von etwa fünfzehn Grad Celſius. Für ihn kommen daher in Uſambara nur hochgelegene Gegenden in Betracht, die eine geringere Hitze und eine einigermaßen gleichmäßige Verteilung von Regen



v. Reden phot.

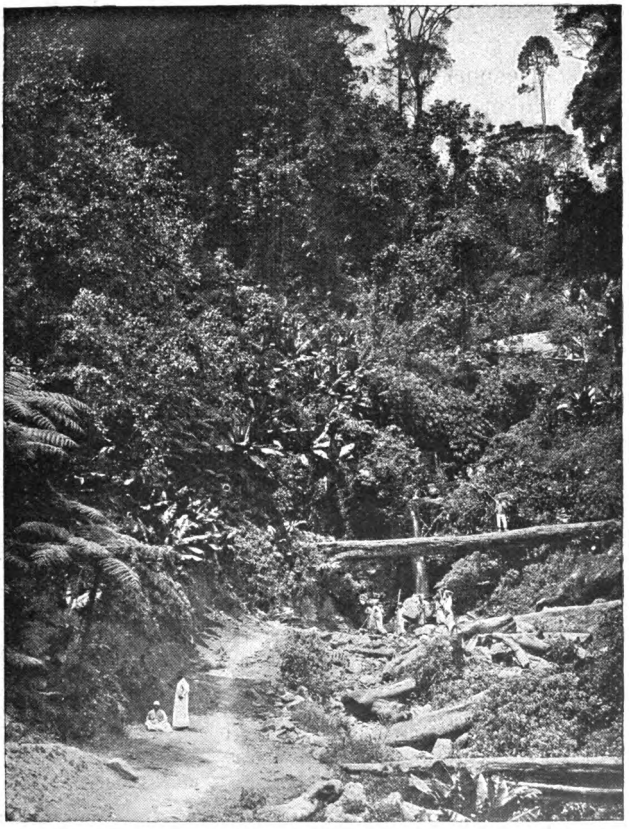
Plantage Magrotto: Neuanlage.

und Nebel aufweiſen. Für das Tiefland mit ſeiner bedeutend größeren Wärme, ungleich über das Jahr verteilten Feuchtigkeit und dem in trockenen Monaten oft felſenharten Boden eignet ſich nur die kräftigere und zähere Liberiaſorte.

In dem aufſchlußreichen Werk „Das überſeeiſche

Deutschland. Die deutschen Kolonien in Wort und Bild (Stuttgart, Verlag der Union)" findet sich in eingehender Schilderung von Deutsch-Ostafrika auch ein Verzeichnis der Hauptpflanzungen des Landes. Bei weitem die meisten liegen in Ost- und West-usambara. Von solchen, die Liberiakaffee bauen (neben Kokospalmen, Kautschuk, Vanille, Baumwolle, Agaven), liegt die Pflanzung Kiomoni am Mkulumusi nur eine Stunde westlich von Tanga. Sie ist Eigentum der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft (mit dem Sitz in Düsseldorf). Die Pflanzung der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft in Lewa und Magila, etwa 150 bis 200 Meter über der Panganimündung gelegen, ist die älteste, die im Schutzgebiet überhaupt angelegt wurde. 1887 kam es hier zum Anbau von Tabak, doch schon bald darauf, während des Araberaufstandes, wurden die Pflanzungen verwüstet. Da die Tabakkultur in dieser Gegend sich aber überhaupt nicht recht lohnte, ging man zum Kaffeebau über. Vor mehreren Jahren waren bereits 2500 Morgen mit Liberiakaffee bepflanzt. Naturgemäß hat zwischen der weiteren Entwicklung des Plantagenbaus und dem Ausbau der Eisenbahn in Usambara eine Wechselbeziehung bestanden. Die Bahn ist durch eine Privatgesellschaft in den Jahren 1895 und 1896 zunächst bis Muhesa, 40 Kilometer von Tanga, gebaut worden. Erst 1901 bewilligte der deutsche Reichstag für die Fortführung bis Korogwe die Mittel. In der Nähe von Muhesa entstanden unter anderen die Pflanzungen Magrotto und Derema. Bei der Station Kiusi befindet sich ein Sägewerk, in welchem die wertvollen Hölzer der Ostusambaraberge verarbeitet werden. Weiter überschreitet die Bahn den Luengarafluß und erreicht bei Korogwe den Pangani. Nach längerer Pause ist neuer-

dings, wie oben bemerkt, die Fortführung des Schienenwegs bis zum Kilimandſcharo in Gang gebracht worden.



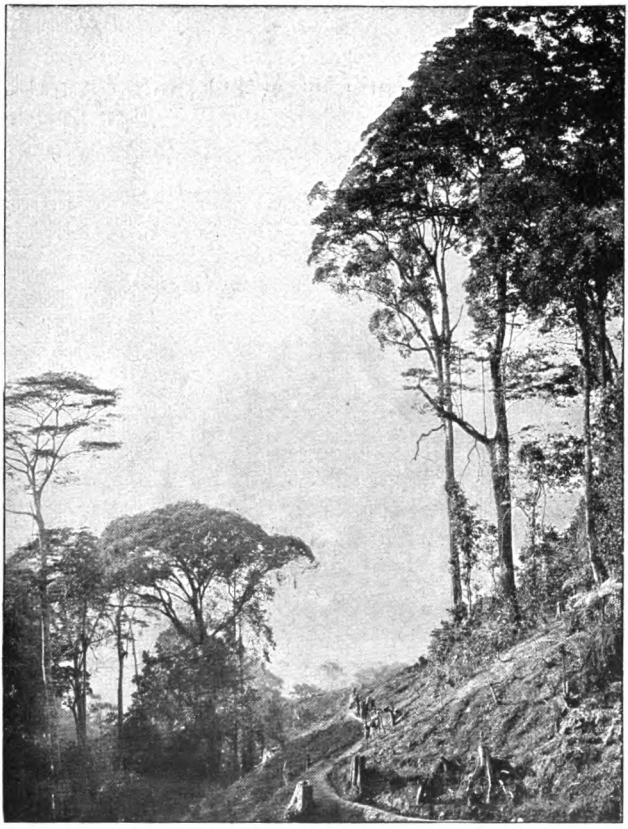
Plantage Sakarre: Vegetation am Wege kurz unterhalb des Wohnhauſes.

Die Station Muheſa liegt im Flußgebiete des Sigi. Die Pflanzung der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft Derema breitet ſich in dem Knie, das der

obere Sigi mit seinem Nebenfluß, dem Mankujo, bildet, am Ostabfall des Usambaragebirges in einer Höhe von 900 bis 1000 Meter über dem Meer aus. Die Anlage erfolgte im Sommer 1891 durch Dr. R. Hindorf. Die Straße von der Station auf die Bergkuppe, die dem einstöckigen Wohnhaus des Leiters der Plantage eine herrliche Aussicht gewährt, überschreitet bei Lungusa auf einer hohen luftigen Brücke den Sigi (siehe die Abbildung auf Seite 89). Über niedere Bergkuppen und grüne Waldungen hinweg, so schildert v. Reden die Aussicht von der Höhe, schweift der Blick auf die endlos scheinende Ebene bis Pangani hinab, seitwärts hinüber zu den zackigen Mlingabergen Magrottos. Dicht an das Wohnhaus schließen sich rückwärts die Wirtschaftsgebäude an, seitlich ein kleiner, aber entzückend hübscher Park (siehe Seite 91), dessen Herstellung eigentlich in nichts weiterem bestand als in der Anlage einiger Wege und Plätze unter hohen, alten, mit Schlingpflanzen umwachsenen Bäumen und zwischen umherliegenden Felsblöcken. Wie auf Derema wird auf der etwas höher gelegenen Plantage Nguelo (siehe Seite 92) mit glänzendem Erfolg arabischer Kaffee gebaut. Sie sind die ältesten Anlagen dieser Art in Deutsch-Ostafrika.

Die Bäume sind hier schon weit über das Kindheitsstadium hinaus. Aus den herrlich, ähnlich der Orange duftenden weißen Blüten entwickeln sich hellrote, in Form und Farbe einer Kirsche ähnliche Beeren. Jede derselben enthält unter der roten Fleischhaut zwei mit den flachen Seiten aneinander liegende Kaffeebohnen, die ihrerseits wieder von einer sogenannten Pergamenthaut umschlossen sind. Alle diese Umhüllungen werden bei einem Großbetriebe mittels Maschinen entfernt und ebenso die Bohnen selbst künstlich

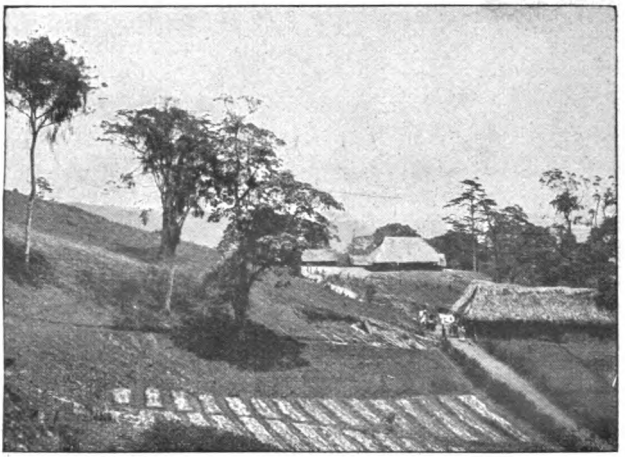
getrocknet. Die früher übliche primitive Art des Trocknens der Ernte geſchieht zwiſchen zwei Wellblech-



Plantage Sakarre: Wald am Wege zum Wohnhaus.

platten. Auf dem mittleren Höhenzuge im Hintergrunde des Bildes liegt, faſt ganz in Bäumen verſteckt, die Plantage Herue.

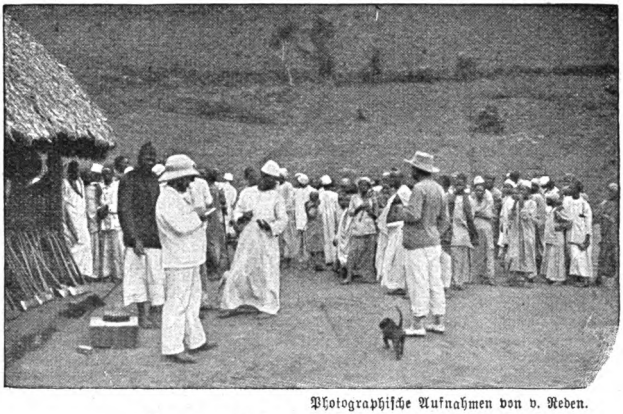
Derema, Nguelo und Herue bilden mit Mſituni, Monga und Lunguſa den unter dem Geſamtnamen „Union“ zuſammengefaßten Plantagenbeſitz der Deutſch-Oſtafrikaniſchen Plantagengeſellſchaft in Oſtuſambara. Der Export über Tanga hat ſchon wiederholt einen Ertrag von mehr als 6000 Zentner umfaßt. Freilich waren auch Mißernten zu beklagen. Ein Unternehmen der Weſtdeutſchen Handels- und Plan-



Plantage Sakarre: Kaffeeſaatbeete.

tagengeſellſchaft iſt das ſchon erwähnte Magrotto auf dem Hochplateau des Mlingaberges, der ſich 55 Kilometer von Tanga entfernt in einer Höhe von nahezu 1000 Meter in die Ebene vorſchiebt. Unſer Bild auf Seite 95 ſtammt aus den Anfängen der Plantage und zeigt uns ein Stück der erſten Anlage. Damals traute man deutſcherſeits den einheimiſchen Negern keine Befähigung zu tüchtiger Plantagenarbeit zu und man behalf ſich mit chineſiſchen Kulis. Ihnen fiel die Arbeit

der Aufrodung des mächtigen Hochwaldes zu, der das Gelände bedeckte. Was für Riesen diese Laubbäume waren, zeigt ein Blick auf den einen im Vordergrunde unseres Bildes. Wir sehen dort ein paar winzig erscheinende Holzfäller an der Arbeit. Heute würde man so nahe der Eisenbahn in solchen Waldbestand nicht eingreifen ohne einen gewinnbringenden Abtrieb des Holzes. Damals wurden die gefällten Bäume sämt-



Photographische Aufnahmen von v. Reden.

Plantage Sakarre: Lohnauszahlung.

lich verbrannt. Die Riesen wurden mit der Axt in mehrere Längsstücke zerschlagen, wobei die Leute abteilungsweise im Gleichtakt die Axt schwangen. Dann wurden die Stücke zu mächtigen Scheiterhaufen zusammengewälzt und, wie unser Bild auf Seite 97 zeigt, in Brand gesetzt.

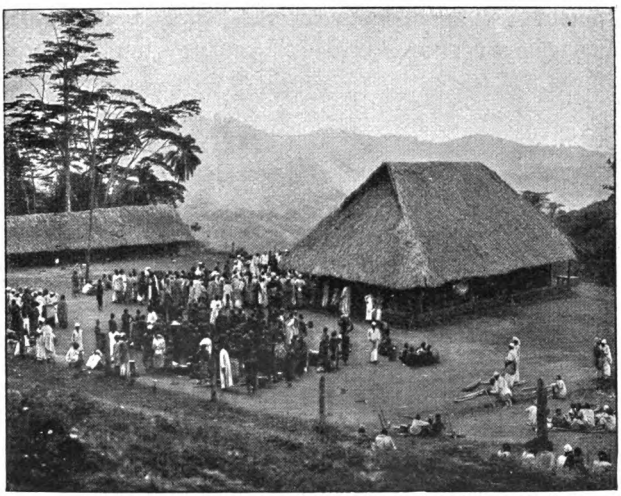
Die Kaffeebohne wird hier noch in Saatbeeten mit Schattendächern von Schilfgras ausgepflanzt, unter denen fleißig begossen wird. Seite 99 sieht der Leser eine solche im Werden begriffene Neuanlage. Im

Alter von dreiviertel bis einem Jahr werden die Bäumchen in die vorher 1 Meter im Durchmesser und ebenso tief ausgehobenen Pflanzlöcher gebracht und dann bis auf das Beschneiden der Wurzelschößlinge vorläufig ihrem Schicksal überlassen.

Im Frühjahr 1897 wurde auf Magrotto mit dem Auspflanzen der Kaffeebäumchen begonnen. Drei Jahre später befanden sich dort schon etwa sechshunderttausend Bäume arabischen und an den tieferen Abhängen noch etwa zehntausend Bäume Liberiakaffees in der Erde. Die klimatischen und die Bodenverhältnisse sind ausgezeichnet. Eine hohe Humusschicht bedeckt den Grund; die Feuchtigkeit ist ziemlich gleichmäßig über das Jahr verteilt, alle Wolken, die über die Ebene hinziehen, finden ihren ersten Widerstand in dem nach drei Seiten freistehenden Kamm des Mlingaberges. Diese Plantage beschäftigt in guten Jahren mindestens sechshundert Leute. Auch hier sind jetzt Wanjamwesi als Arbeiter bevorzugt. Sie werden monatweise in Dienst genommen.

Unsere weiteren Bilder versetzen den Leser auf die Plantage Sakarre in Westusambara, die jenseits des Luengaratals sich auf einer Höhe von 1300 Meter in prachtvoller Urwaldlandschaft ausdehnt. Welche üppige Vegetation auf diesem Boden herrscht, dessen Humus auf rotem fetten Lehm ruht, und wie schön der Tropenwald ist, davon geben die zwei Ansichten von Wegen unterhalb des Wohnhauses der Plantage einen deutlichen Begriff (siehe Seite 101 und 103). Die Kaffeesaatbeete auf dem folgenden Bild lassen erkennen, daß diese erste Kultur der Kaffeepflänzchen in dieser Höhenlage keiner Bedachung mehr bedarf. Die Bäumchen werden dann in einem Abstand von 7 bis 8 Fuß voneinander gepflanzt, jedoch

nur an den Hängen der Täler. Das macht etwa achtzehnhundert Bäume auf den Hektar nach Abzug des Raumes, den Wege, Gräben, stehengebliebene Baumstümpfe in Anspruch nehmen. Die Anlagen bilden keine zusammenhängende Fläche; sie liegen in einzelnen, durch Waldstreifen voneinander getrennten Rodungen, was zwar viel Bodenfläche erfordert, aber jedem ein-



Photographische Aufnahmen von v. Reden.

Plantage Sakarre: Wohnhaus (Sonntagsmarkt).

zelnen Feld durch Schutz des Waldes vor den Stürmen und in bezug auf Verbreitung von Schädlingen sehr zum Vorteil gereicht. Für Ausnutzung der vorhandenen Wasserläufe ist in großartiger Weise Sorge getragen. Längst hat die Zahl der tragfähigen Bäume auf der ganzen Kultur die erste Million überschritten.

Die zwei weiteren Bilder „Lohnauszahlung“ und „Sonntagsmarkt“ vergegenwärtigen uns das Leben

der Arbeiter auf ſolch einer Plantage. Vier- bis fünfhundert ſtändige Monatsarbeiter finden auf Sakarre in den Baracken ihre Unterkunft. Aus den umliegenden Dorfſchaften kommen täglich noch viele Arbeiter auf Taglohn; es ſind Waſchamba, ein friedlicher arbeitſamer Schlag von Bantunegern.

Sonntags halten die ſelbſtändigen Bauern der Umgegend vor dem Platz mit den Arbeiterwohnungen Markt ab. Bananen, Mais, Reis, geräucherte Fiſche, auch Ziegen und Schafe bringen ſie zum Verkauf.

Das Kochschulfräulein.

Novelle von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Solange noch die Helle des Frühlingsabends währte, war Frieda in der Dorfstraße auf und ab gegangen, hatte sich gefreut, wie die Leute friedlich vor den Häuschen saßen und ihren Feierabend genossen, hatte ein paar blondköpfigen Kindern zugelächelt, die die Fremde neugierig anstarrten, hatte mit Entzücken die blühenden Apfelbäume in den kleinen Obstgärten betrachtet. Ihren jungen Augen schien alles so neu, so originell, so reizvoll in dieser ländlichen Umgebung. Doch als es dann dunkel geworden war und sie in die leere Honoratiorenstube treten mußte, da sie doch nicht bei den qualmenden, streitenden und singenden Bauern sitzen konnte, überkam sie in dem muffigen Gelaß, wo die Fliegen an den Fenstern summten, die schlecht geputzte Petroleumlampe nur ein trübseliges Licht verbreitete, doch ein solches Heimweh, daß ihr das Weinen nahe stand.

Es war ja der erste, der allererste Abend, den sie fern von der Heimat zubrachte. Gestern noch beim lustigen Einpacken, bei dem die jüngeren Schwestern ihr eifrig halfen, hätte sie es nicht geglaubt, daß es ihr so schwer fallen könnte. Dieses sonderbare Zittern um das Herz, dieses wunderliche Gefühl der Sehnsucht, das sie noch nie empfunden, überfiel sie ganz überraschend,

ganz plötzlich. Mit der Phantasie einer Neunzehnjährigen hatte sie sich ja gerade so unbändig darauf gefreut, einmal allein fort zu dürfen, hatte sie sich diese nie erlebte Selbständigkeit so wunderschön gedacht.

Sie schämte sich freilich bald der kindischen Schwäche, die für ein modernes junges Mädchen doch gar nicht paßt, und verlangte, als die sehr rundliche, aber nicht sehr saubere Wirtin kam, mit ganz resolutem Ton die Speisekarte.

„Dees gibt's bei uns net! A Schweinsbratl ist da und ein Kartoffelsalat, und ein G'selchts können S' haben, aber dees is a bißl fett."

Sie verzog geringschätzig den Mund, als Frieda sich weder Bier noch Braten, sondern eine Tasse Tee, Eier und Butterbrot bestellte, blieb aber doch eine Weile neben dem Gast stehen und fing eine Unterhaltung an, so daß Frieda nicht den Mut hatte, eines der Fenster zu öffnen, obwohl sie die Luft sehr schlecht fand.

Geduldig trank sie nach langem Warten den Aufguß, der mehr nach Heu als nach Tee schmeckte, las nach dem bescheidenen Mahl in den uralten Fliegenden Blättern, die auf dem Tische lagen, als die große Stille, die nach dem Gebetläuten sich auf das Dorf herabgesenkt hatte, plötzlich durch lautes Tuten unterbrochen wurde und mit Getöse und Geschnaube ein Auto vor dem Gasthause vorfuhr.

„Jesses, der gnädige Herr!" hörte sie die Wirtin draußen rufen.

Gleich darauf wurde die Türe aufgerissen, und ein junger Mann im eleganten Automantel trat geräuschvoll ein. Sofort schrie er: „Donnerwetter! Was habt ihr denn hier für eine Atmosphäre!" und rüttelte ungeduldig an dem Fenster.

Erst nachdem er Mütze und Mantel auf einen Stuhl

geworfen, bemerkte er die Anwesenheit der jungen Dame und grüßte kurz, worauf sie ziemlich stolz und zurückhaltend mit dem hübschen Kopf nickte.

Er war ungewöhnlich groß, schlank, noch jung, mit einem feingeschnittenen Gesicht, dem die scharfen grauen Augen, die dichten Brauen, der straffe blonde Schnurrbart einen herrischen Ausdruck gaben. Da die Wirtin nicht gleich kam, läutete er Sturm. Sie hatte eiligst eine frische Schürze umgebunden, stürzte so rasch herein, als ihre Körperverhältnisse ihr das gestatteten, knickste und wischte aufgeregt über das zweifelhafte Wachstuch, das den Tisch bedeckte.

„Ja, wenn ich's nur g'wußt hätt', daß der gnädig' Herr uns die Ehr' schenken, da hätt' ich heut ein Händl abgestochen! So schöne Händln hätt' ich —"

„Was Sie hätten, das hilft mir nichts! In meinem Programm stand's auch nicht, daß der Esel von Chauffeur zu wenig Benzin mitgenommen hat! — Sagen Sie mir also, was Sie haben!"

„Ein Forellerl vielleicht?" schlug die Wirtin voll Unterwürfigkeit vor.

„Also! Aber rasch! Vorwärts marsch in die Küche!"

Auch der Chauffeur, der meldete, er müsse bis an das Ende des Dorfes laufen, um das Benzin zu besorgen, wurde angeschnauzt.

Dann saßen sich der fremde junge Mann und Frieda Müller an dem langen, mit dunklem Wachstuch bedeckten Tisch in der fliegendurchsurrten stillen Stube gegenüber — er an dem einen Ende, sie an dem anderen.

Es war sehr peinlich für das junge Mädchen, besonders da er sie in seiner Langeweile sehr keck musterte.

Zum Glück strömte nun durch das geöffnete Fenster frische Luft herein; man sah im Mondschein die hellen Blütenkerzen der Kastanienbäume; ein süßer Duft von

Flieder schwebte in der köstlichen Nachtkühle in die Stube.

„Sie gestatten, Fräulein?“ fragte der Fremde. Er hatte schon das silberne Etui mit den Zigaretten aus der Tasche gezogen und das Zündhölzchen angebrannt.

„Bitte sehr!“ sagte sie herablassend.

Sie konnte ein sehr stolzes Gesichtchen machen, und sein Wesen reizte sie direkt zu trotziger Ablehnung. Er sollte nur merken, daß sie gar nicht gewillt sei, mit ihm zu plaudern.

So versenkte sie sich krampfhaft in die alten Hefte, las nochmals die Witze, die sie schon einmal genossen hatte, und schien es nicht zu beachten, daß er die neueste Nummer in erreichbarer Nähe für sie auf den Tisch legte.

Als dann die Forelle erschien, bemühten sich Wirt und Wirtin in glühender Aufregung um den anspruchsvollen Gast.

„Geben Sie mir doch ein anderes Brot! Das ist ja uralt! — Der Wein ist nicht zu trinken! — Ein Glas Bier her! — Haben Sie denn nur die ranzige Butter da?“

Trotz der üblen Behandlung schauten die beiden ihn mit einem verklärten Lächeln an, dienerten und rannten, entschuldigten sich und waren ganz gerührt, daß ihm wenigstens die Forelle geschmeckt hatte.

Als der Chauffeur meldete, man könne weiterfahren, warf der junge Mann, ohne nach dem Preis zu fragen, ein Goldstück auf den Tisch und wurde mit Bücklingen hinausbegleitet.

Der Fremde hatte Frieda noch einmal gegrüßt mit einem kecken Blick und einem einschmeichelnden Lächeln, das plötzlich sein Gesicht erhellte und liebenswürdiger erscheinen ließ.

Sie hatte wieder nur sehr kühl den Gruß erwidert.

„Was haben Sie denn da für einen Gast, Frau Wirtin?“ fragte er draußen mit einer gewissen Neugier.

„Das ist die Kochschullehrerin, die den Wanderkurs im Dorf abhalten soll.“

„Eine Kochschullehrerin!“ wiederholte er überrascht und stieg lachend in den Wagen, der sich sofort geräuschvoll in Bewegung setzte. Man hörte noch lange das Tuten, das das schlafende Dorf aufschreckte.

„Ein nobler Herr!“ sagte die Wirtin, während sie abräumte, offenbar noch sehr beglückt. „Wenn er auch seine Sach' ein bißl rasch haben möcht' und einen anschreit — fell meint er nicht bös und no — er zahlt's ja auch!“

Sie erwartete offenbar eine Frage des jungen Fräuleins, und Frieda hätte ja auch ganz gerne erfahren, wer denn dieser mit solcher Ehrfurcht bediente „Herrenmensch“ sei, aber es fiel ihr gar nicht ein, ihr Interesse zu verraten.

Übrigens plauderte die Wirtin auch ohne Aufforderung weiter. „Wissen S', Fräulein, das ist der Herr Haßfurth!“ flüsterte sie wichtig, und da Frieda kein Erstaunen zeigte, fügte sie fast beleidigt über solche Unkenntnis hinzu: „Dem gehört doch das Schloß Hochberg, das man von hier aus so schön liegen sieht. Sein Vater selig hat es dem Grafen abgekauft und alles ringsum — den Wald und die Felder. Und die Jagd hat er auch. Oh, da geht's immer lustig zu im Herbst, und wir hab'n ein gutes Geschäft. Man muß ja froh dran sein, weil sonst gar nichts los ist im Dorf.“

„Das glaube ich wohl,“ sagte Frieda. Sie hatte spöttisch den feinen Mund verzogen, als die Frau den Reichtum des hochfahrenden Gastes rühmte. Ein übermütiger junger Mann, der sehr vorsichtig in der

Wahl des Vaters gewesen war! Er zeigte es ja auffällig und eindringlich genug, daß er zu den Besitzenden gehörte. Sie war nun doppelt froh, daß sie ein so hochmütiges Gesicht gemacht hatte.

— — — — — — — — — — — —

Bruno Haßfurth wurde in dem hellerleuchteten Speisezimmer sehnsüchtig von seinen Gästen erwartet, die sich in den tiefen Klubsesseln herumräkelten und ungeduldig das Abendessen herbeisehnten.

Er war Junggeselle und hatte immer Besuch auf dem Schloß. Oberst Ruffin, ein schon etwas angegrauter, sehr lustiger Herr, der gerne einen guten Tropfen trank und wegen seiner kernigen Anekdoten berühmt war, und Graf Reuß, der sein eigenes Erbteil schon verspielt, verpraßt, in Sekt vertrunken hatte und nun wie ein Parasit sich bei Freunden anklebte, gehörten sozusagen zum eisernen Bestand. Mit ihnen ließ sich wenigstens eine Skatpartie aufrecht halten. Sonst fand sich zur guten Jahreszeit, zuweilen auch im Winter, weitere Gesellschaft auf Hochberg ein, und auch die eleganten Damen fehlten nicht. Aber in diesem Frühling war gebaut worden, und während dieser Umgestaltung war kein Platz für eine größere Zahl von Gästen.

Das Schloß stammte aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts — ein hübsches Biedermeierjagdhaus, dem aber später ein Seitenflügel angehängt worden war in jener falschen Gotik, die in den fünfziger und sechziger Jahren in München als neuer Stil auftauchte. Haßfurth hatte sich entschlossen, diesen Anbau dem Charakter des ganzen Schlosses anpassen zu lassen.

Der Architekt, der den Bau geleitet hatte und der auch die Innendekoration der neuen Räume angab, wohnte noch auf dem Schlosse. Er war ein bescheiden aussehender junger Mann von stillem Wesen, der aber

sehr entschieden aufzutreten wußte, sogar dem leicht aufbrausenden und rechthaberischen Hausherrn gegenüber, wenn es galt, seinen künstlerischen Geschmack durchzusetzen.

„Entschuldigen Sie, meine Herren!“ rief Haßfurth, der sich rasch umgekleidet und den Smoking angelegt hatte. „Ich bin leider durch eine Panne aufgehalten worden, das heißt, meinem Auto fehlte das unentbehrliche Futter.“

„Uns auch — uns auch!“ riefen die beiden älteren Herren.

„Sie sollen sofort entschädigt werden! Ich habe auch schon die Erdbeerbowle ansetzen lassen.“

„Bravo!“

„Es war übrigens sehr komisch,“ erzählte Haßfurth lachend, als man sich nun an dem Tisch niederließ, „denn in dem Wirtshaus zum Bären in Söchtenau, wo ich notgedrungen einkehren mußte, saß im Gaststübl eine fremde junge Dame ganz allein. Man trifft da sonst höchstens einen Handlungsreisenden. Sie sah überraschend fein aus und machte ein so stolzes Gesicht, daß ich schon an eine inkognito reisende Prinzessin dachte. Ganz gnädig, ganz herablassend hat sie gegrüßt!“ Er ahmte das kühle Nicken einer vornehmen Dame nach und schlug in ausgelassener Heiterkeit auf den Tisch. „Und nun raten Sie, wer es ist! — Eine Prinzessin nicht — dafür eine Kochschullehrerin!“

Alles lachte.

„Richtig — ich hab's gehört, im Dorf halten sie einen Wanderkochkurs. Da sollen die Bauern und Wirtstöchter aus der Umgebung abgerichtet werden,“ bemerkte der Oberst, der viel mit den Leuten plauderte, denen er begegnete.

„Na, schaden kann das nicht!“ meinte der Graf.

„Aber ich bitte Sie! Das Volk hier bleibt ja doch bei seinen Knödeln!“ rief der Oberst.

„Meinetwegen sollen sie machen, was sie wollen! Übrigens hab' ich ja auch für die Geschichte wieder bluten müssen. Aber mich amüsiert nur das junge Ding! Wie die sich aufspielt! Im Grunde ist sie doch nur eine bessere Köchin!“

Haßfurth sagte es gereizt, hatte sich offenbar darüber geärgert, so kühl behandelt worden zu sein.

Der Architekt Robert Wolf hatte bisher stillschweigend zugehört. Nach einem kurzen Zögern mischte er sich aber nun doch in das Gespräch. „Ich glaube, Sie irren sich da ein wenig, Herr Haßfurth. Die Kochschullehrerin ist eine gebildete junge Dame aus bester Gesellschaft. Wenn sie allein in dem fremden Ort wohnt, muß sie doch zurückhaltend auftreten!“

Haßfurth lachte, zog aber die dichten Brauen finster zusammen. Er ließ sich nicht gerne zurechtweisen. „Wissen Sie was, meine Herren!“ rief er. „Die Kochschullehrerin soll uns ein feines Essen kochen! Ich engagiere sie einfach für einen Tag. Wir wollen dann das ‚gnädige Fräulein‘ dazu einladen und ihr reichlich Sekt zu trinken geben. Da werden Sie sich überzeugen, Herr Wolf, wie rasch sie die Vornehmheit vergißt. Lehren Sie mich diese Mädels kennen! Ich gebe ja gern zu, daß Sie von Ihrem Geschäft recht viel verstehen, aber wenn es sich um die Weiber handelt, hab' ich doch wohl mehr Erfahrung. Darauf können Sie sich verlassen!“

Der Graf und der Oberst lachten laut und stießen vergnügt mit ihm an. Die Aussicht auf ein besonders feines Essen versetzte sie schon in gute Laune.

„Möglich ist's ja, daß sie kommt,“ meinte der Architekt. „Ich kenne das Fräulein ja noch gar nicht

persönlich. Übrigens möchte ich bei dieser Gelegenheit, da wir einmal von Damen sprechen, eine Bitte an Sie richten, Herr Haßfurth. Sie gestatten doch, daß ich morgen ein paar Damen, die sich sehr für die neue Einrichtung Ihres Schlosses interessieren, und die für einen Tag hierher kommen, in den Räumen herumführe?"

„Aber selbstverständlich!" rief Haßfurth, der seinen Besitz sehr gerne zeigte. „Um so selbstverständlicher, wenn die Damen auch noch hübsch sind. Darf ich fragen, wer der Besuch ist, den Sie erwarten — oder ist das indiskret?"

„Keineswegs!" versicherte Robert, während ihm das Blut in das Gesicht stieg. „Frau Hofrat v. Kastner mit ihrer Tochter. Ich hätte Ihnen natürlich die Damen vorgestellt und —"

„Gisela v. Kastner!" rief der Oberst und pfiff mit drollig emporgezogenen Brauen durch die Lippen, um seine Anerkennung auszudrücken. „Ob die hübsch ist! Sie war ja beim Münchner Künstlerfest im letzten Winter die Göttin des Glücks, die auf dem goldenen Wagen durch den Saal getragen wurde! Na, sehn Sie, Herr Wolf wird ganz rot! Da schau einmal einer den Duckmäuser! Sonst tut er, als lebte er wie ein weltferner Einsiedler, und jetzt kriegt er Damenbesuch und steht sogar in Beziehungen zu der Göttin des Glücks!"

„Herr Oberst!" fuhr Robert auf.

„Na, nichts für ungut! Das war nur allegorisch gemeint und sollte durchaus keine Beleidigung für das blonde Fräulein sein, das jedenfalls zur besten Gesellschaft gehört und keine Kochschullehrerin ist!"

Die Gesellschaft fühlte sich sehr erheitert. Doch sprach man glücklicherweise bald von anderen Dingen und überließ den jungen Architekten seinen Gedanken.

Er sah in der Tat dem morgigen Tag, diesem Besuch mit größter Spannung entgegen.

Bei jenem Künstlerfest hatte er Gisela kennen gelernt. Er war es gewesen, der den goldenen Wagen für die Glücksgöttin gebaut, für sie das Kostüm gezeichnet, den Kopfschmuck auf das schöne Haupt gesetzt hatte. Sie hatte ihn berauscht mit ihrem Lächeln in jener Stunde, da sie in dem verführerischen Gewand wirklich wie ein Märchenwesen vor ihm gestanden war. Sie hatte ihm all seine Schüchternheit und das, was die anderen sein „Phlegma" nannten, fortgezaubert. Den ganzen Abend war er nicht von ihrer Seite gewichen.

Ein stummes Einverständnis war seitdem zwischen ihnen. Alle die reizvollen kleinen Heimlichkeiten einer scheuen Liebe hatten sie schon zusammen durchlebt: ein „Dusagen" hinter dem Rücken der Mama, nachdem sie ein Vielliebchen gegessen, ein Austausch von Photographien, ein Gedicht, das er ihr zusteckte, ein anmutiges Dankesbriefchen, das sie ihm schrieb, unzählige zärtliche Blicke und vielsagende Händedrücke.

Nur den Mut, mit der Mutter zu sprechen, hatte er noch nicht gefunden. Bisher war er ja nur ein unbekannter, gänzlich unberühmter Künstler ohne Vermögen. Aber das Vertrauen, das der reiche Haßfurth in sein Können gesetzt, schien nun doch die erste Staffel zum Erfolge zu sein. Nun wurde sein Name genannt, nun kamen auch die weiteren Aufträge.

Eigentlich hatte er erst dann so recht begriffen, welch glückliche Wendung sein Schicksal genommen, als seine Bitte, die Damen möchten doch sein Werk anschauen, angenommen worden war. In diesem Besuch, zu dem sich Frau Hofrat v. Kastner entschlossen, lag doch eine Anerkennung, eine freundliche Gesinnung,

eine halbe Gewährung seiner Wünsche, die auch ihr kein Geheimnis mehr sein konnten.

— — — — — — — — — — — —

Schon am frühen Morgen war er wach. Die Ungeduld ließ ihn nicht schlafen. Noch einmal ging er durch die nun fertig eingerichteten Räume und besah mit Schöpferfreude sein Werk.

Ganze Büschel von blühenden Zweigen trug er im Arm, um die Zimmer zu schmücken und ihnen das letzte Behagen zu geben.

Mit Künstlerstolz durfte er sich sagen: Es war gut geworden! Das Empfangszimmer, der Speisesaal und das Wohngemach waren durch breite Torbogen voneinander getrennt, die durch Schiebetüren geschlossen werden konnten, so daß alle Räume zwar ihr intimes Behagen hatten, aber, bei größeren Festlichkeiten vereint, wie eine zusammengehörige weite Halle wirkten. Er wußte, das ganz in Weiß gehaltene Musikzimmer, in das nur die roten Geranien an den niederen breiten Fenstern eine farbige Note brachten, würde Gisela besonders gefallen, da sie lichte Räume so sehr liebte. Ihm selbst war besonders die Bibliothek ans Herz gewachsen, die, mit braunem Holz vertäfelt, so schön dem Raum angepaßte Schränke und Sofas hatte, ebenso wie das in hellerem Ton gehaltene Eßzimmer mit seinem mächtigen eichenen Tisch, seinem in die Wand eingelassenen Büfett mit dem schönen Zinn und dem großen Erker, der mehr dem ländlichen Stil, dem Ausblick über die weiten Wiesen und Felder Rechnung trug.

Der Empfangssalon, der nach dem Wunsch des Hausherrn in Mahagoni ausgeführt worden war, hatte dafür größeren Prunk und reicheren künstlerischen Wandschmuck. Durch alle Räume aber flutete die

Sonne herein und gab ihnen das Freudige, Heitere, Lebenslustige, das ihnen früher, mit den dunklen Vorhängen und den Stoffmassen, den schweren goldgepreßten Tapeten, vor allem mit den schmalen, hohen, zum Teil bunt gemalten Fenstern, so sehr gefehlt hatte.

Licht hatte er hereingebracht, und schon das war eine gute Tat.

In bester Laune verließ er das Schloß, ging den Bach entlang nach Söchtenau und hatte eitel Jubel und Jauchzen im Herzen.

Es war ja Mai und überall Blumen und Blüten und singende Vögel! Und er wartete auf sein Glück!

Der Postwagen, der die Damen bringen sollte, war noch nicht in Sicht. Er stand auf der Landstraße, hielt die Hand vor die Augen und schaute spähend hinaus in das flimmernde Goldlicht. —

Auch Frieda Müller, die junge Kochschullehrerin, hatte den Tag früh begonnen. In dem ihr zur Verfügung gestellten Raum im Sommerkeller, wo sonst die Schützenfeste und derartigen Veranstaltungen stattfanden, war schon der Herd aufgeschlagen worden, den der Verein für Wanderkochkunst hergeschickt hatte, und eben suchte sie die Kisten mit dem Geschirr, die noch ausgepackt werden mußten. Aber die Postverhältnisse im Gasthaus zum Bären, an dem der gelbe Wagen zu halten pflegte, waren recht eigentümlich. Das Postlokal wurde nur geöffnet, wenn der Herr Wirt gerade Lust hatte, manchmal nur bei Ankunft und Abfahrt der Post. Im übrigen konnten die Sachen den ganzen Tag daliegen. Robert Wolf hatte mit den Sendungen, die für den Bau und für die Einrichtung der Zimmer kamen, schon sehr betrübliche Erfahrungen gemacht und er mußte lächeln, als er das fremde

Fräulein so geduldig vor dem versperrten Poststübchen warten sah. Er konnte wohl vermuten, daß sie die Kochschullehrerin sei, über die gestern gesprochen worden war.

Mitleidig näherte er sich ihr und sagte: „Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rat zu geben, Fräulein, so würde ich Ihnen empfehlen, sehr energisch nach dem Wirt zu rufen und darauf zu bestehen, daß er Ihnen sofort ausliefert, was Sie von der Post wollen. Sonst können Sie nämlich nach den hier üblichen Gepflogenheiten noch lange warten, denn wenn der Wirt geholfen hat, den Postwagen auszuladen, ruht er sich erst noch bei einem langen Frühstück von seinen Strapazen aus."

Sie sah sehr betrübt aus. „Ich brauche die Kisten unbedingt!" sagte sie ganz verstört und versuchte mit der kleinen Hand stärker zu klopfen.

Ihn rührte ihre Hilflosigkeit. „O das ist noch viel zu sanft! Da braucht es schon ein Donnerwetter!" Und er schrie mit lauter Stimme in den Flur: „Post — Post! Ist denn hier kein Mensch! Ich werde noch Anzeige machen, wenn man immer bis Mittag warten muß, ehe man seine Sachen kriegt!"

Nun kam der Wirt herangeschnauft. Da er den Herrn erkannte, der auf dem Schloß wohnte, stellte er auch das unwillige Brummen ein, mit dem er sein Mißfallen über diese unziemliche Eile ausgedrückt hatte, und steckte seufzend den Schlüssel ins Schloß.

Frieda konnte sich nun unter den aufgehäuften Sachen ihre Kisten herausuchen, und Robert wußte auch noch den Hausknecht ausfindig zu machen, der diese auf den Schubkarren laden und in die Küche im Sommerkeller befördern mußte.

„Vielen Dank, mein Herr!" sagte sie freundlich. Ihre Wangen waren heiß geworden vor Eifer und

Ungeduld, und man sah ihr an, daß sie mit einer gewissen Aufregung ihr neues Amt antrat.

„Wie jung sie ist, und wie ernst sie ihre Pflicht nimmt!“ dachte Robert und freute sich nun erst recht, daß er gestern dem Schloßherrn gegenüber ihre Partei ergriffen hatte. „O bitte,“ fuhr er laut fort, „es ist mir immer ein Vergnügen, den faulen Wirt aus seinem Dusel aufzurütteln. Gestatten Sie übrigens, daß ich mich Ihnen noch nachträglich vorstelle — Robert Wolf!“

Sie gab ihm nun die Hand und grüßte noch, ehe sie sich in Eile auf den Weg machte.

„Ich fürchte, es ist allerhöchste Zeit. Meine Schülerinnen werden sogleich zur Anmeldung eintreffen.“

Sie lief eilig auf der Landstraße dahin, und er sah noch lange die zierliche helle Gestalt inmitten des leuchtenden Grüns.

Die Erscheinung hatte etwas so Kindliches in dem schlichten Waschkleidchen, daß es ihn komisch berührt hatte, sie von ihren „Schülerinnen“ reden zu hören.

Aber bald sah er nicht mehr in der Richtung nach dem Sommerkeller, dachte nicht mehr an die junge Kochschullehrerin, denn im Osten erhob sich ein Staubwölkchen, und der gelbe Postwagen erschien am Horizont, in weiter Ferne noch, aber doch näher, immer näher rückend, als sichtbares Zeichen, daß auch diese letzte, schwerste Viertelstunde des Wartens ein Ende finden würde.

Und der Moment kam, da die Ersehnte aus dem schwerfälligen Kasten heraushüpfte, ihn anlächelte, ganz berückend in ihrem duftigen blaßrosa Kleid mit dem großen Rosenhut. Hinter ihr kam langsamer die Mama, müde von der Fahrt und sehr ungehalten, als sie hörte, daß bis zum Schloß noch eine Stunde zu gehen sei.

Sie wäre sogar lieber wieder in den Postwagen, der noch eine Strecke weit zu benützen war, der aber in Söchtenau Aufenthalt hatte, gekrochen.

Gisela wollte vom Warten nichts wissen, drängte ungeduldig weiter. „Komm nur, Muttchen!“ schmeichelte sie. „Ein bißchen kannst du schon laufen in der köstlichen Kühle. Nach einer Weile kommt der Wagen uns nach, du steigst wieder ein und fährst so weit wie möglich. Ich gehe mit Herrn Wolf zu Fuß, und wir treffen uns in dem Nest — in Graßling und rücken dann zusammen aus auf das Schloß.“

Sie zog den Arm der widerstrebenden Mama in den ihren und lächelte über den glücklichen, strahlenden Blick, mit dem Robert ihr für diesen Vorschlag dankte.

Am liebsten wäre er ihr hier auf der Landstraße um den Hals gefallen. Küsse, glühende Küsse sprachen seine verliebten Augen. Oh, in der Maienpracht mit ihr zu wandeln, an den Hecken entlang mit dem blühenden Weißdorn, über die Wiesen mit den gelben Butterblumen — allein mit ihr!

Heute würde er nicht mehr schweigen können! Heute mußte er es ihr sagen mit tausend heißen Worten, wie er sie liebte, ersehnte, begehrte!

Kaum vermochte er noch zu reden, so klopfte ihm das Herz in der seligen Erwartung dieses Alleinseins. Aber die Damen wollten so viel wissen von dem Schloß und von dem Besitzer, ob er wirklich so reich sei und warum er wohl nicht geheiratet habe. Und Frau Hofrat Kastner wußte offenbar schon viel besser Bescheid über Haßfurth als Wolf selbst, obwohl sie sich so hastig und neugierig nach ihm erkundigte.

„Sein Vater hat viel verdient im Kriegsjahr damals. Er war Armeelieferant, und dann heiratete er, als schon ziemlich bejahrter Mann, eine Schweizer Fabrikanten-

tochter, deren sämtliche Geschwister starben, so daß sie das ganze Vermögen allein erbte. Und der junge Haßfurth soll auch nicht bloß genießen, sondern es sehr gut verstehen, sein Kapital zu vermehren. Er hat den kaufmännischen Geist des Vaters, auch wenn er nicht so viel arbeitet. In allen großen Unternehmungen steckt sein Geld, und als Aufsichtsrat hat er große Einkünfte. Er wird sicher noch einmal geadelt, er braucht nur ein Fideikommiß zu errichten: das Schloß Hochberg mit allem, was dazu gehört, ist ja unbedingt ein herrschaftlicher Besitz."

Robert antwortete nur zerstreut. Er hörte kaum so recht, was sie sagte, horchte nur sehnsüchtig auf das Rollen des Postwagens, in dem die Mama verschwinden sollte.

Man hatte das Ende des Dorfes erreicht. Zur Linken lag auf einer kleinen Anhöhe der Sommerkeller, ganz versteckt unter den hohen rotblühenden Kastanienbäumen. Auf dem Wiesenweg, der hinaufführte, standen, gingen und plauderten in Anbetracht der werktäglichen Vormittagsstunde ungewöhnlich viele Leute. Robert erinnerte sich, daß ja da oben der Kochkurs eröffnet wurde. Doch was kümmerte ihn das jetzt? Vom Dorfe her erklang das Posthorn, das war ihm wichtiger.

Die Damen bemerkten in diesem Augenblick ein Auto, das in einiger Entfernung auf der Landstraße wartete. „Wem gehört der elegante Wagen?" riefen sie beide.

„Er ist vom Schloß. Herr Haßfurth wird wohl im Dorfe sein," bemerkte Robert gleichgültig. — „Dort oben unter den Kastanien steht er übrigens," fügte er hinzu. „Er scheint sich die Kochschuleröffnung ansehen zu wollen."

Beide Damen holten ihre Lorgnetten heraus und blickten ganz aufgeregt nach der bezeichneten Richtung.

„Das ist also Herr Haßfurth? Der blonde große Herr in dem hellgrauen Überzieher?“ fragte Gisela.

„Ja, das ist er,“ gab Robert zur Antwort. Seiner Empfindung nach hätte die Frage nicht neugieriger und gespannter klingen können, wenn es sich um eine Weltberühmtheit gehandelt hätte. „Eben kommt der Postwagen!“ fügte er ungeduldig hinzu.

Es half nichts, ebensowenig wie der flehende Blick, den er auf Gisela heftete. Fühlte sie denn nicht, wie er sich auf diesen Weg mit ihr gefreut hatte, empfand sie es nicht auch als Glück, daß ihnen der Zufall endlich ein Alleinsein vergönnen wollte?!

Sie lief schon über die Straße weg, und die Mama, die eben noch so sehr über ihre Müdigkeit geklagt hatte, folgte ihr merkwürdig frisch und leichtfüßig.

Unter den Kastanienbäumen stand nur noch der Oberst Ruffin mit seinem lustigen roten Gesicht, der sich den Damen vorstellen ließ.

„Ich glaube, ich habe schon früher einmal die Ehre gehabt, Frau Hofrat,“ sagte er, ihr mit etwas altmodischer Galanterie die Hand küssend. „Mein Freund Haßfurth wird sich sehr freuen. Er schaut sich da drinnen eben die ländliche weibliche Jugend an — vor allem aber die neue Kochschullehrerin.“

Sie traten nun alle in den großen Raum ein, in dem Frieda an einem Küchentische saß und die Namen der Teilnehmerinnen an dem Kochkurs aufschrieb. Über ein Dutzend hatten sich gemeldet: die Töchter des Lehrers und des Kaufmanns, im übrigen wohlhabende Bauernmädchen aus der Umgegend.

Es war ein hübsches Bild. Vor dem geöffneten großen Tor sah man wie in einem Rahmen die helle

Frühlingslandschaft, und ein Sonnenstreifen fiel auf die anmutige Gestalt der jungen Lehrerin, die so zart und schlank erschien neben den drallen Gestalten und den derben Händen der ländlichen Weiblichkeit.

Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft, offenbar noch unruhig und ängstlich, ob sie auch alles recht machen und nichts vergessen würde, da sie ja zum ersten Male allein einen Kurs leitete. Die Anwesenheit des Schloßherrn, über dessen Wesen sie sich schon am letzten Abend geärgert hatte, genierte sie, namentlich da ihm nun noch weitere Gäste folgten.

Es hatte ja den Anschein, als sollte sie hier ein Schauspiel geben.

Sie bemühte sich nach Kräften, ihre Verlegenheit zu verbergen, und fuhr, ohne von der Anwesenheit der Eindringlinge weitere Notiz zu nehmen, in ihrer Arbeit fort, während Haßfurth nun den Damen Kastner vorgestellt wurde und die kleine elegante Gesellschaft am Toreingang plauderte, als wäre hier der richtige Platz für ihre Unterhaltung.

„Ich glaube fast, daß wir stören," bemerkte Robert, dem das laute Reden peinlich war.

Haßfurth lachte. „Wir gehn ja gleich wieder," sagte er und trat dann an den Küchentisch heran, nannte seinen Namen in der vollen Überzeugung, daß das junge Mädchen längst wußte, wer er sei. „Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Fräulein," rief er mit seiner lauten Stimme. „Ich komme aber mit einer Aufforderung, einer Einladung, einer Bitte — wie Sie es nennen wollen! Ich möchte meinen Gästen einmal ein besonders feines Mahl vorsetzen. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, das in die Hand zu nehmen an irgend einem Tag, der ihnen paßt. Ich würde natürlich um das Vergnügen bitten, daß Sie an dem

kleinen Fest teilnehmen. Den Speisezettel überlasse ich ganz Ihnen, und der Kostenpunkt soll keine Rolle spielen."

Frieda, deren junges Herz ohnehin schon seit dem Morgen unruhig klopfte, die so viel zu denken, zu ordnen gehabt hatte, daß ihr der Kopf brannte, fühlte sich einen Moment vollständig ratlos. Man hatte ihr zur Pflicht gemacht, höflich und zuvorkommend zu sein und namentlich überall die maßgebenden Persönlichkeiten freundlich für die Wanderkochkurse zu stimmen, aber auf ein solches Ansinnen war sie durchaus nicht gefaßt.

Als sie nun aufblickte in das selbstbewußt lächelnde Gesicht des jungen Schloßherrn, da ward es ihr völlig klar, daß er eigentlich nur die Absicht habe, sie zu verhöhnen, und nun gewann ihr Trotz die Oberhand.

Da er ihr Zögern bemerkte, fügte er noch hinzu: „Das Honorar für Ihre Mühe bitte ich Sie nach Belieben zu bestimmen."

„Danke sehr!" unterbrach sie ihn rasch. „Ich glaube, daß Sie sich für Ihren Zweck besser eine Kochfrau aus der Stadt kommen lassen. Was Sie wünschen, gehört nicht zu der Aufgabe, die ich hier zu erfüllen habe!"

Er biß sich wütend auf die Lippen. Es entging ihm auch nicht, daß die Bauernmädchen heimlich kicherten, während sie zugleich bewundernd das Stadtfräulein anstarrten, das den Schloßherrn so schneidig abzuweisen wagte. Vor allem ärgerte ihn aber, daß Wolf, der ihn gestern vor einem falschen Benehmen dem jungen Mädchen gegenüber gewarnt hatte, recht behalten sollte, und daß obendrein die fremden Damen zugehört hatten.

Frau v. Kastner, die sein Gesicht beobachtete, nahm sofort seine Partei. „Soviel ich von den Wanderkoch-

kursen weiß, mein Fräulein — und ich lebe auch in München und kenne diese Veranstaltungen — werden auf Verlangen auch Diners hergestellt, und man ist sonst sehr gern gefällig gegen die Herrschaften, die die Güte haben, sich für die Sache zu interessieren."

Die arme kleine Frieda ward rot und blaß, denn die junge Dame in Rosa schaute sie unverwandt mit der Lorgnette an, der spottlustig aussehende ältere Herr im Hintergrunde machte Witze, über die die anderen lachten. Nun bekam sie auch noch Vorwürfe von dieser Frau, die sie gar nicht kannte! Ihr erster Tag in der Fremde fing doch recht schwer an!

Aber wenn auch ihre Stimme etwas umflort klang, sie erwiderte doch mit einer Bestimmtheit, über die sie sich selbst wunderte: „Wir werden zum Schluß des Kurses auch hier eine Festlichkeit veranstalten, wie es allerwärts geschieht. Und wenn Herr Haßfurth später, wenn die Mädchen schon etwas mehr können, uns Bestellungen geben will, so liefern wir gerne alles, was verlangt wird. Aber wir kochen nur hier. Der Wanderkochkurs ist nicht so gemeint, daß wir Lehrerinnen in fremden Herrschaftsküchen Aushilfsdienste tun müßten."

„Ich bitte Sie, Herr Haßfurth, das kann doch das Fräulein gar nicht," warf Gisela, sich der französischen Sprache bedienend, spöttisch ein.

Robert fand es so geschmacklos von Gisela, daß sie Französisch sprach, was die Kochschullehrerin wohl ebensogut verstand wie sie, daß er in seiner zornigen Erregung an den Küchentisch trat und in einem warmen Ton der Verteidigung rief: „Sie haben vollständig recht, Fräulein! Sie sind hier, um den Unterricht zu leiten, und Delikatessen und dergleichen kommen für die Teilnehmerinnen an dem Kurs gar nicht in Frage. Übrigens

glaube ich, daß wir nun lange genug Ihre Zeit in Anspruch genommen haben!“

Frieda, die innerlich zitterte vor Entrüstung über die unverschämte Bemerkung der fremden jungen Dame, fühlte eine Regung tiefer Dankbarkeit, als ihr doch wenigstens einer unter den Städtern in diesem vom Zaun gebrochenen Kampfe beistand. Sie sah dankbar zu dem jungen Architekten auf.

Haßfurth hatte es höchst spaßhaft gefunden, daß Frau v. Kastner und Tochter ihm so energisch beisprangen, um so mehr als er wohl bemerkte, daß der Architekt sich darüber ärgerte. Ihm war die ganze Angelegenheit gar nicht so besonders wichtig, und er hätte der Kochschullehrerin mit Kaltblütigkeit den Rücken gekehrt, wenn ihr Gesicht mit dem hochmütigen feinen Näschen nicht gar so pikant gewesen wäre.

„Entschuldigen Sie, mein allergnädigstes Fräulein,“ sagte er mit spöttischem Tone und einer tiefen Verbeugung. „Ich sehe wohl, auf das Diner müssen wir verzichten. Es wäre ein Göttermahl geworden! Davon bin ich überzeugt. Ich empfehle mich also und wünsche Ihnen treffliche Resultate! — Guten Morgen, Kinder!“ Er grüßte auch die Bauernmädchen ein wenig in der herablassenden Art eines gnädigen Landesherrn und folgte den Damen ins Freie.

Frau und Fräulein Kastner überboten sich an Liebenswürdigkeit, und er hatte die Genugtuung, daß Robert, der sich eben erlaubt hatte, ihm eine Zurechtweisung zu erteilen, hart genug für diesen Übermut gestraft wurde.

Er lud die Damen ein, in seinem Auto zum Schloß zu fahren.

„Fräulein v. Kastner wollte lieber zu Fuß gehen,“ wendete der Architekt ein mit einem letzten Versuch, den

ersehnten Spaziergang zu retten, obwohl ihm die schöne, herzenswarme Stimmung nun verflogen war.

Aber Gisela sagte: „Ach Gott, einem Postwagen ziehe ich natürlich noch das Gehen vor. Aber im Auto — das ist doch etwas anderes!“

Man stieg also ein, und laut ratternd flog das Auto davon.

Die Hofrätin sah ordentlich verjüngt aus, so glänzte ihr Gesicht vor Befriedigung. Gisela wiegte das hübsche Haupt und lächelte und war kokett und amüsant und bewunderte alles, was sie erblickte: die Gegend, den Park, das Schloß, das bald auftauchte, die Hunde, die ihnen entgegensprangen.

Haßfurth, dem das mißmutige Gesicht seines Architekten nicht entging, war sehr liebenswürdig zu den Damen, hauptsächlich weil ihm der Triumph behagte, den anderen eifersüchtig zu machen. Er befliß sich sonst jungen Damen gegenüber, die in Gesellschaft der Mütter waren, einer vorsichtigen Zurückhaltung, da er ja wußte, wie auf ihn Jagd gemacht wurde.

Robert war weniger eifersüchtig als enttäuscht, verbittert, entrüstet. Hatte er sich denn so sehr in Gisela geirrt? War es nur eine eitle Einbildung gewesen, daß sie ihm gut sei. Mit grausamer Klarheit gestand er sich ein, daß dieser Besuch, der ihm einen so freudigen, berauschenden Eindruck gemacht, gar nicht ihm galt, sondern dem Schloßbesitzer, den sie bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen hofften. Der Hofrätin sah das ganz ähnlich. Von der Mutter wunderte ihn solch ein diplomatischer Plan nicht; aber Gisela selbst schien ja ganz benommen, bemüht um Haßfurths Aufmerksamkeit in einer Weise, die ihm geradezu verächtlich schien.

Wenn sie gerade nichts zu bewundern fand, dann fing sie an, über das Benehmen dieser impertinenten

Hochschullehrerin zu spötteln, und fand, Herr Haßfurth habe sich wirklich elegant und mit reizender Ironie verabschiedet. Sie ahnte nicht, daß sie mit ihren Bemerkungen ihm nur immer wieder das pikante Gesicht vor die Augen rief, daß das trotzige kleine Ding seine Gedanken viel mehr beschäftigte als sie selbst mit all ihrem einschmeichelnden Geplauder.

Die Koketterie junger Damen, die sich Mühe gaben, ihm zu gefallen, hatte Haßfurth zu oft schon erlebt. Aber eine so kühle, so bestimmte Abweisung — das schien ihm neu und originell.

Plötzlich fiel ihm ein, daß das Fräulein wohl nur deshalb so wenig entgegenkommend gewesen war, weil so viele Zeugen herumstanden. Aber natürlich! Ganz korrekt hatte sie sich benommen! Vor den neugierigen Stadtdamen konnte sie ja seiner Aufforderung gar nicht zustimmen! Wenn er ihr allein gegenübertrat, da würde sie schon ein anderes Gesicht zeigen!

Man war im Schloß angekommen, und nachdem die Damen eine kleine Stärkung zu sich genommen, führte Haßfurth sie durch die neueingerichteten Räume.

Robert ging mit, aber er fühlte sich sehr als fünftes Rad am Wagen. Die Anerkennung, das Lob, die Begeisterung, mit der Gisela die Zimmer besah, galten immer nur dem Besitzer, für ihn hatte sie kaum ein flüchtiges Wort.

Eine grimmige Menschenverachtung stieg in seiner Seele auf. Von ihm war doch die Idee, der Geschmack, die Arbeit! Haßfurth hatte ja die Einrichtung bezahlt, sie gehörte ihm, aber war es denn ein so großes Verdienst, reich zu sein, verdiente das so besondere Bewunderung?

Wahrlich, er schämte sich nun all der lieben Gedanken, mit denen er, das Bild Giselas vor Augen, die Blumen

geordnet und dabei von einem eigenen Heim, einem weniger großen und prächtigen, vielleicht geträumt hatte, aber von einem, das das Glück beherbergte, in dem die Liebe wohnte.

Haßfurth genoß das Entzücken der Besucherinnen mit Wohlbehagen und lud sie dann auch noch zu Tisch ein, um ihnen mit seinem Service und seiner geschulten Dienerschaft zu imponieren.

Es war eine Stunde köstlichen Triumphs für Gisela.

Der Hausherr zeichnete sie aus, der Oberst sagte ihr in seiner lustigen Weise eine Schmeichelei nach der anderen, und Robert, ihr alter Verehrer, verzehrte sich offenbar vor Eifersucht.

Auch die Mutter, der der Graf ein bißchen den Hof machte, unterhielt sich vortrefflich und ward ganz lustig.

Aber nach dem Kaffee, bei dem Gisela sich zu einer Zigarette verführen ließ und kokett den Rauch durch die gespitzten roten Lippen blies, flaute die Stimmung merklich ab. Haßfurth fing an sich zu langweilen, er hätte gerne seine Partie Skat gespielt, und er war so gewohnt, immer zu tun, was ihm beliebte, daß er seine schlechte Stimmung kaum verhehlen konnte, wenn einmal irgend ein Zwang auf ihm lastete.

Frau Hofrat hatte allerdings nach dem hübschen Anfang des Tages auf die Einladung gewartet, ein paar Tage auf dem Schloß zu bleiben. Aber nun war sie klug genug, die Lage zu erfassen. Sie erklärte, sie würde zu Hause erwartet und müsse nun aufbrechen.

Haßfurth widersprach nicht, stellte ihr sogar sein Auto zur Verfügung. „Herr Wolf wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, die Damen zu begleiten," sagte er.

„Wie Sie befehlen!" erwiderte dieser kurz.

Mit einer Paschalaune hatte Haßfurth ihn von

Giselas Seite weggedrängt, mit einer Paschalaune schob er sie ihm wieder zu.

Aber er mußte sich wohl fügen. Es waren ja seine Bekannten, die er auf das Schloß geladen hatte.

Haßfurth begleitete die Damen noch bis an das Tor und sprach die Hoffnung aus, sie im Laufe des Sommers, wenn alles fertig war, noch einmal auf dem Schloß begrüßen zu dürfen.

Die Hofrätin dankte mit schmelzender Liebenswürdigkeit und rief winkend und nickend aus dem abfahrenden Auto: „Auf Wiedersehen — auf baldiges Wiedersehen!“

Gisela konnte ihren Ärger nicht verhehlen, daß Haßfurth es nicht der Mühe wert fand, an die Bahn mitzufahren. Sie saß schmollend und schweigend in ihrer Ecke, und Robert blieb auch stumm und frostig.

Der Weg zur Bahn war also nicht sehr vergnüglich. Überdies fing es zu regnen an.

Während sich Frau v. Kastner dann im Wartezimmer müde auf einen Stuhl sinken ließ, lehnte Gisela auf dem Bahnsteig an dem Gitter und schaute mit verstimmter Miene hinaus in die grauen Wolken.

Robert trat neben sie.

Eine Weile schwiegen sie. Ihm war das Herz wund und weh. Das war nicht bloß ein Abschied, das war eine tiefinnerliche Trennung, ein Loslösen von allen zärtlichen Wünschen. Er fühlte, daß sie nicht bloß auseinander gingen, sondern daß er sie verloren hatte.

„Ich hatte mir diesen Tag anders gedacht,“ sagte er mit schmerzlich bewegter Stimme. „Wenn Sie wüßten, wie ich heute früh dem Postwagen entgegenschaute, mit welchem Jubel ich Sie begrüßte! Ich hätte Ihnen zu Füßen fallen mögen vor Seligkeit, als Sie versprachen, allein mit mir an dem köstlichen

Morgen zu Fuß zu wandern! Aber Sie haben mich von sich gestoßen, haben alles vernichtet, was so lieb und süß zwischen uns zweien emporwachsen wollte, seit Sie mir damals als Glücksgöttin zugelächelt haben! Nun galt Ihr Lächeln, nun galten Ihre Blicke einem anderen! Ob er Ihrer mehr wert ist, ob er Ihre Gunst dankbarer zu schätzen weiß — ich erlaube mir kein Urteil!"

Sie hatte, von ihm abgewendet, immerzu in das Grau hinausgestarrt. Nun kehrte sie langsam ihr Gesicht ihm zu und sagte mit der alten zutraulichen Weise, mit dem lieben Zug um den Mund, der ihn so unwiderstehlich bezaubert hatte: „Sie machen mir Vorwürfe, Herr Wolf? Ich finde das ungerecht. Ich kam hier an in der guten Stimmung, die ich immer für Sie hatte. Haben nicht Sie sich von mir abgewendet, haben nicht Sie sich sofort zum Ritter dieses Kochschulfräuleins aufgespielt und mir ein böses Gesicht gemacht, weil ich mir eine zweifelnde Bemerkung an ihrem Können erlaubte? Ich weiß ja freilich nicht, wie nahe sie Ihnen steht, aber ich habe mich geärgert und wollte Sie strafen!"

Sie sprach's mit einer reizenden Schmollmiene und suchte wieder seine Augen, sichtlich bereit, sich mit ihm auszusöhnen, den Bruch zu kitten; ja sie streckte ihm sogar mit einem schalkhaften Lächeln die Hand entgegen.

„Das war doch alles nur ein Mißverständnis, mit dem wir uns beide wehgetan und diesen Maientag vergällt haben!" sagte sie herzlich.

Aber er hatte den Glauben an sie verloren. Er hielt die feine, weiche Hand wohl eine Weile fest, doch er fühlte eine Erleichterung, als in diesem Augenblick der Zug einfuhr.

Gisela winkte noch einmal aus dem Wagen. Er zog höflich grüßend den Hut.

„Vorüber — vorbei!“ sagte er sich auf der Heimfahrt mit einer Kraft und Härte, als brauche er nur zu wollen und seine Neigung war ausgelöscht bis auf die letzte Erinnerung. In dieser Stunde fühlte er nichts als eine namenlose Erbitterung, einen wahren Weltekel. In zorniger Verachtung sah er die Menschen alle tanzen um das goldene Kalb.

Aber am anderen Morgen graute ihn das Leben an, wie wenn mit einem Male alles Licht, alles Freudige fortgeweht, erloschen wäre.

Am liebsten hätte er seinen Koffer gepackt und wäre auf und davon gegangen irgendwohin in die weite Welt, nur heraus aus dieser Umgebung, die ihn immer wieder an seine verliebten Gedanken gemahnte, aus dieser Maienpracht fort, die ihm nun wie ein Hohn erschien, als pfiffen die Vögel im Park auf allen Bäumen: Du Narr — du Narr!

Aber die Arbeit hielt ihn fest. Noch waren die Räume im oberen Stockwerk einzurichten, die Badstube sollte nach seiner Angabe ausgemalt werden, es wurde noch an einer Loggia gebaut, die an der Südseite auch im Winter ein sonniges Plätzchen bieten würde. Er war viel zu gewissenhaft, um das einmal Begonnene im Stich zu lassen.

Solange er zu tun hatte, vergaß er auch meist seine Ernüchterung, seine innerliche Vereinsamung, aber die Mußestunden wurden ihm zur wirklichen Qual. Immer wieder stand es ihm vor Augen, wie Gisela den Schloßherrn angelächelt, wie zudringlich sie mit ihm kokettiert hatte. Daß er Tag für Tag an dem Tisch dieses Mannes sitzen mußte, erschien ihm wie eine grausame Verschärfung seiner Schmerzen, wie eine

aufreibende Stachlung seines Grolls. So oft es ihm möglich war, lief er vor den Mahlzeiten fort und nahm lieber mit der bescheidensten Verköstigung in irgend einem bäuerlichen Wirtsgärtchen fürlieb.

Bei einem seiner Abendspaziergänge, der ihn nach Söchtenau geführt hatte, traf er die junge Kochschullehrerin wieder. Sie saß auf einer Bank am Waldrande, hatte einen Brief in der Hand, und es schien ihm, als hätte sie geweint. Mit einem recht traurigen Gesichtchen blickte sie auf das Blatt.

Sein Gefühl zog ihn zu der Verstimmten hin, und mit einer Regung der Teilnahme blieb er stehen und fragte: „Ich hoffe, daß Sie keine schlechten Nachrichten bekommen haben, mein Fräulein?“

Nun hob sie die rotgeweinten Augen und sagte heiter: „O nein — danke! Ganz gute Nachrichten hab' ich sogar. Es ist auch recht albern, und ich sollte mich schämen, aber wenn ich allein bin — — Am Vormittag hab' ich so viel zu tun, da komme ich nicht dazu, nachzugrübeln. Dann wird gegessen, und da ist es immer ganz lustig mit all den vielen jungen Mädchen zusammen; von drei Uhr an ist aber die Arbeit getan, und in der Ruhe überkommt mich immer so ein dummes kindisches Heimweh. Besonders wenn ich die Briefe von daheim lese. Ich bin ja zum ersten Male fort. Man muß sich wohl erst daran gewöhnen.“

Er schaute ihr freundlich in das unter Tränen lächelnde Gesicht. „Sie sind hier zu oft allein, Fräulein. Sie sind noch zu jung für solche Einsamkeit. Ich kann Ihnen das Heimweh sehr wohl nachfühlen!“

„Sind Sie auch traurig, wenn Sie an die Heimat denken?“

„Ach, ich hab' ein viel schlimmeres Heimweh als Sie — ein zielloses, freiflatterndes. Ich besitze gar

keine rechte Heimat. Meine Eltern sind tot, die Verwandten — Sie wissen ja — kümmern sich nicht viel um einen, und doch sehne ich mich fort. Nur weiß ich nicht recht, wohin."

Nun schaute sie ihn mit gutmütigem Bedauern an. „Da hab' ich's freilich besser, und es ist undankbar, wenn ich solch trüben Stimmungen nachgebe, denn ich freue mich doch so grenzenlos, wenn ich heimkomme und zum ersten Male Geld verdient habe. Schon als kleines Mädchen hab' ich mir immer gedacht, ich möchte so gern dem Vater helfen, der sich doch immer so plagen muß für uns, und ich kann es kaum fassen, wie hübsch das sein wird! — Neunzig Mark kriege ich für den Kurs! So viel Geld hab' ich noch nie gehabt! Und es ist furchtbar lustig, auszudenken, was ich jedem schenken werde. Ach, für die Mutter wüßte ich ja allein so viel! Sie kauft ja nie etwas für sich."

Ihr ganzes Gesicht glänzte vor Vergnügen, und er betrachtete wirklich gerührt die wieder frisch und klar gewordenen Augen.

„Nein, so ein Edelmut!" rief er lachend. „Macht Ihnen das Schenken denn solche Freude?"

„Das ist gar nicht so edel, wie Sie meinen. Mir ist halt das Einkaufen ein Spaß für sich. Wenn ich einmal in einen Laden hineingehen und mir recht viel vorlegen lassen darf in dem Bewußtsein, daß ich wirklich ein paar Goldstücke im Besitz habe und nicht wie sonst immer nur das Allerbilligste nehmen muß, weil eben mein Geld nicht weiter reicht — das denke ich mir furchtbar nett!"

„Sie haben also Verschwendergelüste!" neckte er sie.

„Ach nein," gab sie ganz ernsthaft zurück. „Ich muß natürlich sparen, damit ich für Weihnachten auch noch was übrig habe. Freilich wenn Vater es erlaubt,

dann will ich im Sommer erst recht viel verdienen. Dann nehme ich eine Stelle an als Wirtschaftsverwalterin in dem neuen Bad in Reichenhall. Ich kenne die Frau des Doktors. Sie haben es mir schon versprochen, und da ich bei ihnen wohnen kann, wird es dem Vater schon recht sein."

„So ein tapferes kleines Ding!" dachte er mit einer gewissen Bewunderung. Er plauderte noch eine ganze Weile mit ihr, ließ sich erzählen, was sie zu tun hatte, und hörte besonders mit Interesse von der Einrichtung der neuen Kochkiste, auf die sie sich verstand und die er sich auch einmal ansehen und anschaffen wollte.

Plötzlich fiel ihm ein, wie unhöflich und kritisch sich Gisela ohne jeden Grund und jede Berechtigung gegen dieses fleißige und tüchtige junge Mädchen gezeigt hatte, und die Erinnerung an die eigene Kränkung und Enttäuschung packte ihn mit solcher Wucht, daß er sich in Hast verabschiedete.

Frieda blickte ihm verwundert nach. Es hatte ihr wohlgetan, sich mit einem Menschen aus ihren Lebenskreisen aussprechen zu dürfen. Er schien so freundlich und verständnisvoll. War sie zu vertrauensselig geworden? Warum lief er plötzlich weg mit so düsterer Miene?

Ach, sie fühlte, daß sie noch recht viel Weltweisheit zu lernen hatte! —

Als sie in ihr Gasthaus zurückkam, war in der sonst so wenig sauberen Honoratiorenstube frisch geputzt worden, eine zweite Lampe stand auf dem Tisch und eine Reihe Gläser und Aschenbecher ließ vermuten, daß noch Gäste erwartet wurden.

Die dicke Wirtin brachte ihr auch ungewöhnlich rasch ihren Tee und ihr einfaches Abendbrot.

„Wir haben heut Gemeindesitzung," sagte sie aufgeregt. „Der Herr Haßfurth kommt auch. Schauen S' halt, daß Sie bald fertig werden, Fräul'n, ehvor die Herrn da sind!"

„Da hat's noch gute Weil'," meinte ein Bauer, der sich eben mit einem freundlichen „Mit Verlaub" neben Frieda hingesetzt hatte. „Lassen S' Ihna nur Zeit! Vor achte kimmt koaner. I hab' weit zum Gehn, wissen S', und i muß mi immer erst ein bißl verschnaufen," sagte er redselig. „Eigentlich könnten S' ja alle miteinander daheim bleib'n, denn die Gemeindesitzung, die bedeut' ja do nix. Was der Herr Haßfurth will, dees g'schieht. Er schreit ja an jeden nieder. Die meisten trau'n sich so nix z' sagen vor lautern Respekt vor sei'm viel'n Geld. Er laßt sein Holz ruhig fahr'n auf den Gemeindestraßen; aber er selber sperrt sauber seine Weg' ab. Und wann bei der Jagd seine Treiber uns die Felder ruinier'n, da gibt's an Kampf um jedes Markl Entschädigung. Die Leut' lassen sich ja all's g'fall'n und bedanken sich noch. Na, mich geht's ja nix an da draußen auf meiner Einöd'n. Mich heißen s' ja do bloß den Moosbauern."

Frieda hatte voll Interesse zugehört, während sie rasch ihren Tee trank, und ihr freundliches Gesicht schien dem Moosbauern so gut gefallen zu haben, daß er sie einlud, ihn und sein Weib einmal zu besuchen.

„Weißt," sagte er, „mei Alte, die hätt' wohl a 's Kochen lernen dürfen, aber für die ist's halt schon z' spät jetzt!"

Frieda war kaum auf ihrem Zimmer, als schon das Auto vom Schloß vorfuhr, und es dauerte nicht lange, da wurde an ihre Türe geklopft.

„Herein!" rief sie verwundert.

Zu ihrem Erstaunen trat die Wirtin ein mit einem

großen Strauß herrlicher Rosen in der Hand. „Eine Empfehlung vom Herrn Haßfurth," meldete sie mit feierlichem Gesicht, „und er schickt dem Fräulein hier die ersten aufgeblühten Rosen."

„Mir?" fragte Frieda ungläubig. „Das ist gewiß ein Irrtum."

„Da gibt's kein Irrtum!" beteuerte die Wirtin.

Nach allem, was Frieda bisher von Haßfurth gehört und gesehen hatte, hätte sie viel lieber keine Geschenke von ihm angenommen. Aber sie besann sich, daß man Blumen nicht zurückweisen konnte, ohne den Geber zu kränken, und daß es auch ihre Stellung hier im Hause schädigen würde, wenn sie direkt feindselig gegen den Schloßherrn auftrat.

„No, so nehmen Sie's halt, Fräulein," rief die Wirtin, „und tun S' die schönen Rosen ins Wasser! Ich muß wieder hinunter."

„Ich lasse vielmals danken," bemerkte Frieda so kühl, daß die Wirtin sie vorwurfsvoll ansah.

„Eine solche Freud' hat s' g'habt," berichtete sie jedoch unten. „Gar net glauben hat sie's wollen, daß ihr der schöne Strauß g'hört. Und vielmals dankschön laßt sie sagen, Herr Haßfurth."

„Na ja!" brummte dieser. „Ich hab' es ja gewußt."

Frieda hörte den ganzen Abend seine Stimme heraufschallen. Manchmal schrieen die Bauern alle laut durcheinander, aber lange kam keiner zu Wort. Der Schloßbesitzer schnitt alle Einwendungen ab und beherrschte die Sitzung, wie es schien, weniger durch seine Intelligenz als durch sein kräftiges Organ und seinen rücksichtslosen Willen.

Frieda mußte daran denken, wie ihr Vater, der als Bezirksarzt auch viel mit der Landbevölkerung zu tun hatte, so sanft und gütig mit ihnen zu sprechen wußte,

wie er sie ruhig zu überzeugen, nicht niederzuschreien suchte. Früher, als sie noch in Garmisch lebten, war sie oft mit dem Vater gefahren und hatte stets seine ruhige Art, die etwas so Vornehmes hatte bei aller Leutseligkeit, bewundert. Jetzt hatte sie Mitleid mit den Bauern, die sich von dem Herrenmenschen so ins Bockshorn jagen ließen.

Es dauerte lange, bis es still wurde im Hause. Endlich hörte man Haßfurth sich geräuschvoll verabschieden.

„Einen Gruß an Ihren Gast, Frau Wirtin, an das junge Fräulein da oben," rief er noch vor der Türe.

Ihr stieg die Zornesröte in die Wangen. Welches Recht hatte er denn, sie grüßen zu lassen? Wenn ihr die Rosen nicht leid getan hätten, sie würde ihm am liebsten seinen Strauß nachgeworfen haben.

Im Zimmer mochte sie die Rosen jedenfalls nicht behalten. Sie trug sie auf die Veranda hinaus, und am anderen Morgen gab sie sie dem Hausknecht mit, der eine Kiste mit Vorräten nach dem Sommerkeller brachte, und stellte sie auf den Eßtisch, an dem sie mit ihren Schülerinnen das Mittagsmahl, das sie gekocht hatten, einzunehmen pflegte.

Zu früher Nachmittagsstunde, als sie eben beschäftigt war, abzurechnen und sehr nachdenklich die Zahlen addierte, denn das mußte alles auf den Pfennig stimmen, und sie hatte oft rechte Sorgen, wenn ein kleiner Posten nicht eingetragen worden war — stand plötzlich Haßfurth vor ihr.

„Guten Tag, Fräulein!" sagte er galant. „Ich wollte nur fragen, ob ich Ihnen nichts in der Stadt besorgen kann? Ich fahre auf ein paar Tage nach München."

„Danke sehr!" erwiderte sie kurz.

Er hatte einen freundlicheren Empfang erwartet. „Haben Ihnen meine Rosen gestern ein klein wenig Freude gemacht?“ fragte er, den Blick fest auf ihr Gesicht heftend.

„Ich habe sie heute an meine Schülerinnen verteilt und danke Ihnen in ihrem Namen,“ erwiderte sie.

Sie sah es wohl, daß ein zorniges Aufblitzen durch seine Augen schoß. Aber sie wollte sich nicht von ihm einschüchtern lassen.

„Warum taten Sie das? Warum sagen Sie es mir mit einer so spöttischen Miene? Nur um mich zu kränken — nicht wahr?“

„Ich setzte voraus, daß Sie die Rosen für den ganzen Kurs bestimmten, denn ich wüßte nicht, wie Sie dazu kämen, mir persönlich Blumen zu schenken.“

Er sah sie halb ärgerlich, halb belustigt an. „Sie sind wirklich ein schlaues junges Mädel!“ bemerkte er nach einer Weile mit einem kurzen Auflachen.

„Wie meinen Sie das?“

„Weil Sie sehr genau wissen, wie Sie mich mit dieser fortgesetzten Abweisung reizen.“

Einen Moment schaute sie ihn verwundert an, starr über die unglaubliche Einbildung, die hinter diesen Worten lag. „Ich habe nicht die Absicht, Ihnen irgendwelchen Eindruck zu machen,“ sagte sie mit der hochmütigen Miene, die ihm schon bei der ersten Begegnung aufgefallen war. — „Wenn Sie gestatten, werde ich nun meine Abrechnung fortsetzen,“ fügte sie hinzu.

„In Ungnaden entlassen! Euer Hoheit ergebenster Diener!“ sagte er wieder spottend. Aber in seinem Gesicht war ein Ausdruck, der sie verwirrte, sie mit einer dumpfen Angst erfüllte.

Er dachte, daß er diesen trotzigen Sinn schon noch einmal brechen wollte, er dachte, wie pikant es sein

würde, diese kleine Widerspenstige zahm und weich zu sehen. Er war ihr fast dankbar, daß sie ihm die Eroberung schwer machte. Aber erobern wollte, mußte er sie, das stand bei ihm fest in diesem Augenblick, das erfüllte ihn mit einer prickelnden Vorfreude.

Mit einer tiefen Verbeugung empfahl er sich.

— — — — — — — — — — — —

Nach einer stillen Woche, in der sich der unangenehme Eindruck dieser Unterredung allmählich in Frieda verwischt hatte, stand er plötzlich wieder vor ihr, als sie in der Abendstunde ihren Lieblingsweg am Bach entlang ging.

„So allein, Fräulein?" sagte er. „Fürchten Sie sich nicht?"

Es ärgerte sie, daß sie verlegen geworden war bei der unvermuteten Begegnung. „Durchaus nicht!" gab sie um so schnippischer zur Antwort. „Ich finde es am allerschönsten, allein zu gehen." Da sie fühlte, daß das sehr unartig geklungen hatte, fügte sie hinzu: „Man genießt dann doch am meisten die Natur — nicht wahr?"

„Sind Sie eine solche Naturschwärmerin?" meinte er lachend. „Na, ich kann nicht über jeden blühenden Baum in Aufregung geraten! — Ja, der Montblanc oder die Niagarafälle oder ein Abend in der Wüste — da ist schon was dran! — Doch ich habe Ihre Einsamkeit nur gestört, um Sie zu fragen, ob Sie nicht einmal eine Autofahrt mit mir machen möchten?"

„Danke, Herr Haßfurth. Das wäre mir unbehaglich," lehnte sie ab.

„Aber ich bitte Sie! Sie sind doch sonst schneidig!"

„Halten Sie mich meinetwegen für feige, wenn Sie wollen!" warf sie hin.

„Wie ein Schulmädel ist sie doch manchmal,"

dachte er. Um sie zutraulicher zu stimmen, fragte er nach ihrem Kochkurs, ob ihre ländlichen Jungfrauen auch ordentlich lernten, und ob er nun bald etwas bestellen dürfe.

Da sie bejahte, wollte er gleich verschiedene Kuchen und feines Gebäck für den nächsten Abend haben, da er Besuch erwartete.

Frieda notierte die Bestellung mit großem Eifer. Es war sichtlich am klügsten, von ihrem Beruf, von ihrer Arbeit mit ihr zu sprechen, wenn man sich bei ihr einschmeicheln wollte.

So heuchelte er denn eine große Wißbegierde und ließ sich erzählen, was sie alles in ihrer wirtschaftlichen Schule gelernt habe, und da er hörte, daß sie sich auch auf Geflügelzucht und Gemüsebau verstehe, meinte er mit sehr ernsthafter Miene, er wäre ihr recht dankbar für ihren Rat. Gewiß würde das alles von seinen Leuten nicht so rationell und modern betrieben, und sie sollte doch einmal auf das Schloß kommen.

„O, und die Küche müßten Sie sich ansehen! Da wüßten Sie gewiß auch trefflich Bescheid!“

Frieda hätte nicht neunzehn Jahre alt sein müssen, wenn es nicht ihre Eitelkeit angenehm berührt haben würde, gewissermaßen als Autorität genommen und um einen sachverständigen Rat ersucht zu werden. So erwog sie den Vorschlag und war eben bereit, ihren Besuch zu versprechen, als sie seinen Augen begegnete, in denen etwas Lauerndes lag, etwas Triumphierendes.

„Sie kommen also in den nächsten Tagen — nicht wahr, Fräulein?“ rief er. „Wie wäre es am Sonntag nachmittag? Ich habe Ihre Zusage?“

„Nein, Herr Haßfurth, meine Zusage haben Sie nicht! Ich werde mir's noch überlegen!“ bemerkte sie mit spöttischer Miene.

„Bitte kommen Sie! — Sie erweisen mir einen großen Gefallen! Ich sage also: auf baldiges Wiedersehen, Fräulein!“

„Guten Abend!“

Nachdenklich ging sie an dem murmelnden Bach zurück in das Dorf.

— — — — — — — — — — — —

Die ersten Junitage waren herrlich schön. Sie hatte ein reizendes Fleckchen gefunden, an dem sie nun abends saß, eine Bank unter den letzten Bäumen eines ländlichen Obstgartens. Man sah hier im Süden die blauen Linien des Hochgebirges und konnte den weiten Westhimmel überblicken, das blühende, grünende Land. Die Grillen zirpten laut in den Wiesen, es roch so köstlich nach frischen Kräutern, nach Blüten, und eine friedliche Ruhe lag über der Landschaft, so daß man lauschen mußte auf die Stille, die wie ein süßes Wunder schien.

Auch das Heimweh, das sie sonst oft befiel bei der Rast am Abend, hatte das wonnige Sommerlüftchen fortgefächelt. Glücklich und froh hätte sie sich gefühlt wie alle die Menschen, die nach der Tagesarbeit die Feierstunde genossen; nur der Gedanke an Haßfurth bedrückte sie.

Alles war ihr leicht geworden; die Schülerinnen schätzten sie, ihre Abrechnung stimmte, die Kuchen, die sie bestellt bekommen, waren tadellos geraten. Sie fühlte sich ihrer Aufgabe gewachsen. Nur Haßfurth gegenüber zweifelte sie beständig, wie sie sich benehmen sollte. Er allein brachte Störung in diese schöne Harmonie. Er unterbrach den Frieden; das laute Tuten seines Autos erschien förmlich wie der schrille Ton seines Wesens, das in der behaglichen Idylle wirkte wie eine Dissonanz.

Sie hörte einen Männerschritt. Mit einem Gefühl

des Schreckens sprang sie auf, als müßte sie fliehen, wenn er sich näherte.

Vorsichtig durch die Bäume blickend erkannte sie den Architekten, der mit dem Wirt sprach, und sie setzte sich beruhigt wieder auf ihre Bank nieder.

Robert erschien ihr nicht wie ein Störer des schönen Naturfriedens. Er paßte ganz gut herein in das stimmungsvolle Landschaftsbild.

Sie hatten in den letzten Tagen wiederholt zusammen geplaudert, da große Möbelsendungen eintrafen und er öfters im Dorfe zu tun gehabt hatte.

Und als er sie nun heute auf ihrer Bank sitzen sah und zu ihr herantrat, erlaubte sie ihm gerne, ihren hübschen Luginsland mit ihr zu teilen.

Es fiel ihr plötzlich ein, daß sie ihn um Rat fragen könnte.

„Sagen Sie doch, Herr Wolf," begann sie mit raschem Entschluß, „halten Sie Herrn Haßfurth für einen Menschen, dem man vertrauen darf?"

Er wendete ihr mit unwilliger Bewegung sein Gesicht zu, in das schon wieder das Blut stieg. „Was will er von Ihnen?"

Sie erschrak über den heftigen Ton.

„Herr Haßfurth meinte, ich könnte ihm in seinem Gemüsegarten und im Hühnerhof manchen Rat geben. Ich sollte mir auch die neue Küche ansehen, und dazu sollte ich in das Schloß kommen. Er hat mich sehr darum gebeten, aber ich habe Bedenken."

Robert schwieg eine Weile. Er mußte erst den in ihm aufsteigenden Zorn niederdrücken. Es widerstrebte ihm, schlecht von dem Mann zu sprechen, der sein Auftraggeber war, in dessen Haus er lebte, und doch hatte es ihn durchschauert bei ihrer Frage.

„Sie sollten es lieber nicht tun, Fräulein. Sie haben

auf dem Schloß nichts zu ſuchen! Glauben Sie mir, und laſſen Sie ſich warnen, ohne daß ich Ihnen das weiter erkläre. Ich vermute, Sie ſind für Herrn Haßfurth eine neue Erſcheinung: die ſelbſtändige Frau. Er hat wohl kaum das rechte Verſtändnis für dieſen Typus."

„Dann wäre es Zeit, daß er ihn kennen lernte!" rief Frieda.

„Gewiß. Aber Sie geben ihm dieſe Lehre am beſten, wenn Sie ſich fernhalten wie bisher. Wenn Sie ſich freilich zu ihm hingezogen fühlen, dann folgen Sie nur dem Zug des Herzens!"

„Ich fühle mich ganz und gar nicht hingezogen," erwiderte ſie mit unbefangenem Lächeln. „Ich weiß nur gar nicht, was ich eigentlich von ihm denken ſoll. Und dann ärgere ich mich, daß ich ſo unerfahren bin und ſo wenig Menſchenkenntnis beſitze."

Klar und offen blickte ſie ihn an mit ihren friſchen braunen Augen.

„Ein Mann wie Haßfurth iſt nicht ſo leicht zu erkennen. Es laufen nicht gar zu viele auf der Erde herum, die ſo vom Glück verwöhnt worden ſind wie er. Man muß das immer bedenken, um ihm wirklich gerecht zu werden. Denken Sie, ein junger Menſch, dem von Jugend auf kaum etwas verſagt wurde, der das Wort Verzicht nicht lernen mußte — wer weiß, wie wir ſelbſt geworden wären, wenn ſich uns ſpielend jeder Wunſch erfüllt hätte, wenn wir jedem Einfall nachgeben dürften, wenn es kaum etwas gäbe, das wir nicht erreichen könnten, ſobald wir es begehrten!"

„Man kann ſich eine ſolche Exiſtenz kaum recht vorſtellen," ſagte ſie lachend. „Aber ich meine, alles läßt ſich doch nicht kaufen!"

„Aber faſt alles!" rief er bitter. „Es kommt nur darauf an, welchen Preis man bezahlt!"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn ungläubig an.

Da fügte er hinzu: „Feine Empfindungen, warme Herzensneigung — das freilich ist mit Geld nicht zu kriegen. Aber darum ist es solchen lachenden Genußmenschen auch gar nicht zu tun.“

Er sah an dem herben Ausdruck ihrer Züge, daß er wohl das Rechte gesagt hatte, um sie zu warnen.

— — — — — — — — — — — —

Und er war froh, daß er es getan, doppelt froh, als er am Sonntagvormittag zufällig hörte, wie Haßfurth seinem Diener, dem eleganten Pauli mit dem frechen Gesicht, den Auftrag gab: „Stellen Sie Sekt in Eis. Ich bekomme nachmittags Besuch — Damenbesuch.“

Er war doppelt froh, als er sah, mit welcher Wut Haßfurth das Briefchen las, das während des Mittageſſens kam und wohl Friedas Absage brachte.

Wegen seines Gemüsegartens und seines Hühnerhofs wäre er wohl nicht so rot geworden vor Zorn.

Robert benützte den Nachmittag, an dem keine Arbeiter da waren, um einen Überblick über die Zimmer zu gewinnen, rückte Möbel hin und her, ordnete noch einige Kleinigkeiten, suchte die Vorhänge aus, die zu dem Ton der Wände paßten.

Da kam Haßfurth herein zu ihm. „Nun, wenn Sie sogar Sonntags arbeiten, Herr Wolf, dann werden Sie wohl bald fertig sein!“

„Ich hoffe in einer Woche!“ sagte der junge Architekt mit einer Betonung, die wohl durchhören ließ, daß er den Tag der Abreise ersehnte.

„Das ist ja prächtig!“ rief Haßfurth vergnügt. „Das paßt mir ausgezeichnet! Da werde ich am nächsten Sonntagabend das Einweihungsfest geben. Ich will, daß es hübsch wird, und Sie müssen helfen, Herr Wolf,

daß die Geschichte einen künstlerischen Anstrich hat! Es ist ja auch für Sie von Wert, wenn man Ihre Arbeit bewundert!"

Am Nachmittag fuhr er noch auf die benachbarten Güter, um persönlich seine Einladungen zu überbringen. Aufschub und lange Überlegung gab es nicht, wenn ihm ein Plan einmal aufgetaucht war.

Ein Telegramm wurde an eine Verwandte geschickt, die in Ermanglung der Hausfrau die Honneurs machen sollte.

„Sie ist zwar unbeschreiblich langweilig, meine gute Tante Betti," erklärte er abends bei Tisch, „aber sie sieht so würdig und tugendhaft aus wie die Vorsteherin eines Mädchenpensionats."

Graf Reuß und Oberst Ruffin mußten weitere Einladungskarten ausfüllen und Adressen schreiben und fühlten sich dann so erschöpft von der ungewohnten Arbeit, daß sie sich bei mehreren Flaschen Rotspon erholen mußten.

Auch an Frau Hofrat v. Kastner mit Tochter war eine Aufforderung geschickt worden, und Frieda bekam beim Frühstück schon die elegante Karte, die ihr die Wirtin mit neugierigem Gesicht überreichte.

Am Montag vormittag platzte Haßfurth so plötzlich in den Kochkurs herein, daß die Mädchen, die ohnehin schon heiße Wangen hatten vom Herdfeuer, noch dunkler erglühten.

Er hatte eine lange Liste von Bestellungen, die er Frieda übergab. „Nun werden Sie doch endlich kommen," sagte er mit einem spöttischen Auflachen. „Wenn wir Junggesellen nicht allein sind, dann wagen Sie sich doch auch in das Raubritterschloß, in dem sonst natürlich die jungen Mädchen mit Haut und Haaren verspeist werden — nicht wahr, Fräulein? —

Übrigens habe ich eine glänzende Idee, über die Sie sich freuen werden! Ich lasse mir aus Cannes die kleinen Pferdchen kommen."

Frieda wußte nicht recht, was er mit seiner glänzenden Idee meinte, und hatte das unangenehme Gefühl, ein recht dummes Gesicht zu machen.

„Das ist nämlich ein Hasardspiel, bei dem in Mentone, in Nizza und so weiter viel Geld verdient wird. Die Bank gewinnt immer. Aber was bei mir die Bank gewinnt, soll dann den Wanderkochkursen zufließen. — So — nun kriege ich doch auch einmal eine freundliche Miene zu sehen! — Also nur fleißig gebacken, meine Fräuleins!"

Er grüßte mit Hutschwenken ringsum und lief lachend davon.

Frieda hatte jedesmal die ärgerliche Empfindung: der hohe Herr, der sich leutselig herabläßt.

Als sie abends auf ihrem Plätzchen saß, kam Robert vorüber.

„Ich habe einen neuen Weg eingeschlagen, der mich nun durch einen lieben Zufall hierher führte," sagte er etwas verlegen und mit verräterischem Rot auf der Stirne.

Gerade weil er sich so ungeschickt entschuldigte, merkte sie, daß er sie absichtlich aufgesucht hatte, und das gab ihr ein lustiges, übermütiges Gefühl.

Auch er sprach von dem Fest, das auf Hochberg die Gemüter in Aufregung versetzte. „Nun darf ich Ihnen doch noch zeigen, was ich geschaffen habe! Nun können Sie ja kommen!" sagte er mit einem warmen Blick.

„Was soll ich bei der Gesellschaft?" rief sie.

Es lag ihm auf der Zunge, zu antworten: „Aber Ihretwegen wird ja der ganze Zauber in Szene gesetzt!"

Denn so wunderlich das auch schien, er war fest überzeugt, daß die Idee zu dem Fest nur in dem Ärger über Friedas Absage entstanden war. Haßfurth wollte einfach seinen Willen durchsetzen. Er besann sich aber, daß es Torheit wäre, ihr das zu sagen. „Sie müssen wohl kommen, da zum Besten der Wanderkurse doch die Pferdchen laufen sollen," bemerkte er nur.

„So allein unter lauter Fremden!" meinte sie zögernd.

„Bin auch ich Ihnen ein Fremder? — Ich hoffe nicht!" sagte er bewegt, fast zärtlich.

„Wenn es Ihnen recht ist, wenn ich dabei bin, dann komme ich," sagte sie.

Er drückte ihr dankend die Hand. Er hätte jubeln mögen, als er dann seinen Weg fortsetzte durch die sommerliche Dämmerung. Schön sollte es werden! Mit Begeisterung wollte er nun das Haus schmücken! Sie kam ja seinetwegen!

— — — — — — — — — — — —

Wie ein Märchenpalast stand das Schloß an dem schönen Frühsommerabend im Glanz der Glühlampen, die mit dem Mond an Helligkeit wetteiferten, strahlend in dem Licht, das durch alle Fenster flutete.

Auf einer grünumrankten Bühne spielte die Musik. Girlanden von hellen und dunklen Pfingstrosen zogen sich, mit bunten Lichtern durchflochten, durch den Garten, bildeten kleine Lauben, unter denen reizend gedeckte Tischchen zu kurzer Rast einluden. Die neuen Zimmer, die sämtlich geöffnet waren, prangten in reichem Blumenschmuck, und auch die Bogenhalle und die darüber befindliche Terrasse, die den neuen Flügel mit dem alten Schloß verband, dienten, hellerleuchtet und mit Grün geschmückt, als Festräume, wo getanzt wurde, während im Bibliothekzimmer das Spiel die

älteren Herrschaften anlockte. Im Speisesaal war ein üppiges Büfett hergerichtet, und ein Tisch im Erker bot alle Delikatessen und feinen Liköre eines russischen Fürsten.

Frau Betti Wanders, eine weißhaarige Dame mit steifer Haltung und einem hölzernen Gesicht, bewillkommte im Salon mit korrekter Höflichkeit die Gäste, die in großen Jagdwagen von der Bahn abgeholt wurden, zum Teil auch in eigener Equipage oder im Auto von den benachbarten Gütern und Villen eintrafen.

Haßfurth hatte Gisela v. Kastner den Arm geboten und führte sie im Garten umher. Sie war die schönste, die auffallendste Erscheinung in ihrem glänzenden Gewand von zartem Türkisblau mit einem Kranz von Hyazinthen im hellen Haar, und sie ging mit triumphierendem Gesicht an der Seite des Hausherrn, fühlte sich als die Königin des Festes und lächelte ihrer Mutter zu, die ihr in heißer Spannung nachblickte.

Haßfurth plauderte galant und liebenswürdig. Sie bemerkte nicht, wie zerstreut seine Augen waren. Er suchte im Garten, in all den vielen Räumen, die schon von fröhlichen Menschen gefüllt waren, nach einer jungen Gestalt, nach einem trotzigen Gesichtchen, auf dem er so gerne einen eifersüchtigen Blick erspäht hätte. Es wäre ihm als der beste Reiz des Abends erschienen, das spröde junge Mädchen, das ihn nun schon seit Wochen beschäftigte, einmal ein wenig erzürnen, quälen und dann wieder versöhnen zu dürfen.

Warum kam sie nur nicht?

Eben war Baron Fallersbach mit Frau und Tochter vorgefahren. Es waren seine vornehmsten Gäste, die er an der Tür empfangen mußte.

Als er gerade die Baronin in den Salon geführt

hatte, trat auch Frieda ein. Sie hatte sich ein Gesellschaftskleid aus der Stadt schicken lassen und sah in dem weißen Seidengewand mit der langen Schleppe weniger kindlich, aber noch reizvoller aus als sonst in den kurzen Röcken mit der Waschbluse. Robert hatte sie fast verlegen begrüßt. Sie schien ihm fremder, und er wagte gar nicht den kameradlichen Ton anzuschlagen wie da draußen zwischen den blumigen Wiesen.

Auch Frieda fühlte sich ein wenig eingeschüchtert von all den fremden Menschen, von der luxuriösen Umgebung. Sie verneigte sich eben vor Frau Wanders, der Robert sie vorgestellt hatte, als die junge Baronesse Fallersbach einen freudigen Schrei ausstieß.

„Friederl — liebes Friederl! Du bist hier? Und davon wissen wir nichts!“

„Ich hatte keine Ahnung, daß du hier in der Nähe wohnst, Thea!“ rief Frieda überrascht.

Auch die Baronin kam herbei. „Ist das eine hübsche Überraschung! — Sieh nur, Egon,“ rief sie, „Theas Freundin ist hier!“

„Wie geht es Ihrem Papa? Man hört im Sommer ja gar nichts voneinander. Wer hat denn Zeit zu einem Brief? Und nun sind Sie in der Gegend und haben uns nicht einmal besucht! Das verdient Strafe!“ lachte der Baron.

Es war ein Fragen und Händeschütteln und Necken und Lachen wie unter ganz intimen Bekannten.

Haßfurth war gänzlich verblüfft. Die Baronesse duzte sich mit der Kochschullehrerin! Seine vornehmsten Gäste waren mit ihr befreundet! Und er hatte sich besonnen, ob es überhaupt möglich wäre, das Kochfräulein an einen Tisch mit der Baronin v. Fallersbach zu setzen! Er mußte sofort eine kleine Verschiebung in der Tischordnung veranlassen.

Frieda fiel es auf, wie tief er sich vor ihr verneigte, wie er sie nun immer „gnädiges Fräulein“ nannte. In seinem Ton war auch nicht mehr der leiseste Spott. Er bat um die Ehre, sie herumführen zu dürfen, und bot ihr mit einschmeichelnder Höflichkeit den Arm zum großen Ärger Giselas, die erwartet hatte, daß er sich ihr wieder widmen würde.

Im ersten Moment hatte Frieda nicht übel Lust, ihm ins Gesicht zu lachen. Sie fand dieses so plötzlich veränderte Benehmen geradezu komisch. Je länger sie aber darüber nachdachte, desto mehr fühlte sie die Kränkung, daß er sie bisher nicht als Dame behandelt hatte, weil sie arbeitete, weil sie allein auf ihrem Posten stand.

Kühl, fast ein wenig abweisend, blickte sie über ihn hinweg mit der „Prinzessinnenmiene“, die ihn bei der ersten Begegnung so zum Lachen gereizt hatte, die ihn aber nun, da sie so elegant und anmutig an seiner Seite ging, einfach toll machte. Sie ließ sich auch von der Pracht seines Besitzes nicht verblüffen, rühmte immer nur das feine Verständnis und die originelle Eigenart des Architekten.

„Herr Wolf hat wirklich gute Einfälle! Er ist doch sehr geschickt — nicht wahr, Herr Haßfurth? Sie werden sich freuen, daß Sie ihn gewissermaßen entdeckt haben!“

Aber der Schloßherr wollte, wie es schien, nicht das Lob eines anderen singen hören. War sie denn nicht stolz darauf, daß er unter allen seinen Gästen gerade sie bevorzugte? Ließ sich dieses wunderliche junge Wesen denn durch nichts in Erstaunen setzen, durch nichts erwärmen?

Robert hatte eben Frieda seinen Arm bieten und sie in die von ihm geschaffenen Räume führen wollen, als Haßfurth ihm zuvorgekommen war.

Gisela blickte dem Paar mit zornigen Augen nach.

„Die Kochschullehrerin scheint ja hier eine große Rolle zu spielen," sagte sie zu Robert mit scharfem Ton.

„Sie arbeitet hier und kümmert sich um niemand, auch nicht um Herrn Haßfurth. Das gefällt ihm wohl. Zuvorkommenheit ist er schon zu sehr gewöhnt," erwiderte er nicht ohne Spott.

Er mußte ein bitteres Wort sagen; sein Herz bebte vor Zorn. Zum zweiten Male erlebte er es nun, daß Haßfurth ihm die Freude nahm, lieben Augen seine Arbeit zu zeigen! Immer war er der Sieger, der die lichte Gestalt, an der die Gedanken, an der die Sehnsucht des Armen, des Einsamen hing, lachend entführte!

Auch beim Mahl saß Frieda in der Nähe des Hausherrn an dem vornehmsten Tisch im Speisesaal. Robert bemerkte, daß die Tischkarten umgetauscht und daß statt der Ersehnten Gisela seine Nachbarin sein sollte.

Robert hatte den Auftrag erhalten, in der Halle für die Gäste zu sorgen. Das wollte er auch tun, aber er dankte für Giselas beleidigte Miene an seiner Seite. Auch er erlaubte sich also eine Änderung in der Tischordnung. Ein behäbiger älterer Gutsbesitzer, ein Baron Clausen, sollte Gisela zur Linken sitzen, und er flüsterte ihr boshaft zu: „Ein sehr reicher Mann und Witwer, mein Fräulein."

Robert selbst verzichtete auf seine Tischdame, da sich ein Überschuß an Herren ergab. Er war froh, daß er nicht genötigt war, sich zu unterhalten. Später, als ein Toast auf den Hausherrn ausgebracht wurde und er auch mit den anderen in das Speisezimmer trat, um anzustoßen, sah er, wie Haßfurth eben mit einem heißen Blick Frieda zutrank.

Aufs neue spielte die Musik. Die Paare reihten sich zum Tanz.

Frieda war mit ihrer Freundin im Garten auf und ab gegangen in dem eifrigen Geplauder junger Mädchen, die sich eine Menge zu erzählen haben. Haßfurth hatte sie lange gesucht. Sein Gesicht war heiß vom Wein. Als die Gefährtin zum Tanz geholt wurde, und Frieda allein in die Halle trat, stürzte er auf sie zu.

„Endlich findet man Sie! Darf ich um diesen Walzer bitten?“

Aber sie hatte bemerkt, wie böse Giselas Augen sie anfunkelten, und sagte leise: „Ich glaube, das Fräulein in Blau hatte erwartet, daß Sie ihr den Arm bieten. Tanzen Sie lieber mit ihr!“

„Und Sie?“

„Ich sehe gerne zu!“ gab sie heiter zurück.

Da packte er leidenschaftlich ihren Arm und riß sie förmlich fort. Aber er führte sie nicht zum Tanzen. „Kommen Sie!“ flüsterte er mit heiserer Stimme. „Ich muß mit Ihnen sprechen!“

Robert, der die kleine Szene beobachtet hatte, schaute den beiden mit starren, finsteren Augen nach. War es nicht eine tolle Komödie, wie sie alle wie die Motten, die ins Licht taumeln, von dem Glanz gelockt wurden? Eine wie die andere! Gisela hatte in der Tat alle ihre Koketterie für den Tischnachbar ins Treffen geführt. Der Baron war nicht jung, nicht hübsch, ein dicker schwerfälliger Mensch mit einer mächtigen Glatze, aber ein reicher adeliger Gutsbesitzer. Was lag an seiner Persönlichkeit?

Aber das schmerzte kaum mehr. Das konnte er mit einem Lachen der Befreiung ansehen. Gisela durchschaute er längst! Ihr gegenüber war er nüchtern geworden! Eine hübsche Puppe war sie aus einem

Schaufenster, die vortrefflich Kostüme zur Geltung brachte! Er hätte sich zu Tod gelangweilt an ihrer Seite. Die andere aber, die so stolz und klug schien, an deren offene klare Kinderaugen er so vertrauensvoll geglaubt hatte! Eine noch bessere Diplomatin war sie nur, die wußte, daß Sprödigkeit reizte!

Er konnte das Lachen und Plaudern nicht mehr hören, den Lichterglanz nicht mehr sehen. In tiefem Groll floh er in seine einsame Stube und warf sich im Dunkeln auf das Sofa, schloß die Augen und drückte die Kissen an die Ohren, um den jubelnden Klängen der Musik zu entgehen.

— — — — — — — — — — — —

Haßfurth hatte Frieda ins Musikzimmer geführt. Hier war es ganz einsam. Nur die elektrischen Lichter an der Decke brannten aus ihren Blütenkelchen, und auf dem Tischchen am Fenster stand ein Büschel weißer, stark duftender Lilien.

Er trat nahe vor sie hin. „Ich will nicht, daß Sie sich mir so kühl und gelassen wieder entwinden! Sie sollen mich auch einmal lieb anblicken!“

„Wollen Sie mich dazu zwingen?“ fragte sie lachend. „Es gibt Grenzen für jeden Willen, auch für den Ihren, Herr Haßfurth.“

„Lachen Sie nicht! Mir ist viel ernster zumute, als Sie denken! Alles lege ich Ihnen zu Füßen, was ich habe. Ich gebe Ihnen meine so lange gehütete Freiheit preis — ich bitte Sie um Ihre Hand! Ich muß diesen Mund küssen, nach dem ich mich sehne mit allem, was in mir ist.“

Es schwindelte ihr. Sie dachte an die Macht, die ihr zuteil werden sollte, Bilder schossen an ihren Augen vorüber, Gedanken an die Eltern, die Geschwister, an alle die Menschen, die sie beglücken, beschenken möchte,

wenn sie so reich wäre. Aber dann wieder fiel ihr der Abend am Wiesenrand ein. Nein! rief ihr stolzes Herz. So erringt man ein Mädchen nicht! So wirbt man nicht um ein freies Geschöpf, das nur mit Liebe gewonnen werden kann!

Dann sagte sie, ihn fest anblickend: „Ich küsse nur einen Mann, den ich liebhabe!“ Und als müsse sie für immer eine Schranke ziehen zwischen sich und ihm und jede Forderung abschneiden, jede Hoffnung vernichten, fügte sie hinzu: „Ich bin einem anderen gut.“

Er fuhr zurück. „Sie sind mir vom Schicksal entgegengeschleudert worden, um mich zu strafen!“ rief er fassungslos. „Fühlen Sie denn nicht, wie grausam die Worte sind, die Sie so gelassen erwidern, als hätte ich Sie um einen Tanz gebeten, den Sie schon vergeben haben? Sind Sie schon so viel geliebt worden, daß Ihnen Liebe gar keinen Eindruck macht?“

„Herr Haßfurth, wenn Sie ehrlich sind, so müssen Sie zugeben, daß Sie nicht aus Liebe um mich geworben haben. Sie kennen mich noch so wenig, Sie wissen noch gar nichts von meinem eigentlichen Wesen. Ich glaube nicht, daß Sie mich überhaupt gern haben. Es war nur ein bißchen Eigensinn, weil Sie es nicht fassen können, daß ich nicht demütig zu Ihnen aufsehe, nicht bewundernd mit jedem Blicke sage: Mein hoher Herr! — Wäre ich wirklich so ein armes Käthchen von Heilbronn, wie würden Sie lachen über mich!“

„Es ist möglich!“ Er gab sich Mühe, in den scherzenden Ton einzustimmen, mit dem sie ihre Abweisung zu mildern suchte. Aber seine Augen blieben finster.

Man rief nach dem Hausherrn. Ein junger Herr erschien auf der Türschwelle, prallte verlegen zurück, da er die Empfindung hatte, gestört zu haben, und meldete rasch: „Verzeihung! Man sucht nach Ihnen, Herr

Haßfurth. Der Feuerwerker fragt an, ob er beginnen soll."

„Sofort! — Ich komme!"

Haßfurth führte Frieda hinaus in den Garten und verbeugte sich stumm vor ihr.

Sie hörte ihn gleich darauf heiter lachen und plaudern mit den Gästen, die nun alle in den Garten herausgeströmt waren, um das Farben- und Lichtschauspiel, das beginnen sollte, zu genießen.

Frieda stand allein, während der Raketenregen in die Luft prasselte und die Funkengarben auseinander sprühten.

Sie fand es wohl schön, wie die feurigen Pfeile in die Luft flogen und langsam verlöschend niedersanken; aber schöner und stimmungsvoller noch als diese leuchtende künstliche Pracht schien ihr das zarte Licht der Johanniskäferchen, die abends um ihre Wiese tanzten.

Unwillkürlich suchten ihre Augen in der Dunkelheit nach einem blonden Kopf, nach dem guten lieben Gesicht, das sich da draußen einmal so warm und bewegt zu ihr geneigt hatte.

Aber sie begegnete Robert erst wieder, als sie im Begriffe war, in Begleitung der Familie Fallersbach das Schloß zu verlassen.

„Wo waren Sie denn den ganzen Abend?" fragte sie mit leisem Vorwurf. „Sie haben sich ja förmlich versteckt!"

„Ich habe oben meine Koffer gepackt. Ich war ja ganz überflüssig!" gab er mit düsterem Gesicht zur Antwort. „Sie sonnten sich ja in der Gnade des Gebieters! Wie hätte ich mich da herandrängen sollen!"

„Sie sind sehr ungerecht!" sagte sie leise.

— — — — — — — — — — — —

Im Garten erloschen die Lichter. Die Diener gingen

geschäftig auf und ab und räumten die Tische fort. In der stillen Nacht verklang das Rollen der Räder. Die letzten Gäste hatten das Haus verlassen.

Haßfurth stand allein unter den welkenden Girlanden, in dem Halbdunkel, das sich über den Garten breitete.

Sie hatte nicht so unrecht gehabt, die kleine Kochschullehrerin; Eigensinn war es gewesen, wenn er ihr seine Hand anbot, der heiße Wunsch eines tollen Augenblicks, dem er nachgeben mußte! Er freite um sie, weil er sie küssen wollte!

Liebe forderte sie von dem, dem sie ihre Hand reichte. Wen liebte er denn? So gleichgültig waren ihm alle diese Menschen, die da eben an seinem Tische gesessen hatten! An niemand, an nichts hing sein Herz!

Erinnerungen aus seiner frühen Jugend tauchten auf in dieser wehmütigen Stimmung unter den welkenden Blumen, nach dem verklungenen Fest. Damals hatte er noch so vieles gewollt, erstrebt, mit Begeisterung erfaßt! Und alle die großen Ideen, die hohen Ziele waren verblaßt, verwischt worden vom leichten Augenblicksgenuß, erstickt in Wohlleben, weggeschwemmt vom Wein, vergeudet, verspielt, verlacht, vertrunken! —

Verkatert saßen der Graf und der Oberst am nächsten Morgen beim Frühstück. Robert war, schon in seinem Reiseanzug, eben gekommen, als auch der Hausherr eintrat.

„Ich fahre weg auf unbestimmte Zeit — vielleicht auf Wochen," sagte er. „Vorerst will ich ins Hochgebirge. Einmal wieder die Muskeln stählen und wilde Natur sehen! Das wird gut tun! Gefahren suchen auf steilem Grat, in Schnee und Eis! Das rüttelt auf aus der Erschlaffung! Da lernt man das Leben wieder schätzen, wenn man mit jedem Schritt darum kämpfen muß!"

Der Oberst und der Graf hörten auf. „Sie verreisen? Und das erfährt man so von einer Stunde zur anderen! Was wollen Sie denn im Hochgebirge? Arme und Beine brechen? Die Zeitung wimmelt ja wieder von alpinen Unfällen!“

Aber je länger die Gesichter der beiden geworden waren, desto befreiter blickte Robert auf das veränderte Gesicht des Schloßherrn. Das klang nicht nach einem fröhlichen Abenteuer! Nicht so, als hätte er gestern einen Sieg errungen, eine Eroberung gemacht! Warum sollte er abreisen, wenn hier ein Liebesidyll sich genießen ließ! In seinen Worten war auch ein Unterton, als wäre seine Zuversicht erschüttert, als hätte der Ernst einer Niederlage ihn gestreift und umgestimmt.

Hatte Frieda ihm diese Lehre gegeben?

„Die Herren können sich ja Zeit lassen,“ meinte Haßfurth, als der Graf ratlos murmelte, er müsse doch erst andere Dispositionen treffen, und der Oberst wütend den Fahrplan herbeiholte. „Die Dienerschaft lasse ich hier, auch meinen eleganten Pauli — ich will ohne Kammerdiener reisen. Die passen nicht ins Hochgebirge.“

— — — — — — — — — — — — —

Robert hatte im Laufe des Vormittags mit seinem Gepäck zur Bahn fahren wollen. Nun schickte er nur die Koffer. Er mußte Frieda noch einmal sehen!

Unter den Kastanien des Sommerkellers wartete er mit klopfendem Herzen, bis alle ihre Schülerinnen sich entfernt hatten. Es dauerte noch eine lange Weile. Er wußte, da drinnen saß sie nun, die Fleißige, und rechnete. Dann kam sie in ihrem hellen Waschkleidchen, ein bißchen müde, ein bißchen traurig.

Sie erschrak fast, als er plötzlich vor sie hintrat. „Sie sind noch hier?“ fragte sie.

„Ich konnte nicht fort, ohne Ihnen lebewohl zu sagen!“ rief er. Mit einem prüfenden Blick auf ihr Gesicht fügte er langsam hinzu: „Wissen Sie, daß Haßfurth ganz plötzlich ins Hochgebirge will, in die wildeste Einsamkeit?“

„In die Einsamkeit!“ wiederholte sie mit einem Lächeln, das Robert sich nicht recht zu deuten wußte. „Wie soll ich wissen, was Herr Haßfurth tut? Aber warum soll er nicht ins Hochgebirge? Er ist augenscheinlich ein Freund rascher Einfälle.“

„Sie haben diesen Entschluß beeinflußt!“ rief er in heißer Erregung.

Sie schwieg.

„Wie gerne will ich Abbitte leisten!“ flüsterte er. „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen gestern abend unrecht tat! Wenn Sie wüßten, wie es mir zumute war! Wie es mir das Herz zerriß, daß Sie, auch Sie sich blenden und betören ließen, auch Sie unwiderstehlich angezogen wurden von dem Magneten, der —“

„Wenn Sie Ihren Schloßherrn mit dem Magneten vergleichen,“ sagte sie, „so sehen Sie, wie sehr man sich täuschen kann! Bei mir hat seine Macht durchaus versagt, und er ist klug genug und gibt jeden weiteren Versuch auf!“

„Frieda!“ rief er erschüttert. „Sie ahnen ja nicht, was in diesen Worten für mich liegt! Den Glauben an die Menschen, an die Frauen geben Sie mir wieder! Was ich hier erleben mußte, es hat mir ja so sehr das Gemüt verbittert, meinen Lebensmut zerbrochen! Nun zaubern Sie alle die bösen Schatten fort, ich atme wieder auf!“

Er hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie fest; er wollte sie nie mehr freigeben, diese kleine feste

Arbeitshand, die so rosig war und doch auch ein wenig rauh vom vielen Waschen.

„Darf ich zu Ihren Eltern gehen und ihnen Grüße bringen? Ihnen erzählen von dem schönen Wiesenfleck, auf dem wir zusammen saßen, ihnen sagen, daß Sie einen Freund gefunden haben, der Ihrem Leben immerdar nahe stehen möchte?“

„Ja, gehen Sie nur hin zu den Eltern, und grüßen Sie mir alle zu Hause, und mein ganzes liebes München!“ sagte sie mit einem lieben Lächeln.

Sie waren in den schmalen Wiesenweg eingebogen, an dem nun schon die wilden Rosen blühten. An dem leise rauschenden Bach gingen sie entlang mit glänzenden Augen und zitternden Herzen, zögernd vor dem Abschied, stumm vor Bewegung, in banger Seligkeit.

„Auf Wiedersehen, wo es auch sein mag!“ sagte Frieda dann mit gepreßtem Ton und gab ihm die Hand.

Aber er schaute sie an mit flehenden Augen und beugte sich sehnsüchtig herab zu ihrem glühenden jungen Gesicht.

Sie lächelte nur. Sie mußte an die Worte denken, die sie am letzten Abend in einem Moment ernster Entscheidung gesagt hatte: „Ich küsse nur den Mann, den ich liebhabe!“

Und so geschah es, daß sie die Arme um seinen Nacken schlang, ihren Mund auf seine Lippen drückte.

Im Bannkreiſe der weißen Frau.

Von A. Trinius.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wer einmal zur Sommerzeit zum Gralstempel in Bayreuth fuhr, den weihevollen Klängen „Parſifals“ zu lauſchen, der berührt zwiſchen Lichtenfels und der Stadt Richard Wagners zwei Stätten, welche der Überlieferung und Sage nach eng mit dem Geſchicke der „weißen Frau“ verknüpft ſind, die ja, dem Volksglauben zufolge, des öfteren ſo bedeutſam in die Geſchichte der Hohenzollern durch ihr Erſcheinen eingegriffen haben ſoll.

Ich habe immer an dieſe unglückſelige Frau gedacht, wenn ich, das Herz noch voll von den verſöhnenden Klängen Parſifals, durch das Maintal heimwärts fuhr, noch immer „Karfreitagszauber“ im Gemüt. Auch jene irrte ja nur um heißer Liebe willen und muß nun büßen und wandeln bis ans Ende der Dinge. Und keine rettende Hand ließ ſie Verſöhnung und Vergebung finden!

Oberhalb der wohlbehäbigen Stadt Kulmbach ragt, ſtolz in die Lande ſchauend, die Plaſſenburg, jetzt in ein Zuchthaus umgewandelt. Und weiter talauf liegt Himmelskron, einſt ein reiches Ziſterzienſernonnenkloſter, aus dem ſich ſpäter die Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth ein Luſtſchloß geſtalteten. In der Familiengruft daſelbſt zeigt man noch den Leichenſtein der

„weißen Frau“, der ſchönen Gräfin Katharina Eliſabeth Agnes von Orlamünde, welche hier um das Jahr 1400 beigeſetzt worden ſein ſoll.

Auf dem alten Schlosse der braunschweigischen Herzoge zu Blankenburg am Harz war's, wo ich zum erstenmal der „weißen Frau" ins Auge sah. Dort hängt ein lebensgroßes Bildnis von ihr, mit ernsten, düsteren Augen in einem blassen Angesicht. Diese Augen — die Morgensonne spielte damals gerade auf dem Antlitz und ließ es fast noch geisterhafter erscheinen — habe ich lange nicht vergessen können. Ich bin dann späterhin den Spuren dieser Frau gefolgt, aber am schönsten habe ich es doch an der Stätte ihrer Kindheit gefunden, auf Burg Lauenstein hoch oben im tannenumrauschten Loquitztale, im äußersten Zipfel von Oberfranken.

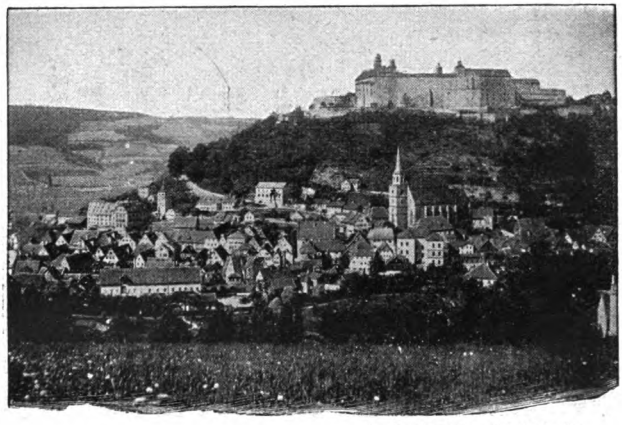
Düster ist, was die Überlieferung von der schuldbeladenen Orlamünderin erzählt.

Das reiche, hochangesehene Geschlecht der Grafen von Orlamünde, späterhin verarmt und längst ausgestorben, teilte sich in seiner Blütezeit in drei gesonderte Linien, welche je auf einer Hauptburg residierten: Burg Orlamünde oberhalb des Saaltales, Burg Lauenstein im Loquitztale und der Plassenburg oberhalb Kulmbach im Maintale.

Als Tochter des Grafen Otto VI. von Orlamünde ward Katharina Elisabeth Agnes, die „weiße Frau", auf der Burg Lauenstein im vierzehnten Jahrhundert geboren. Sie war jung, schön und voll zehrender Lebenslust, als sie ihrem Vetter, einem Grafen von Orlamünde-Plassenburg, hinüber ins Maintal als Ehegemahl folgte. Droben auf der Plassenburg schenkte sie ihm zwei Kinder. Nicht lange darauf ward sie Witwe.

Katharina war noch viel zu jung, um dem Leben fortan zu entsagen. Der Witwenschleier begann ihr bald eine Last zu werden. Sie sehnte sich nach Sonnenschein und rauschender Lebensfreude. In heißer Liebesglut warf sie ihre Augen bald auf den blühenden Friedrich

von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg. Nach einer anderen Überlieferung ſoll es Burggraf Albrecht geweſen ſein. Der junge Hohenzoller blieb nicht unberührt davon, und bald lohte auch in ihm die heiße Leidenſchaft für das beſtrickende Weib auf. Gern hätte er ſie als ſein Ehegemahl heimgeführt, doch der Eltern Wille erhob Einſpruch dagegen.



H. Lutz Nachf. in Kulmbach phot.

Kulmbach mit Plaſſenburg.

Als ſie immer heftiger in ihn drang, ſie ganz an ſeine Seite zu ziehen, da eröffnete er ihr, daß dies leider nicht anginge, denn „vier Augen ſtünden ihm im Wege“. Er hatte die ſeiner Eltern damit gemeint. Katharina aber glaubte feſt, dies könne nur ihren Kindern gelten. In wilder Leidenſchaft ſchlich ſie daher eines Nachts an das Bett der unſchuldigen Kinder und ermordete ſie. Es wird erzählt, daß ſie die Kleinen mit einer Stricknadel erſtochen habe.

Doch die furchtbar grauſame Tat brachte ihr nicht

den erträumten Liebeslohn. Der Mord ward ruchbar und Katharina zum Scheiterhaufen verdammt. Der Papſt aber milderte das Urteil dahin, daß er ſie hieß, bis an ihr Lebensende als büßende Nonne in das Kloſter Himmelskron einzutreten. Dies geſchah denn auch. Von der Plaſſenburg bis hinüber nach Himmelskron ſoll damals die ſchöne Sünderin auf den Knieen

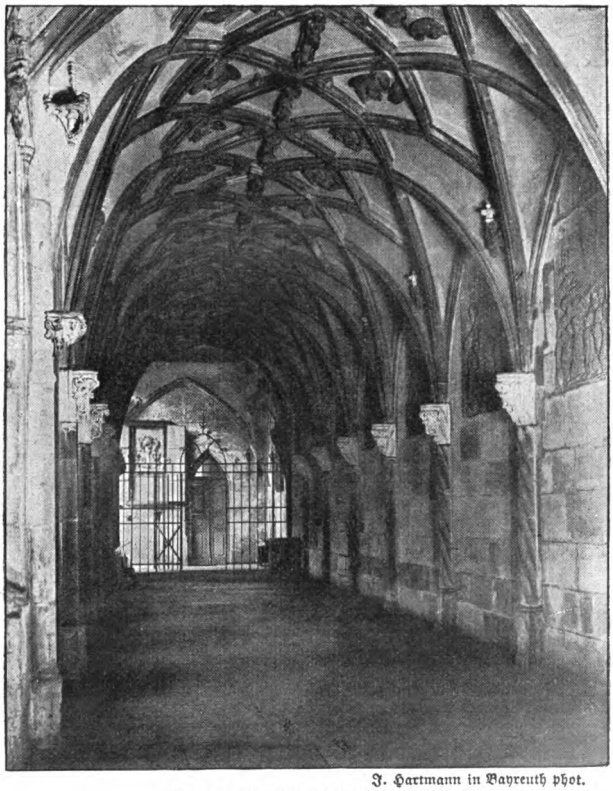
A. Müller in Bayreuth phot.

Himmelskron gegen Weſten.

gerutſcht ſein. Vorher aber habe ſie noch einen furchtbaren Fluch auf den vermeintlichen Mörder ihres Glückes getan, auch gedroht, daß ſie fortan allen Hohenzollern wolle als Verkünderin ihres Todes vorher erſcheinen. In Himmelskron iſt Katharina dann geſtorben und auch beigeſetzt worden.

Behält die dunkle Mär recht, welche ſeitdem ſo manchmal die Gemüter des Volkes erhitzt und beſchäftigt hat, ſo hielt die Orlamünderin ihr Wort. Als „weiße Frau“ geht ſie ſeit Jahrhunderten um.

Weiß gekleidet, mit verbundenem Untergeſicht, wehendem Schleier, in ſchwarzen Handſchuhen, den Schlüſſelbund an der Seite, ſo taucht ſie auf, wandelt die Gänge



J. Hartmann in Bayreuth phot.

Kreuzgang in Himmelskron.

und Säle der Hohenzollernſchlöſſer entlang und zeigt ſich ſtumm dem, deſſen Lebenstage gezählt ſind. 1486 ſoll ſie zuerſt auf der Plaſſenburg erſchienen ſein. In Bayreuth tauchte ſie 1677 auf. Im altersgrauen Schloſſe

an der Spree will man sie in den Jahren 1598, 1619, 1667, 1688, 1840 und 1850 gesehen haben. Ebenso soll sie Prinz Louis Ferdinand von Preußen am Abend vor der unglücklichen Schlacht bei Saalfeld im Schlosse zu Rudolstadt erschienen sein. Auch dem korsischen Welteroberer soll sie sich 1812 gezeigt haben. Doch auch im Loquitztale erzählt man sich, daß sie früher des öfteren die Schloßräume ihrer Geburtsstätte Burg Lauenstein zur Nachtzeit klagend und händeringend durchirrt habe.

Nach dieser wollen wir unsere Schritte jetzt lenken. Denn Burg Lauenstein, aus Vergessenheit und Verwahrlosung wieder gerettet und zu neuer Schönheit und frischem Leben erweckt, ist heute ein ganz bedeutender Glanzpunkt Oberfrankens geworden, zu dem jährlich viele Tausende wallfahren, sich des Dreiklangs von Natur, Kunst und geschichtlichen Erinnerungen gehobenen Sinnes zu erfreuen.

Dort oben, wo Thüringer- und Frankenwald zusammengrenzen und thüringisch-fränkisches Wesen ineinander klingt, im nördlichen Zipfel Bayerns und Oberfrankens, erhebt sich in feierlich einsamer Höhe, hoch über dem wasserdurchrauschten Loquitztale, Burg Lauenstein, im Volksmunde die Mantelburg genannt, die Geburtsstätte der unglücklichen Orlamünderin. Als ein Teil des umfangreichen Schlosses ragt auch noch der sogenannte Orlamünderbau mit seinen Giebeln in die blaue Luft, den der Vater der „weißen Frau“ auf dem Trümmerfelde der einst zerstörten Burg aufführen ließ. Der mächtige Festsaal im unteren Geschoß, auf gewaltigen Säulen ruhend und nur durch schmale, tiefliegende Fenster dämmeriges Licht empfangend, ist vor etlichen Jahren durch Georg Kellner aus Nürnberg prächtig mit Bildern ausgeschmückt worden,

welche die wichtigſten Epiſoden aus der älteren Geſchichte der Burg zur Darſtellung bringen.

Von Lichtenfels aus führt uns der Zug dem Waldgebirge zu, allmählich die ſonnige Heiterkeit des offenen Frankenlandes hinter uns laſſend. Am Städtchen Kronach geht's vorbei, über deſſen Dächerſchar die ſchöne Bergfeſte Roſenberg mit Türmen und Mauern

Burg und oberes Dorf Lauenſtein.

thront. Hier in Kronach erblickte 1472 der Maler Lukas Cranach das Licht der Welt, der ſich urſprünglich nach dem Namen ſeiner Vaterſtadt nannte. Bald treten die Waldberge immer näher und höher heran, bis wir bei Steinbach den Kamm des Gebirges überſchreiten und damit die Waſſerſcheide zwiſchen Rhein und Elbe. Durch reichen Tannenwald rollt der Zug hinab nach dem bayeriſchen Städtchen Ludwigsſtadt.

Erhöht über Ludwigsſtadt ſteht die helle St. Michaeliskirche. Sie iſt für uns deshalb bemerkenswert, weil ſie

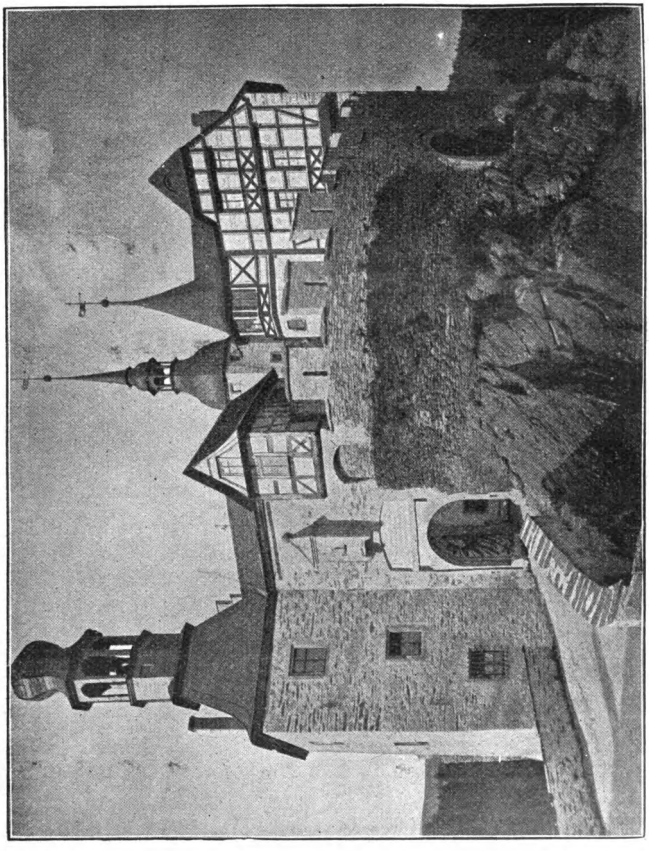
noch den sehr wohlerhaltenen Leichenstein des Grafen Otto VI. von Orlamünde besitzt, des Vaters der „weißen Frau". Die Lauensteiner Schloßherren nahmen alle ihren letzten Weg hierher. Noch früher aber, ehe sich hier Stadt und Kirche erhoben, wanderten die stillgewordenen Herren nach der Marienkapelle, welche am Ausgange von Ludwigsstadt steht, ein frühchristlicher kleiner Rundbau, aus Feldsteinen aufgeführt, das älteste Bauwerk im Frankenlande. Nur Würzburg weist noch eine ähnliche Kapelle auf. Diese hier im Loquitztale, wohl auch die „Klus" genannt, dient heute einem — Hufschmied als Werkstatt. Auf das Dach hat sich der wackere Mann in Fachwerk ein schlichtes Heim gesetzt. Dieses ehrwürdige Denkmal, ein Bau aus den Tagen der Karolinger, ist mutmaßlich im neunten Jahrhundert unter Karl dem Großen errichtet worden, der sich ja gerade um die Ausbreitung des Christentums unter den Sorben große Verdienste erwarb. Und wendisch war einst hier ja alles, wie es ja auch der Name Loquitz deutlich genug besagt.

Und nun hinab das prächtige Loquitztal!

Zwei Stunden talab von Ludwigsstadt liegt der meiningensche Marktflecken Probstzella. Just in der Mitte zwischen beiden Orten schlagen Tal, Fluß und Eisenbahn einen scharfen Bogen. Hier in diesem Winkel, beide Talarme scharf bewachend, thront über dem gleichnamigen Dorfe Burg Lauenstein, ein leuchtendes Juwel Oberfrankens.

Weit reicht ihre Geschichte zurück, die hier nur ganz flüchtig gestreift werden soll. Nicht lange mehr und die Feste darf auf eine tausendjährige Vergangenheit zurückblicken. Kaiser Konrad I. war es, welcher den Lauenstein (Lawen-, Löwenstein) aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 915 aufführen ließ. Sehr bald wurde dann das

hochansehnliche Grafengeschlecht der Orlamünder damit belehnt. Graf Wilhelm war es, welcher im Jahre 1002



Burg Lauenstein.

feierlich dem Kaiser Heinrich II. entgegenritt und diesen dann zur Burg hinaufgeleitete. Der deutsche Kaiser muß hier sehr angenehme Tage verlebt haben, denn als er wieder Abschied nahm, bedachte er den Burg-

herrn dankbar mit sehr vielen Rechten und Gnadenbeweisen.

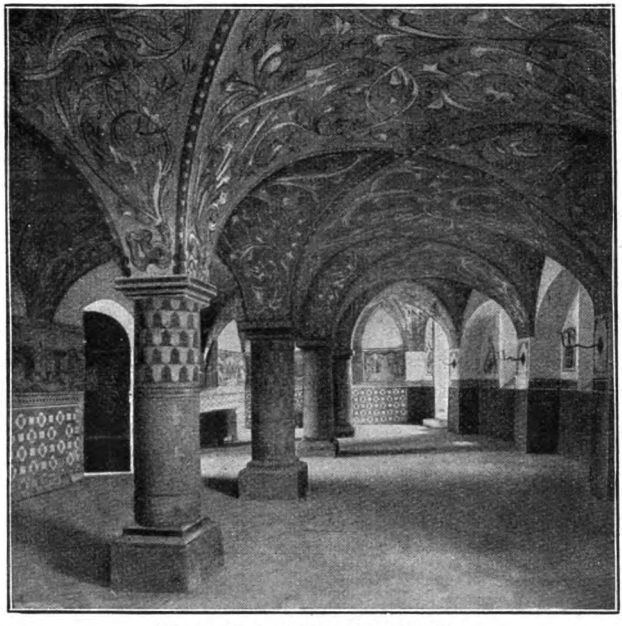
Als dann die Orlamünder späterhin, dem Zuge der Zeit folgend, sich auch auf das einträgliche Geschäft der Wegelagerei warfen, da war es Kaiser Rudolf von Habsburg, welcher 1290 mit den treuen Erfurtern zusammen auch Lauenstein mit auf die Liste der zu zerstörenden Steinfesten setzte. Burg Lauenstein sank in Trümmer; notdürftig wiederhergestellt, wurde sie endlich durch den schon genannten Grafen Otto VI. glänzend wiederaufgebaut. Nicht nur der Festsaal, auch die herrlich geschnitzten Decken des noch stehenden Orlamünder Flügels auf Lauenstein legen dafür vollgültiges Zeugnis ab.

Nachdem die Grafen von Schwarzburg und die von Gleichen droben gesessen hatten, fiel der schöne Besitz 1506 an die Freiherren von Thüna. Friedrich von Thüna, der erste Besitzer, war Geheimrat beim Kurfürsten von Sachsen. Sein Nachfolger und Bruder hat dann als ein echter Sohn der künstlerischen und genußfrohen Renaissancezeit neben dem Orlamünder Flügel den verschwenderisch ausgestatteten Thünaschen Neubau aufführen lassen, eine Augenweide für alle Besucher der Burg.

Im Jahre 1622 verkauften die Thünas Lauenstein an die Markgrafen von Bayreuth. Von denen kam die Feste an Preußen und durch den Wiener Frieden an Bayern. Man setzte das Amtsgericht hinauf, und als dies nach Ludwigsstadt wanderte, kam das stolze Schloß in Privathände und ward schließlich der Wohnsitz von ein paar Dutzend armer Familien. Wo einst Kaiser Heinrich II. fröhlich den Becher geschwungen hatte, hausten jetzt munter Ziegen, Schweine und Hühner, und auf dem Estrich des Rittersaales loderten Feuer,

an denen man häuslich hantierte. Burg Lauenſtein ſchien dem Untergange geweiht.

Da fiel ein Sonnenſtrahl auf Zinnen und Giebel und ſetzte ſich leuchtend fort durch alle Säle und Räume.



Untere Burghalle auf Lauenſtein.

Ein Tag der Auferſtehung zu nie mehr geahnter Schönheit brach an!

Im Jahre 1896 brachte Dr. jur. Erhard Meßmer die alte Kaiſerburg, die Geburtsſtätte der „weißen Frau“, käuflich an ſich und begann ſofort mit den Aufräumungsarbeiten, wobei man mit Staunen und Freude entdeckte, wie unendlich viel Wertvolles und Schönes ſich hinter aller Vermauerung und Vernaglung

erhalten hatte. Ein im Burgbau wohl erfahrener Architekt hat dann die Wiederherstellung übernommen und äußerst taktvoll durchgeführt. Keine moderne Theaterburg grüßt den Besucher, sondern ein urechter deutscher Edelsitz von imposanter Größe und eminent malerischer Wirkung.

Und welch entzückende Blicke entrollt ein Gang um das Schloß, jedes einzelne Fenster desselben! Auf das terrassenförmig niedersteigende Unterdorf mit dem hübschen Kirchlein, auf und nieder das tief eingerissene Tal mit seinem blitzenden Flusse und schäumenden Wehren, hinüber zu den ernsten Tannen des Frankenwaldes, Berg an Berg, bis zur blauduftigen Ferne schweifen die Augen.

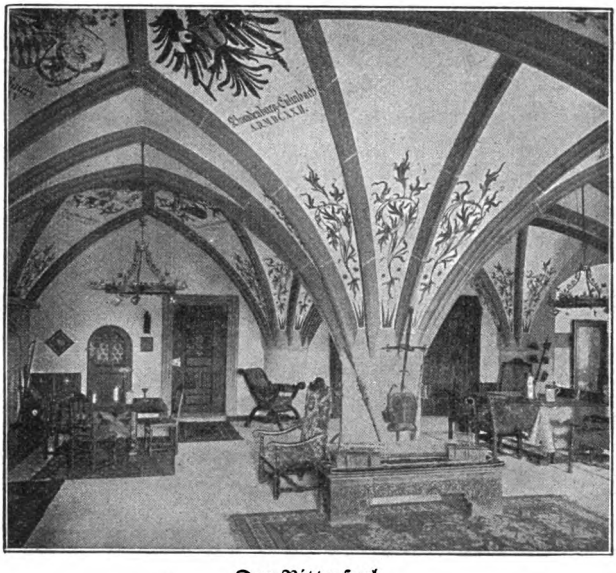
Betritt man vom Oberdorfe her die äußere Burgumwallung, so lockt gleich zur Rechten ein anheimelndes Haus. Ein kunstvoll schmiedeeisernes Wirtshauszeichen reckt sich dem Wanderer entgegen. Das ist ein gar trauliches Gast- und Pensionshaus, das der Burgherr sehr schön „Burgfried zum Lauenstein" taufte. Da läßt's sich gar gut hausen.

Den tiefen Wallgraben überwölbt heute eine feste Brücke. Ein mächtiger brandenburgischer Adler schmückt das innere Burgtor.

Die aus dem Felsgestein herauswachsenden Reste eines starken Bergfrieds — mutmaßlich noch Überbleibsel aus der allerersten Erbauungszeit! — des Torwarts malerische Wohnung, ein Glockenturm umgrenzen den Eingang. In der Mitte des inneren Burghofes plätschert unter verträumten Trauerweiden ein altertümlicher Springbrunnen. Links, längs der zinnenbesetzten Mauer, läuft ein prächtig geschnitzter Wehrgang; rechts dehnt sich der äußerlich schlicht gehaltene Orlamünder Flügel mit säulengetragener Wandelhalle

und einer offenen Loggia darüber. Gegenüber dem Burgtor ſteigt der Thünaſche Bau auf. Eine reizvolle Renaiſſancetür mit Steinſitzen zu beiden Seiten öffnet ſich uns: Zeit und Gegenwart verſinken leiſe.

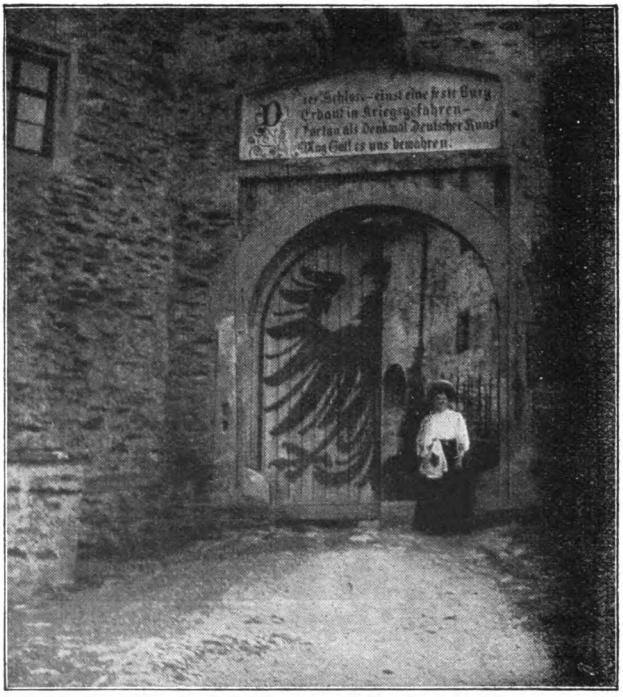
Ferne Jahrhunderte wehen uns entgegen. Es kann hier nicht der Raum ſein, all die Schätze und



Der Ritterſaal.

Einrichtungen zu ſchildern, welche die weiten Säle, Zimmer, Hallen, Erker und Winkel füllen. Was der kunſtfrohe Beſitzer ſeit langen Jahren anſammelte, das hat jetzt hier ſeine Heimat gefunden. Er hat ſeinen Stolz darein geſetzt, nur mit echten Dingen dieſen Edelſitz zu füllen und ihn zugleich zu einem Sammel- und Mittelpunkt alles deſſen zu machen, was an Kunſthandwerk aus alten Tagen die Umgebung der

Burg in den ſtillen Dörfern und Weilern noch birgt. In dem gewaltigen Ritterſaale, deſſen Rieſenwölbungen nur von einer einzigen Mittelſäule getragen werden, von welcher aus alle Steinrippen fächer-



Vor dem Burgtor.

förmig nach allen Seiten ausſtrahlen — ein Meiſterſtück deutſcher Baukunſt! — ſpielt ſich auch ein gut Teil des täglichen Lebens der Burgbewohner ab. Die Schränke, Truhen, Malereien, Webereien, all das Gewaff, Humpen, all der altertümliche Hausrat machen ihn im

Verein mit den tiefen Fensternischen, dem anheimelnden großen Kamine zu einer Hauptsehenswürdigkeit der Burg.

Wer als Gast und Freund auf Lauenstein immer wieder einkehren durfte, der hat Burgromantik in vollen Zügen genossen. Am Kamin! Welch ein Zauber umspann uns dort gar oft, wenn die Flammen hoch aufprasselten, draußen der Herbstwind um die Fenster sang und in dem Scheine von Feuer und Lichtern der Wein in den Pokalen tiefgoldig leuchtete. Am Kamin! Der hat's uns allen angetan, und dort hat der Burgherr mir auch einmal die Geschichte seines Lebens erzählt. — Ja, die Wirklichkeit ist oft reicher an wundersamen Ereignissen, als solche der Roman zu schildern vermag!

Aber auch zur Frühlingszeit ist's prächtig droben, wenn durch die Natur ein Duften, Klingen und Leuchten bebend geht. Wonnesame Maientage liegen hinter mir, ausgefüllt mit Becherklang, Musik, Gesang und Mondscheinzauber. Und wo wir auch tagüber wanderten, allüberall grüßte uns der helle, schöne Schloßbau, und des Burgherrn Auge glänzte auf in Freude und Stolz!

So ist heute der Lauenstein mit seiner ernst-schönen Umgebung ein wahrer Schatz für den Ästheten wie für den Naturfreund, eine Seelen- und Augenfreude von selten harmonischer Gesamtwirkung. Möge der Stern, der heute wieder über der alten Feste strahlt, die düsteren Schatten der unglücklichen Orlamünderin für immer verscheuchen und das erfüllt bleiben, was jetzt über dem Eingangstor der Innenburg zu lesen steht:

„Dies Schloß — einst eine feste Burg,
Erbaut in Kriegsgefahren —
Fortan als Denkmal deutscher Kunst
Mag Gott es uns bewahren."

Gimpelfang.

Auch eine Verlobungsgeſchichte von Klara Beran.

(Nachdruck verboten.)

Liebſte Liſa!

Böſe wirſt Du ſein, entſetzlich böſe, wegen der langen Pauſe in unſerem brieflichen Verkehre, doch wenn Du dieſen Brief zu Ende geleſen haben wirſt, dann wirſt Du ſicher auch entſchuldigen.

Bei uns iſt jetzt ein rieſiger Rummel — hervorgerufen durch einen Herrn, den wir zwar erſt ſeit kurzer Zeit kennen, der ſich aber ganz ernſtlich um mich bemüht. Lisl, Du ahnſt gar nicht, was das für uns bedeutet! Wohl iſt Guſtav Reller nicht mehr ganz jung, noch beſonders ſchön oder liebenswürdig, aber dafür hat er in der Stadtnähe ein ſehr großes Gut, iſt ernſt und gebildet und ſchließlich — — —

Du darfſt mir glauben, man hat nicht Zeit und Luſt zu langer Wahl, wenn eine faſt erwachſene Schweſter nachdrängt, dazu noch fünf kleinere Geſchwiſter ſelbſt den geringſten Luxus erſchweren, und wenn weder Vater noch Mutter einſehen wollen, daß die Jugend allein eine zu dürftige Toilette iſt, die mit der Zeit ſehr leidet. Darum will ich ſo bald als möglich aus dieſer Situation heraus in beſſere Verhältniſſe kommen, um endlich mein Leben genießen zu können.

Es verſteht ſich natürlich von ſelbſt, daß der Hans,

der sich so viele Mühe um mich gegeben hat, nun kaltgestellt wird, was mir aufrichtig leid tut, denn er ist ein guter Junge, hat aber leider nicht viel. Das Bessere ist eben immer des Guten Feind. Ich hoffe Dir bald die Erfüllung meines und meiner Familie sehnlichsten Wunsches mitteilen zu können und bleibe

mit herzlichen Küssen Deine

Erna.

Lieber Onkel!

Ich habe Dir in letzter Zeit seltener geschrieben, doch weißt Du ja, daß ich im Frühjahr stets viel beschäftigt bin — besonders heuer, da ich das Wohngebäude gänzlich herrichten lasse. Neues weiß ich sehr wenig zu berichten, es geht eben alles den gewohnten Gang. Nur unsere alte Resel werde ich bald pensionieren müssen, denn sie kommt mit dem Häuslichen doch nicht mehr recht nach, eine junge Kraft wäre sehr nötig. Ich bitte Dich, besuche mich, sobald es Dir möglich ist, und zeige mir vorher den Tag Deiner Ankunft an.

Es grüßt Dich Dein Neffe

Gustav Keller.

Lieber Franzl!

Wart heit am Eck auf mi. I wer abikummen. Jetztn kannst alle Täg kummen, weil die Herrschaft mi net braucht. Zu unsern Freuln kummt an nobler Kawalier, der's heiraten will und damit sie dem Herrn besser g'fallt, macht's G'schichten, wia wann's alle Arbeit im Haus allan tät'. Erst muß i all's herrichten, nacha kann i gehn. Alsdann kumm bestimmt.

Peperl.

Liebste Lisa!

Es wird also Ernst. Vorgestern wurden wir in aller Form von Gustav Reller für nächsten Sonntag auf sein Gut eingeladen. Seine Schwester wird mit Mann und Kindern kommen, dann noch einige Verwandte, lauter ehrwürdige Herrschaften, vor denen mir schon heute graut. Ich weiß natürlich, was das Ganze bedeuten soll: wir werden den Angehörigen vorgeführt, die halten strenge Musterung, darauf die Entscheidung. Liserl, nun weißt Du, was für ein kritischer Tag vor mir liegt, und bei unserer Freundschaft, bei Deiner Ehrlichkeit beschwöre ich Dich, mir sofort zu schreiben, ob ich das lichtgrüne oder das weiße Kleid wählen soll. Ich muß ängstlich bedacht sein, so vorteilhaft als möglich auszusehen, muß aber dabei auf seine liebe Sippe Rücksicht nehmen und bescheiden, doch nicht ärmlich, lieb, aber nicht kokett und schließlich geschmackvoll, doch nicht gar zu modern gekleidet sein. Vor allem muß ich Gustav gefallen, das ist das Wichtigste, denn ich will ihn mit sanfter Gewalt endlich zum Reden bringen, damit die Sache zu Ende kommt. Papa brummt schon ganz fürchterlich, weil unser Nobeltun in Anbetracht des Zweckes sich nicht mit der notgedrungenen Sparsamkeit in Einklang bringen läßt.

Den armen Hans sehe ich nicht mehr so häufig, und es scheint auch, als hätte er Ahnungen. Gestern ließ ich ihn vergeblich auf mich warten, und heute schickte er mir als zarte Mahnung einen Strauß herrlicher, taufrischer Rosen. Ich glaube, das werden seine letzten Blumengrüße sein, und bald wird der liebe, gute Hans zu meinen Erinnerungen gehören müssen.

Ich bitte Dich recht sehr, schreibe mir gleich wegen

Weiß oder Lichtgrün, damit ich noch Verbesserungen machen kann.

Leb wohl und sei geküßt von Deiner

Erna.

Lieber Franzl!

I muß jetzt immer daheim bleib'n und derf net abi. Der feine Herr kummt nit mehr aufi und jetzt ist ihr der alte Freier wieder gut gnug. Lohn hab' i immer no kan kriegt, i kündig' und Mittwoch kannst mein Kuffer hol'n. Mi g'freit's da scho lang nimmer.

Peperl.

Liebe Lisa!

Ich ließ absichtlich einige Tage verstreichen, ehe ich Dir schreibe, denn ich muß mich noch jetzt gewaltsam beherrschen und meinen Zorn und meine Wut unterdrücken, um Dir chronologisch die Ereignisse des großen Tages berichten zu können. Den Anfang schildere ich Dir nicht — es genügt, wenn ich Dir sage, es war alles über Erwarten günstig, und ich sah mich schon fast am Ziele, denn ich merkte deutlich, wie die Angehörigen Rellers immer freundlicher, schließlich sogar herzlich wurden. Darüber freute ich mich nicht allein, auch Gustav wurde immer wärmer und gesprächiger, und ich hoffte, daß er in dieser Stimmung den Mut finden werde, nun auch mit der Sprache herauszurücken. Und diese Gelegenheit fand sich denn auch bald. Wir saßen alle auf der Terrasse, die Herren etwas abseits, die Damen in eifrigem Gespräch über Wirtschaft und dergleichen, und unsere Kinder spielten mit Gustavs Neffen und Nichten auf einer Wiese außerhalb des Gartens.

Endlich raffte sich Gustav auf und schlug mir einen

Spaziergang im Garten vor; gleichzeitig bat mich auch seine Schwester, nach den Kindern zu sehen, und so gingen wir. Anfangs suchte Gustav in größter Verlegenheit nach den richtigen Worten, während ich, ehrlich gestanden, mit etwas Bosheit über ihn mich amüsierte. Nach einer längeren Pause meinte er, ob ich mich daran gewöhnen würde, von der Stadt entfernt zu sein, und ob ich für die stillen Reize des Landlebens empfänglich wäre. Natürlich schwärmte ich sofort für Kartoffeläcker und Stallungen, noch mehr aber für die sanften Kühe und lieben Schweinchen. Durch ein derartig verständiges Benehmen brachte ich Gustav so weit, daß ich hoffen durfte, jeden Augenblick erröten zu können und dann so zu tun, wie man eben in solchen Fällen tut.

Doch da waren wir leider gerade am Rande des Gartens angelangt. Wenige Schritte vor uns spielten unsere Rangen, die uns nicht sehen konnten und sich deshalb ganz ungeniert benahmen. Ich wollte rasch auf die Kinder zu, doch da bat mich Gustav leise, das Spiel nicht zu stören, sondern still zu beobachten; die Art der Kleinen sei ja der Reflex ihrer Umgebung. Ich erschrak bei diesem psychologisch interessanten Vorschlag nicht wenig, da ich ja die Charaktere und die Umgebung unserer Kinder kannte, doch konnte ich nichts tun, als zittern und beben und — bleiben. Was aber nun folgte, übertraf selbst meine schlimmsten Erwartungen.

Die elfjährige Walli war die Mutter der dreizehnjährigen Helene und Gattin des zehnjährigen Fritz. Diese Familie wurde von meinen Geschwistern dargestellt. Dann kam Gustavs Neffe, der mußte der Schneider, und das puppenhafte Nichtchen das Dienstmädchen der Familie sein. Als wir dazukamen, war

das Spiel eben im besten Gange, das heißt der Hausvater Fritz zankte aus Leibeskräften mit Mama Walli, daß es nicht mehr so weitergehen könne, daß alles für Kleider und Putz aufgehe und man deshalb mit leerem Magen vom Tische aufstehen müsse. In dieser Tonart „spielte" Fritz weiter. Die Tochter Helene — meine Kopie — flennte entsetzlich, weil sie nichts Anständiges anzuziehen hätte und froh wäre, endlich aus dem Hause zu kommen. Mama Walli wieder erklärte dem verblüfften Pseudoschneider, daß er am Ersten ganz bestimmt sein Geld erhalten werde. Vorher ginge es leider nicht.

Immer bunter und „charakteristischer" wurde das Spiel, und im Eifer fuhr schließlich Mama Walli auf das verschüchterte Dienstmädchen los, schrie ihr die gröbsten Beleidigungen zu und „kopierte" so genau, daß auch der übliche Knalleffekt nicht ausblieb und das Püppchen eine schallende Ohrfeige erhielt. Heulend lief nun das kleine Fräulein davon, hinterdrein ihr Bruder, während ich, nach Fassung ringend, neben dem plötzlich sehr schweigsam gewordenen Gustav ins Haus zurückkehrte.

Dort hatte die Erzählung des Jungen und die gerötete Wange des Mädchens bereits gewirkt, und Gustav dürfte nach unserem Weggehen noch manches zu erzählen gehabt haben. Wir empfahlen uns so rasch als möglich und wurden auch nicht zurückgehalten. In meiner ersten Aufregung konnten mich die Eltern nur mit Gewalt vom Kindermassenmorde abhalten.

Dir meine gegenwärtige Stimmung zu schildern, erlasse ich Dir und mir. Schreibe bald Deiner armen

Erna.

Beſter Onkel!

Leider biſt Du meiner Einladung nicht gefolgt, doch wird Dir meine Schweſter bereits von allem erzählt haben. Die alte Reſel taugt doch noch, und darüber freut ſich unbändig Dein

Guſtav.

Telegramm an Liſa.

Habe mich geſtern mit Hans verlobt.

Deine Erna.

Jagden im Golf von Mexiko.

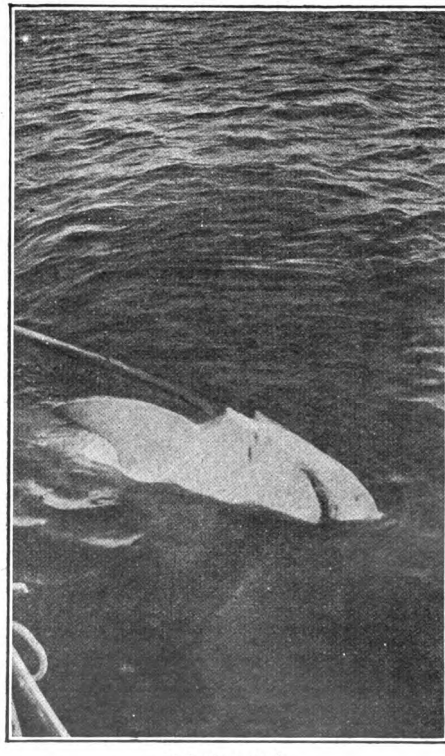
Von H. Wolffram.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Auf der Suche nach immer neuen und immer gesteigerten jagdlichen Aufregungen sind die amerikanischen Nimrode neuerdings bei einem Sport angelangt, der in der Tat geeignet scheint, auch den weitestgehenden Bedürfnissen nach angenehmem Nervenkitzel Genüge zu tun. Der von alters her mit der Harpune betriebene Walfang hat augenscheinlich die Anregung und das Vorbild dazu gegeben. Das vorläufig noch unerschöpfliche Jagdgebiet aber ist der an riesenhaften Seeungeheuern mannigfachster Art überreiche Golf von Mexiko, insbesondere seine das alte Jägerparadies Florida umspülende Gewässer.

Hier wimmelt es noch immer von Haifischen, Stachelrochen, Sägefischen und Seeteufeln, die zum guten Teil eine geradezu fabelhafte Größe erreichen und an Scheußlichkeit des Aussehens selbst die abenteuerlichsten und fürchterlichsten Vorstellungen des Binnenländers weit übertreffen. Daß mit ihrer Erlegung irgendwelche wirtschaftlichen Zwecke nicht verfolgt werden, sondern daß es sich dabei um einen ausschließlich des Vergnügens wegen geübten Sport handelt, ist selbstverständlich, denn wenn auch das Fleisch einiger Rochenarten genießbar ist, so wird es doch nirgends unter die Leckerbissen gerechnet. Irgend eine andere lohnende Verwendung aber für die Riesen-

leiber der zu den oben aufgezählten Gattungen gehörigen Fiſche hat ſelbſt der ſpekulative Yankeegeiſt bisher nicht ausfindig zu machen vermocht.



Erlegter Hai.

Zu den ergiebigſten und deshalb beſonders bevorzugten „Jagdgründen“ gehört eine ungefähr zwanzig Seemeilen lange Sandbank, die ſich ſüdlich von Kap Sable, der Südſpitze von Florida, gegen Bahia Honda hin erſtreckt. Sie erhebt ſich ſo hoch über den Meeresgrund, daß zur Zeit der Ebbe ein großer Teil ihres flachen Rückens über dem Waſſerſpiegel ſichtbar wird; aber ſie iſt vielfach von tieferen Kanälen und kleinen, ſeeartigen Mulden durchſetzt, die beliebte Sammelplätze für Äſchen, Seebarben und andere kleinere Fiſche bilden. Dieſen Leckerbiſſen zuliebe wird die Bank während der Flut

gerne von den gewaltigen Raubfiſchen des Golfes aufgeſucht, und da das Waſſer an vielen Stellen auch

Geſtrandeter Delphin.

dann nur wenige Fuß tief iſt und die großen Schwimmer deshalb mit den Rückenfloſſen oder ſogar mit einem Teil ihres Körpers über der Oberfläche bleiben

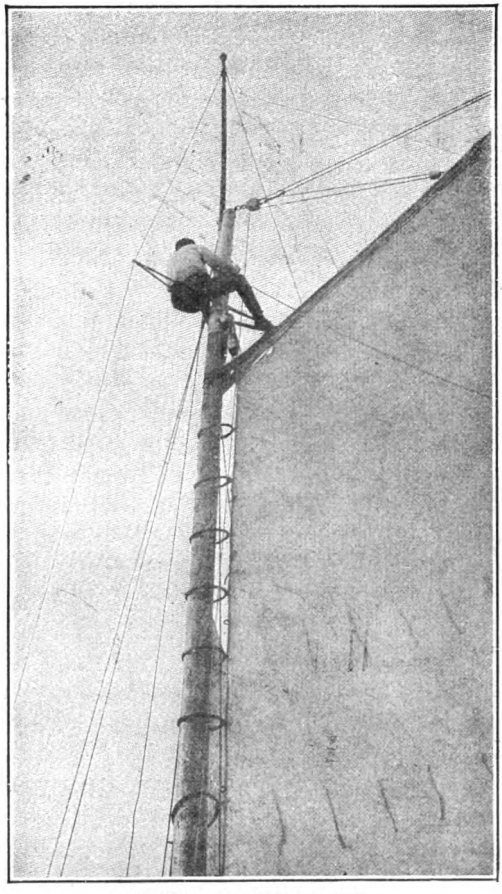
müssen, ist es dem Jäger nicht allzu schwer gemacht, seine Beute aufzuspüren.

Haie, Sägefische und Stachelrochen sind die hier in den meisten Exemplaren vertretenen Arten. Sie pflegen sich in ganzen Rudeln einzufinden, und für den Harpunierer ist es ein Gebot der Weidmannsehre, nur den bis zu einer gewissen Größe ausgewachsenen Tieren zu Leibe zu gehen. Leicht und bequem ist die Ausübung dieses Sondersports gewiß nicht zu nennen; an aufregenden Momenten ist kein Mangel, und der Ungeübte hat sich zunächst auf eine lange Reihe von Mißerfolgen gefaßt zu machen. Aber die Lebensgefahr ist nicht zu groß und die Wahrscheinlichkeit fataler Zwischenfälle nur eben hinreichend, die Nerven in der erwünschten Spannung zu erhalten.

Bei der Seichtheit des Wassers kann die Jagd mit der Harpune in dieser Region nur von einem ganz kleinen, flach gehenden Boote aus betrieben werden, und man begreift, daß es schon eine nicht geringe Geschicklichkeit voraussetzt, sich an der äußersten Spitze eines solchen, heftig schwankenden Fahrzeuges im Gleichgewicht zu erhalten und trotz des unsicheren Standortes das schwere Eisen mit der erforderlichen Kraft und Sicherheit zu handhaben.

Die gebräuchliche Jagdwaffe ist genau derjenigen nachgebildet, deren sich die Walfänger bedienten, bevor man zur bequemeren Vernichtung der tran- und fischbeinreichen Meeresriesen Kanonen und Sprenggeschosse zur Anwendung brachte. Sie besteht aus einem pfeilartigen, mit Widerhaken — etwa in der Form einer heraldischen Lilie — versehenen Eisen, das an einem ziemlich langen hölzernen Schaft befestigt ist. Das andere Ende des Schaftes wird mit einem starken Drahtseil, dem sogenannten Vorläufer, verbunden,

das ſich in ein Fangtau von möglichſt beträchtlicher Länge fortſetzt. Der Drahtſeilvorläufer iſt notwendig,



Ausſchau nach Seeteufeln.

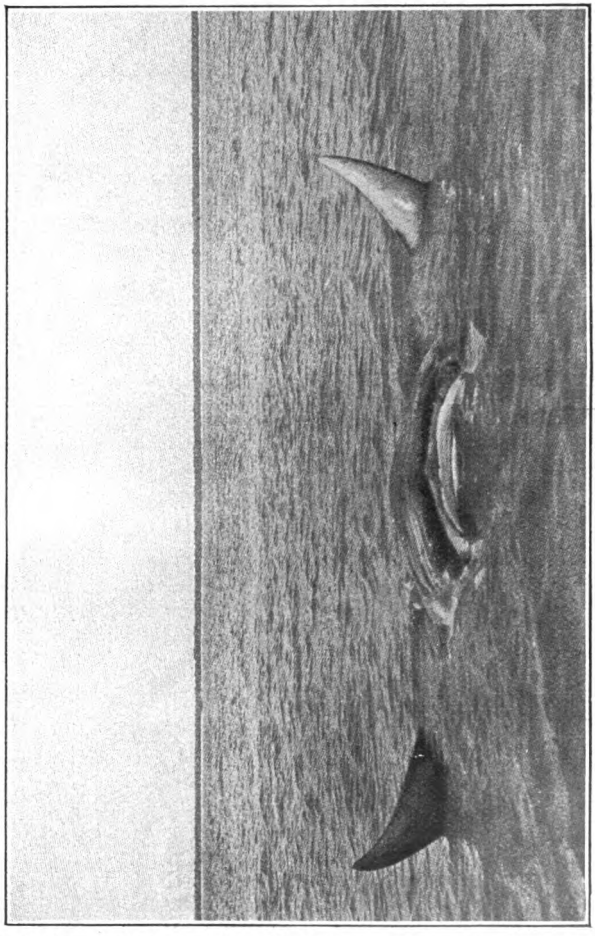
weil jedes gewöhnliche Tau beim erſten heftigen Anziehen des Fiſches an dieſer Stelle zu reißen pflegt,

und weil außerdem sowohl Haie als Sägefische beinahe immer versuchen, das Seil oberhalb des Harpunenschaftes abzubeißen.

Auf ein Festhalten des von der Harpune getroffenen Fisches ist selbstverständlich nur dann zu rechnen, wenn das Eisen tief genug in seinen Körper eingedrungen ist und wenn es sich außerdem in eine Stelle eingebohrt hat, die nicht, wie der sehr bewegliche hintere Teil des Rückens, dem verwundeten Tiere die Möglichkeit gewährt, sich durch eine energische Muskelanstrengung zu befreien. Daß es nicht leicht ist, diese Voraussetzungen zu erfüllen, liegt auf der Hand.

Hat die charakteristische Rückenflosse eines Hais — bei dem haiartigen Sägefisch sind es deren zwei — oder der einem umgekippten Boote ähnliche schwarzbraune Rücken eines Riesenrochen dem ausspähenden Jäger verraten, wo er seine Beute zu suchen habe, so gilt es zunächst, sie nach allen Regeln der Kunst zu beschleichen. Größerer Vorsicht, Gewandtheit und Schnelligkeit bedarf es dazu allerdings nur dem Delphin gegenüber, der in seinen größeren Exemplaren von den Anhängern des Harpunensports ebenfalls unter das „jagdbare Wild" gerechnet wird. Denn dieser Pseudofisch aus der Familie der Zahnwale, der mit seiner unverwüstlichen Spiellust schon so manchem Schiffspassagier auf hoher See zu stundenlangem Ergötzen verholfen hat, ist von der Natur mit ungewöhnlich scharfem Gesichts- und Gehörsinn begnadet. Ihn zu überrumpeln, gelingt gewöhnlich nur dann, wenn man das Boot gegen den Wind bringen kann, während er sich eben anschickt, in eine Schar kleiner Fische einzufallen. Einzig seine ungeheure Gefräßigkeit kann ihn auf Augenblicke blind machen für die drohende Gefahr, wie ihn eben diese Gefräßigkeit

ja auch häufig zu seinem Verderben bis in die Uferbrandung und in den unter diesen Umständen unver-



Schwimmender Seeteufel.

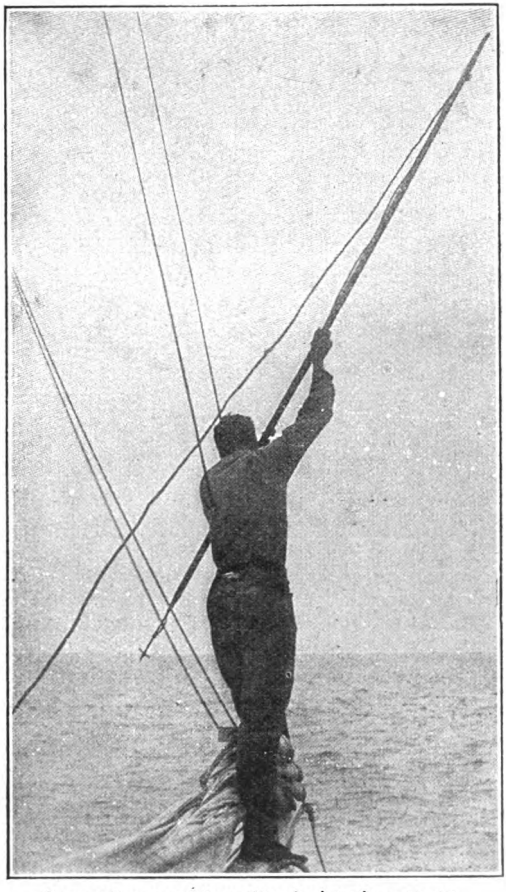
meidlichen Tod treibt. Leicht und widerstandslos ergibt sich übrigens auch der harpunierte Delphin nicht

in sein Geschick. Ist es ihm nach einigen verzweifelten Anstrengungen nicht möglich gewesen, sich zu befreien, so schießt er mit einer Schnelligkeit in die offene See hinaus, bei der den Männern in dem am Fangtau nachgeschleiften Nachen Hören und Sehen vergehen kann, und es bedarf nicht selten eines stundenlangen Kampfes, bevor er ermüdet genug ist, um sich unter schwacher Gegenwehr an das Fahrzeug heranziehen und töten zu lassen.

Aber es ist nicht der Delphin, auf den unsere Jäger es in erster Linie abgesehen haben. Er kommt in zu großen Mengen vor, als daß seine Erlegung für etwas Besonderes erachtet würde, und es haftet ihm außerdem selbst für ein Yankeegemüt noch immer etwas von jenem Nimbus an, der ihn zu einem besonderen Liebling der Alten machte und ihm noch heute bei etlichen fischfangtreibenden Naturvölkern eine gewisse Unverletzlichkeit sichert.

Viel lieber jagt man den Hai, „des Meeres Hyäne", und den ihm in der äußeren Erscheinung ähnlichen Sägefisch, den man mit Recht einen Rochen in Haigestalt genannt hat. Beides sind üble Gesellen, denen man mit Fug die schlimmsten Schandtaten nachsagt, wenn auch vielleicht noch niemand mit eigenen Augen gesehen hat, daß der Sägefisch — wie's in den Naturgeschichten heißt — mit seiner zu einer scharfzähnigen Säge ausgezogenen Schnauze anderen großen Fischen und Walen Fleischstücke vom Leibe reißt oder ihnen gar den Bauch aufschlitzt, um die Eingeweide zu verzehren. Ihnen und dem langschwänzigen Stachelrochen bleibt die Aufmerksamkeit des Harpunierers in erster Linie zugewendet. Von der Größe, die alle Rochenarten in dem südlichen Teile des Atlantischen Ozeans erreichen, kann man sich nach den in euro-

päiſchen Gewäſſern heimiſchen kleineren Arten kaum eine zutreffende Vorſtellung machen. Eine Länge von



Harpunierer auf dem Bugſpriet einer Jacht.

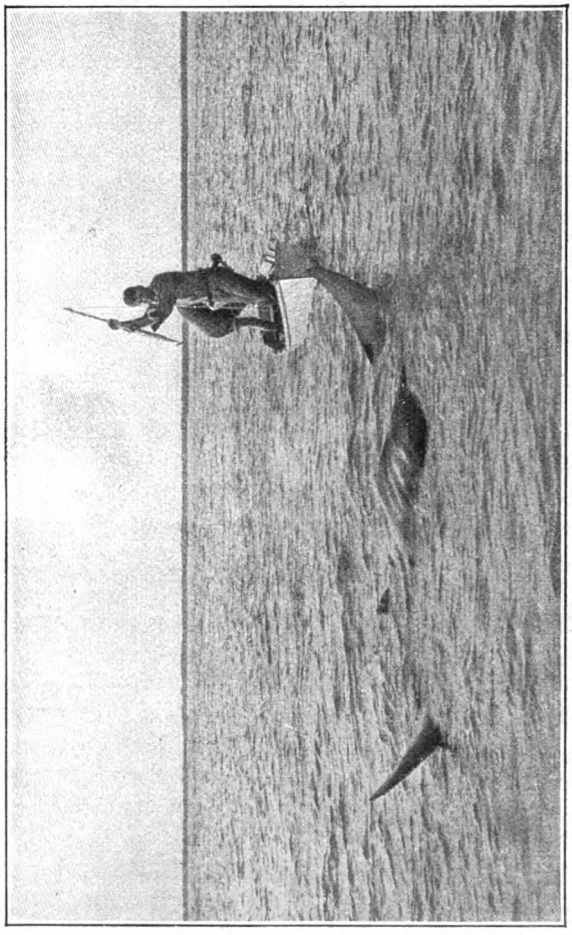
ſieben bis neun Meter und ein Gewicht von fünfhundert bis achthundert Kilogramm gehören da keines-

wegs zu den außerordentlichen Erscheinungen, und man kann sich denken, welchen Anblick ein derartiges Ungeheuer mit seinem riesenhaften Maule, seinem dornenbesetzten Rücken und seinen mächtigen, armartig beweglichen Seitenflossen gewährt.

Nur wenn die Harpune dicht hinter der ersten Rückenflosse tief in die ungeheure Fleischmasse des Körpers eindringt, kann man mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß der Fisch nicht mehr loskommt. Aber die Beweglichkeit des Tieres und die Strahlenbrechung des Wassers lassen den wenig Geübten beinahe immer sein Ziel verfehlen. Wenn das Eisen nicht am Ende gar ein paar Fuß hinter dem Jagdwild in den schlammigen Boden saust, trifft es zumeist nur den langgestreckten Schwanz, und die Folge eines solchen mißlungenen Angriffs ist zunächst ein schrecklicher Tumult, bei dem die Insassen des Bootes höchst freigebig mit Seewasser überschüttet werden und ihre liebe Not haben, das schwanke Fahrzeug vor dem Umschlagen sowie sich selbst vor den gefährlichen Schwanzschlägen des Untiers zu bewahren. Befindet sich ein ausnehmend erfahrener und geschickter Mann, dem es zudem nicht an der nötigen Geistesgegenwart mangelt, unter den Jägern, so gelingt es ihm wohl, mit einem oder etlichen raschen Beilhieben den Stachelschwanz des Rochen abzutrennen, worauf der unglückliche Verstümmelte dann regelmäßig sein Heil in schleunigster Flucht sucht; meist aber endet das Zusammentreffen mit dem Verlust des Eisens, nachdem ein paar Schwanzschläge den Schaft der Harpune zertrümmert haben.

Ist der Fisch dagegen gut getroffen, so versucht er zunächst das tiefere Wasser zu gewinnen. Haie und Sägefische werfen sich da auf die Seite, um das Tau, in dem sie instinktmäßig sofort ihren gefährlichsten

Feind erkennen, abzubeißen, und erſt, wenn das Drahtſeil ihrem furchtbaren Gebiß erfolgreich widerſtanden



Harpunieren eines Seeteufels vom Boote aus.

hat, wenden ſie ſich zu einer richtigen Flucht in die offene See. Weder Haifiſche noch gewöhnliche Rochen

sind stark und ausdauernd genug, um das Boot an dem in der schmerzenden Wunde steckenden Eisen über weite Strecken nach sich ziehen zu können. Sie ermüden in der Regel bald und werden dann an der in kleinen Zwischenräumen langsam aufgewundenen Fangleine näher und näher an das Fahrzeug herangezogen, um endlich mit Lanzen, Beilen oder auch mit einem wohlgezielten Schuß völlig erlegt zu werden.

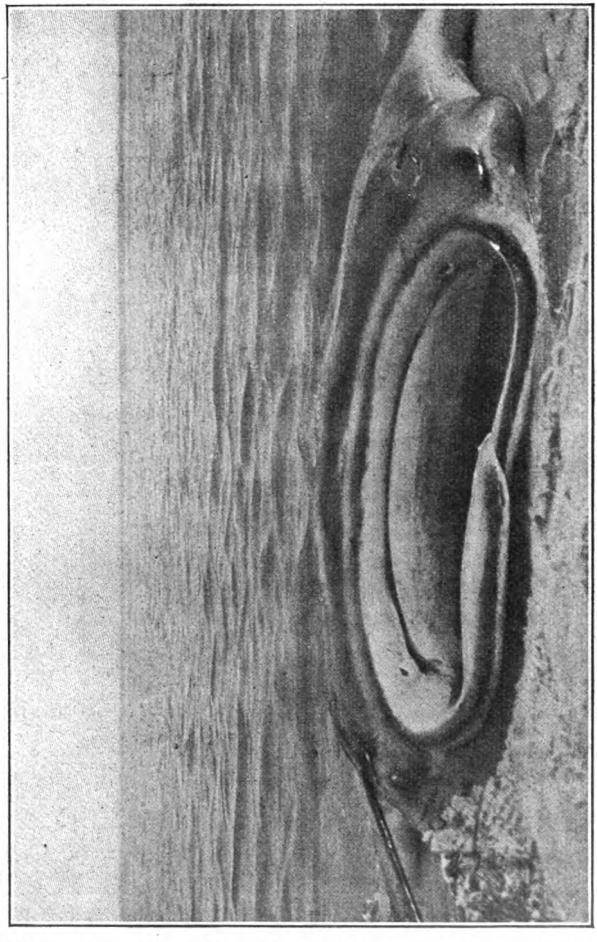
Man kann auf diese Weise recht wohl eine größere Anzahl von Riesenfischen während eines einzigen Tages töten, und nur in wenigen Fällen erachtet man es als der Mühe wert, die Leichname, die ja lediglich den Wert rasch vergänglicher Jagdtrophäen hätten, zu bergen. Man läßt sie vielmehr in die See hinausschwimmen, wo sie von ihren wenig wählerischen Artgenossen binnen kürzester Zeit bis auf das letzte Restchen aufgezehrt sind.

Was für den Festlandsjäger der Elefant oder der Löwe ist, das bedeutet dem mit der Harpune bewehrten Weidmann der „devil-fish“ oder Seeteufel, ein ebenfalls dem artenreichen Rochengeschlecht angehöriges Monstrum, von dessen anmutiger äußerer Gestalt unsere „nach dem Leben“ respektive „nach dem Tode“ aufgenommenen Abbildungen eine anschaulichere Vorstellung gewähren, als alle naturwissenschaftlichen Beschreibungen sie zu geben vermöchten.

Man kann diesem Meeresriesen gelegentlich längs der ganzen Küste des mexikanischen Golfes begegnen. Einer seiner Lieblingstummelplätze aber, wo man beinahe immer gewiß sein kann, auf wahre Prachtexemplare zu stoßen, ist ein etliche Seemeilen von der Küste entferntes, langgestrecktes Riff zwischen Sanibel Island und San Carlos Paß.

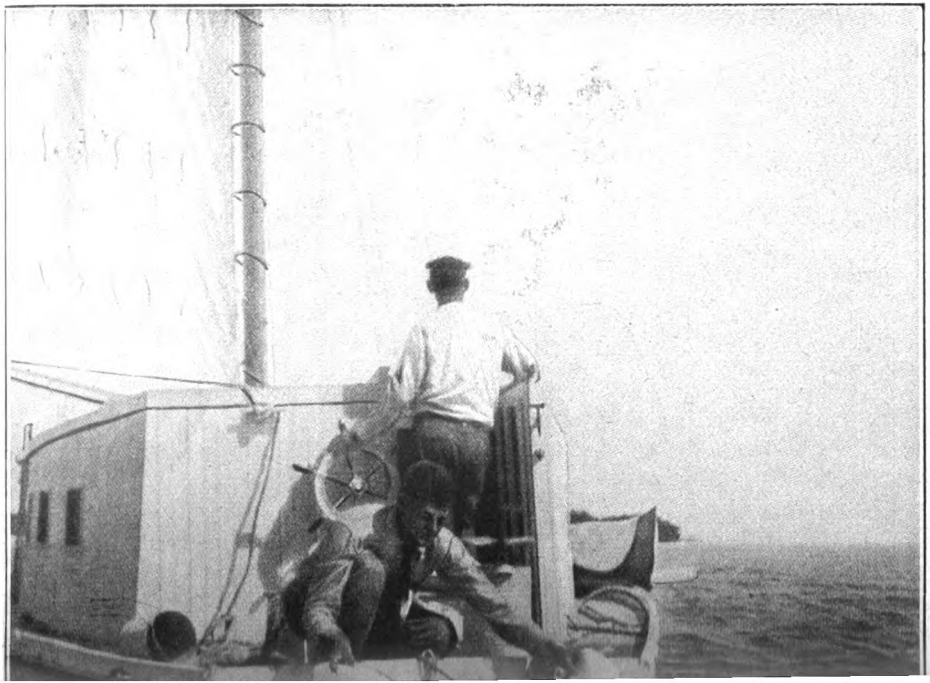
Man macht da wohl, wie es unsere Abbildung auf

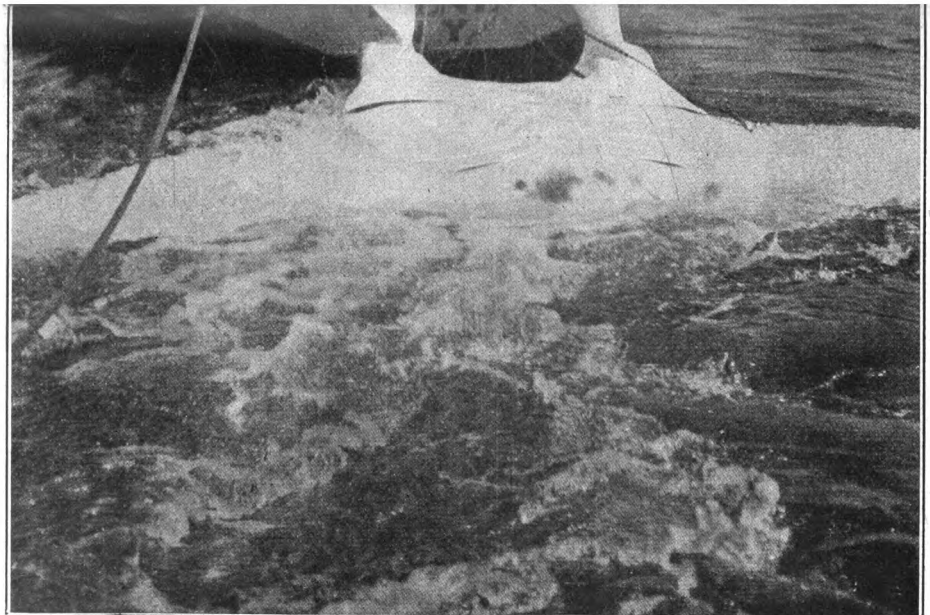
Seite 195 zeigt, gelegentlich den Verſuch, ihn vom Bugſpriet eines größeren Fahrzeuges, etwa einer



Blick in das Maul eines toten Seeteufels.

Schaluppe oder Dampfjacht, aus zu harpunieren. Aber dieſe Methode verſpricht einen Erfolg nur in den





Der getötete Seeteufel im Schlepptau der Jacht.

seltenen Fällen, wo der fliehende Fisch sofort die Fahrtrichtung des Schiffes einschlägt. Wendet er sich seitwärts, so ist der erste Ruck an der Fangleine regelmäßig so stark, daß sie bricht oder daß das Eisen aus dem Körper des Tieres gerissen wird. Denn der Seeteufel ist ein verzweifelt starker Bursche, dessen Kräfte seinen Körpermaßen von oft sieben Meter Länge und neun Meter Breite durchaus entsprechen. Mutige Männer jagen deshalb auch ihn, nachdem er von dem größeren Fahrzeug aus gesichtet wurde, nur mit Hilfe eines winzigen Nachens, der dem gewaltigen ersten Ruck williger nachgibt und sich dann ohne das natürliche Widerstreben eines schweren Schiffes ins Schlepptau nehmen läßt, bis die anfängliche Wildheit des erschreckten und aufgeregten Fisches einem ruhigeren und planmäßigeren Widerstande Platz gemacht hat.

Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, so macht man, wenn es noch angängig ist, allerdings den Versuch, die Fangleine an Bord des größeren Fahrzeugs zu bringen, denn es gehört nicht gerade zu den angenehmen und ganz unbedenklichen Dingen, sich von einem Meerungeheuer drei, vier oder mehr Stunden weit in die offene See hinausschleppen zu lassen, wenn man in einer Nußschale sitzt, die von jeder größeren Welle mit dem Umschlagen bedroht wird. Außerdem hat der Seeteufel seine besonderen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten, und die unerfreulichste davon ist, daß er dem Meeresgrunde zustrebt, sobald er die Hoffnung aufgegeben hat, sich durch Geradeausschwimmen zu befreien. Da pflegt er sich dann niederzulegen und in einer Unbeweglichkeit zu verharren, die auch die Geduld des langmütigsten Jägers auf eine unter den obwaltenden Umständen zu harte Probe stellen würde.

Um ihn an der Ausführung dieses Manövers zu

hindern, muß man ihn deshalb immer aufs neue durch heftiges Reißen an der Fangleine beunruhigen und in Aufregung verſetzen, wobei man natürlich zugleich das winzige Boot immer aufs neue in die Gefahr des Kenterns bringt. Erſt nach Verlauf einiger Stunden iſt der Seeteufel in der Regel ſo weit, daß man ihn langſam heranziehen kann, um ihm eine zweite Harpune in den Körper zu jagen.

An ein Erlegen iſt vor dem Eintritt völliger Ermattung nicht zu denken, und dieſe Ermattung tritt oft erſt dann ein, wenn er dreimal harpuniert worden iſt und dreimal das hoffnungsloſe Rennen um ſein verlorenes Leben begonnen hat. Ein wohltätiger Schuß pflegt dann ſeine Leiden zu enden, und ſelten wird ſich der erfolgreiche Jäger verſagen, den ungeheuren Kadaver hinter ſeinem Fahrzeug her an das Land zu ſchleppen, ſich ſelbſt zum Triumph und den Küſtenbewohnern zu kurzer Augenweide, denn ſchon nach wenigen Stunden pflegt der Seeteufel die ihm angetane Unbill durch die Entwicklung von Düften zu rächen, die ſeine Mörder gebieteriſch zwingen, den Leichnam als hochwillkommenen Leckerbiſſen den maſſenhaft herbeiſtrömenden Haifiſchen zu überlaſſen.

Wie die Sterne gewogen werden.

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuſchner.

Mit Abbildung. (Nachdruck verboten.)

Der Komet, der Ende Januar dieſes Jahres unangemeldet wie ein echter Vagabund des Weltalls zum großen Erſtaunen der Laien und noch mehr der Aſtronomen am Abendhimmel als eine immerhin ſehr auffällige Erſcheinung auftrat, hat mancherlei abergläubiſche Befürchtungen hervorgerufen, von denen man eigentlich nicht glauben ſollte, daß ſie heute noch in den Köpfen der Menſchen des zwanzigſten Jahrhunderts einen Widerhall erregen können. In noch höherem Maße gilt dies von dem in Fernrohren bereits ſichtbar gewordenen Halleyſchen Kometen, der im Mai dieſes Jahres in vorausſichtlich prachtvoller, lichtſtarker Geſtalt am Morgenhimmel ſichtbar werden wird. Der Pariſer Aſtronom Flammarion, nebenbei geſagt ein überſinnlich-ſpiritiſtiſcher Schwärmer jener Art, von der man oft nicht weiß, ob ſie wirklich alles glauben, was ſie ſagen und ſchreiben, oder ob ſie ſich nur an den barocken Galoppſprüngen ihrer wildgewordenen Phantaſie berauſchen, hat aus dem Spektrum des Kometen, das die Abſorptionsſtreifen des Zyan erkennen läßt, die Möglichkeit abgeleitet, daß die ganze Menſchheit an Blauſäurevergiftung

sterben wird, wenn die Erde durch den Schweif des Kometen hindurchgehen wird. William Booth endlich, der einundachtzigjährige Stifter der Heilsarmee, hat sogar einen Zusammenstoß prophezeit, bei dem unser Stern in Trümmer gehen oder in eine glühende Gaswolke sich verwandeln wird.

Demgegenüber kommt die Astronomie mit der Entgegnung, daß die Erde erst vor wenigen Jahrzehnten durch einen Kometen mitten hindurchgegangen ist, ohne auch nur den geringsten Schaden zu nehmen, und wendet hinsichtlich der Gefahr der Blausäurevergiftung ein: Ja, was kann es denn für schlimme Folgen haben, wenn von der ungeheuer dünnen Materie des Kometenschweifes auch wirklich etliche hundert oder tausend Kubikkilometer Blausäuregas in die Erdatmosphäre übergehen sollten, die ein Gewicht von nicht weniger als 6 Billionen Tonnen hat und sich als Schutzmantel über die Rundung des 600 Trillionen Tonnen schweren Erdballs legt? Dann gibt es vielleicht auch hie und da einige Angstmeier, die wähnen, daß alle Fische im Bodensee sterben müssen, wenn jemand den Streich ausübt, ein Kilogramm Zyankali in die Fluten des Schwäbischen Meeres zu schütten!

Die Logik dieses Analogieschlusses ist von zwingender Folgerichtigkeit; aber — Scherz beiseite — wer vermag zu beweisen, daß die Substanz des Kometenschweifes wirklich so dünn ist, daß unsere atmosphärische Luft im Vergleich mit ihr ein außerordentlich grober und schwerer Stoff genannt werden kann? Wer besitzt ferner eine solch ungeheure Riesenwage, daß er in eine Wagschale die Erde, in die andere aber so viel Gewichte legen könnte, bis sich beide im Gleichgewicht hielten?

Der erstgeforderte Beweis ist ungemein leicht zu erbringen; denn immer wieder, wenn ein Komet am Himmel steht, machen die Astronomen die Wahrnehmung, daß selbst das Licht der kleineren und kleinsten Fixsterne fast ungebrochen und ohne Abschwächung durch die Nebelhülle und den Schweif des Kometen hindurchdringt, was ganz unmöglich wäre, wenn jene auch nur den tausendsten Teil der Materie enthielte wie die in der Quecksilberluftpumpe bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit verdünnte Erdenluft, die immerhin bei größerer Erstreckung für jeden Himmelskörper ein so großes Hindernis abgeben würde, daß sämtliche Bauwerke von Menschenhand sofort einstürzen müßten und die Erdatmosphäre glühend werden würde.

Aber auch die zum Wiegen des Erdballs geeignete Wage ist schon längst erfunden, ja sie funktioniert sogar mit außerordentlicher Genauigkeit und geht in ihrer Leistungsfähigkeit noch weit über das von ihr Verlangte hinaus, indem sie uns sogar die Möglichkeit bietet, nicht nur die immerhin schon beträchtlich schwere Mutter Erde zu wiegen, sondern auf indirektem Wege das Gewicht sämtlicher anderen Mitglieder unseres Planetensystems festzustellen.

Hier tritt uns also die paradox erscheinende Tatsache entgegen, daß menschlicher Scharfsinn einen weitentfernten Stern wiegen kann, und um die Paradoxie auf die Spitze zu treiben, ist diese Sternenwage keineswegs ein großer schwerer Apparat mit immensem Gewicht und Ausdehnung, sondern in ihrer neuesten Gestalt so klein und leicht, daß man sie bequem in einen Handkoffer packen und mit sich tragen könnte, wenn sie nicht leider gebrechlich wäre wie feinstes Glasgespinst, das man vor jeder Erschütterung be-

wahren muß. Wir wollen uns also ein Viertelstündchen mit der Frage beschäftigen, wie der Astronom die Welten wiegt.

Selbstverständlich ist von dem Endergebnis einer solchen Wägung nicht zu verlangen, daß sie ein bis aufs Tüpfelchen genaues Resultat gibt. Auch die Hausfrau verlangt nicht, daß das Pfund Zucker, das sie im Laden kauft, genau fünfhundert Gramm und nicht mehr und nicht weniger wiegt. Bei der Wägung eines großen Himmelskörpers kommt aber außerdem noch hinzu, daß er fortwährend Gewichtsveränderungen erleidet, weil Teile seiner Atmosphäre bei der schnellen Bewegung durch den Himmelsraum ununterbrochen losgerissen werden und verloren gehen, während ebenso unausgesetzt große Mengen kosmischen Staubes und großer und kleiner Meteore teils als Gas in der Atmosphäre aufgehen, teils in fester Form zu Boden stürzen. Auf einige Trillionen Tonnen mehr oder weniger kann es also hier nicht ankommen; auch bei den feinsten chemischen Wagen, auf denen immer nur kleinere Quantitäten gewogen werden können, hört die Zuverlässigkeit jenseits der Hundertstelmilligramme auf.

Im übrigen aber unterscheidet sich das Verfahren des Astronomen prinzipiell von anderen Wägungen, und sein Instrument, die „Weltenwage", hat mit der des Kaufmanns ebensowenig gemein wie die Messung einer Fixsternentfernung durch Parallaxenbestimmung mit dem Meter oder der Elle.

Um einen Stern zu wiegen, muß man sich zunächst darüber klar werden, daß unter dem Gewicht eines irdischen Körpers, zum Beispiel eines Kilogramms Eisen oder eines zehn Pfund schweren Kürbis und dergleichen, nichts anderes zu verstehen ist als die An-

ziehungskraft, die von der Erde auf diesen Körper ausgeübt wird. Genau das gleiche gilt auch von allen frei im Raum schwebenden Himmelskörpern. Die Erde zieht nicht nur den Mond so stark an, daß er gezwungen wird, in seiner bekannten Bahn um sie herumzulaufen, sondern sie wird, wie die regelmäßigen, am Barometer ablesbaren, täglichen Luftdruckschwankungen beweisen, auch von ihm angezogen, und ebenso wird sie nicht nur durch die Sonne angezogen, die rund 324 000mal schwerer ist als die Erde, sondern übt auch auf diese trotz ihres so viel geringeren Gewichtes eine immerhin gut meßbare Anziehungskraft aus. Seit Kepler nun die seinen Namen tragenden drei fundamentalen Gesetze der Planetenbewegung entdeckte, und Newton in Ergänzung jener die verschiedenen Bahnmöglichkeiten nachwies und berechnete, die sich für einen Himmelskörper ergeben, der von einem anderen und schwereren angezogen wird, ohne in ihn hineinzustürzen, weiß die Astronomie, daß die von seiner Größe und Dichtigkeit abhängige Masse eines solchen Körpers zu seiner Entfernung von einem anderen Körper und der auf diesen ausgeübten Anziehungskraft in unabänderlichen gesetzmäßigen Beziehungen steht. Mit anderen Worten: sind einerseits die Ausmaße der Sonne oder eines Planeten und ihre Entfernungen, anderseits aber die Größe und Masse der Erde annähernd richtig festgestellt, so bedarf es nur der Auflösung eines Regel de tri-Exempels oder einer sehr einfachen Gleichung, um die Masse und das Gewicht jener Himmelskörper zu bestimmen. Das von dem Engländer Newton im Jahre 1682 ausgesprochene große und einfache Gesetz: „Jeder Körper zieht jeden anderen Körper an mit einer Kraft, deren Größe den Massen der Körper direkt und dem Quadrate

ihrer Entfernung umgekehrt proportional ist," ist die Formel, nach der sich das Gewicht der Himmelskörper bestimmen läßt. Über die Größen und Entfernungen aber gibt die messende Astronomie schon seit langem sehr genaue Aufschlüsse.

Schon vor Jahrhunderten hat man den Versuch, die Masse und das Gewicht des Erdballs zu bestimmen, unternommen, indem man untersuchte, um wievielmal die die oberste Erdrinde bildenden Gesteine schwerer seien als Wasser. Aus dem räumlichen Inhalt der Erdkugel, multipliziert mit dem spezifischen Gewicht der an der Erdoberfläche überwiegenden Gesteine, ermittelte man zwar eine ungefähre Gewichtsangabe, schon damals wurden aber Zweifel an ihrer Richtigkeit laut, weil man sich schon bei kurzer Überlegung sagen mußte, daß sich bei der Entstehung des Erdballs die spezifisch schwersten Stoffteile rings um den Mittelpunkt der Erdkugel gelegt haben mußten, während die leichteren an der Oberfläche blieben oder, um es mit anderen Worten auszudrücken, daß die Massen des Erdkernes wesentlich schwerer sein müßten als diejenigen, welche die Erdrinde bilden. Man mußte also durch andere Überlegungen zum Ziele zu gelangen suchen und hat zu diesem Zweck drei verschiedene Wege eingeschlagen, die auch hinsichtlich der Zuverlässigkeit der durch sie ermittelten Werte voneinander verschieden sind.

Wenn man an einer entsprechend tragfähigen und gleichzeitig sehr empfindlichen Federwage ein schweres, genau bestimmtes Gewicht, zum Beispiel einen Eisenbarren, aufhängt, der, am Meeresufer aufgestellt, den Zeiger der Wage bis zum Merkstrich 50 herabzieht, also, kurz ausgedrückt, genau 50 Kilogramm wiegt, so kann man die seltsame Beobachtung machen, daß der

Zeiger nicht auf 50 stehen bleibt, sobald man ein größeres Gewicht über der Wage aufhängt oder unterhalb des Eisenbarrens hinlegt. Im ersteren Falle sinkt nämlich der Zeiger nicht mehr ganz bis zum fünfzigsten Teilstrich herunter. Wenn dagegen unterhalb des Eisenbarrens schwere Metallmassen im Gewicht von vielen hundert Zentnern auf den Erdboden hingelagert werden, sinkt der Zeiger der Federwage um einen mit entsprechenden Vorrichtungen immerhin meßbaren Betrag unter den Fünfzigkilostrich herunter. Die Federwage zeigt also ein etwas höheres Gewicht an, das freilich nur kleine Bruchteile eines Grammes beträgt. Der Eisenbarren ist also, obwohl sonst an seiner Masse sich nichts verändert hat, um einen kleinen Betrag schwerer geworden, und zwar nicht nur scheinbar, sondern tatsächlich, und das aus leicht erklärlichen Gründen. Wirkte nämlich auf den Eisenbarren bei der ersten Wägung nur die Anziehungskraft der Erde allein, so ist bei der zweiten auch noch die Anziehungskraft der unter den Apparat gelagerten Massen wirksam geworden. Der ermittelte Unterschied gestattet nun einen rechnerischen Vergleich zwischen der Anziehungskraft der Erde und der hinzugekommenen Metallmassen, aus dem man nun nach dem oben mitgeteilten Newtonschen Gesetz das absolute Gewicht der Erde gleich annähernd 6600 Trillionen Tonnen bestimmen kann.

Der oben beschriebene Versuch, der schon unzählige Male wiederholt worden ist, sieht in der Theorie sehr einfach aus. In der praktischen Ausführung dagegen müssen zahllose Vorkehrungen getroffen werden, um alle nur denkbaren Fehlerquellen auszuschließen, und wenn der messende Gelehrte in jahrelang dauernder Vorbereitung des Versuches auch alles, was in seinen

Kräften steht, getan zu haben glaubt, um Nebensächlichkeiten auszuschließen, die das Endergebnis fälschen könnten, macht zuweilen doch noch ein nicht vorauszusehender boshafter Zufall einen Strich durch sein mühevolles Beginnen. So hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, Professor Boys in Oxford in jahrelanger Arbeit alles vorbereitet, um eine besonders sorgfältige Erdwägung vorzunehmen. Gerade als der Versuch begann und die Wage zu spielen anfing, klang ein fernes Erdbeben, das seinen Mittelpunkt jenseits des Ozeans in einem fremden Erdteil hatte, in seinen letzten feinen Schwingungen in England aus, und die überaus empfindliche Wage machte so bedeutende Sprünge, daß das Resultat gänzlich unbrauchbar war und der Versuch wiederholt werden mußte. Dabei war das Erdbeben so schwach gewesen, daß es nirgendwo anders in England wahrgenommen wurde und nur durch das Hin- und Herschnellen des Zeigers an der Federwage festgestellt werden konnte.

Eine andere Methode der Erdwägung beruht darauf, daß man mit Hilfe genau schwingender Pendel an verschiedenen Orten der Erdoberfläche die Schwerkraft bestimmt. Wenn man ein solches Präzisionspendel dicht neben einem vereinzelt stehenden großen und steilen Berge aufhängt, dessen annähernd regelmäßige Gestalt eine Bestimmung seines Rauminhalts möglich macht, während man aus Gesteinsbohrungen die spezifische Schwere der Bergmassen und deshalb auch das ungefähr richtige absolute Gewicht des Berges bestimmen kann, so wird man bemerken, daß das Pendel nicht mehr lotrecht nach dem Mittelpunkt der Erde zeigt, sondern weil das Gewicht des Berges eine seitlich wirkende Anziehungskraft auf das Pendel übt, sich ein wenig schief nach der Richtung des Berges in

der Ruhelage einstellt. Auch diese Lotabweichung, die natürlich, um einen möglichst fehlerfreien Mittelwert zu gewinnen, durch zahlreich wiederholte Versuche festgestellt werden muß, ist ein Maß für das Verhältnis der Anziehungskräfte, mit denen die Erdkugel und die Masse des Berges auf das Pendel wirken. Da die Masse des Berges und die Entfernungen des Pendels vom Erdmittelpunkt und dem Schwerpunkt des Berges bekannt sind, läßt sich auch aus diesen bekannten Größen die unbekannte Masse der Erde rechnerisch feststellen. Die Ergebnisse sind jedoch nicht befriedigend, da Schwerkraftmessungen dieser Art, die in verschiedenen Gebirgsgegenden in Schottland, in Norwegen, im Kaukasus und im Himalaya ausgeführt wurden, zu außerordentlich unstimmigen Resultaten geführt haben, deren Abweichungen im wesentlichen darauf beruhen, daß man den Gang der Erdschichten und damit auch das Gewicht des Berges niemals mit der erforderlichen Genauigkeit bestimmen kann. Man hat zwar dabei die für die Erdbebenkunde sehr wichtige Tatsache ermittelt, daß fast überall unter oder dicht neben hohen Kettengebirgen ungeheure Hohlräume im Erdinnern vorhanden sind, für eine zuverlässige Erdwägung aber mußten andere Untersuchungsmethoden angewendet werden.

Man mißt die Schwingungsdauer eines Pendels, das man bei dem ersten Versuche auf der Erdoberfläche, dann aber auf der Sohle eines tiefen Bergwerksschachtes schwingen läßt, wobei die Schwingungsdauer durch elektrische Kontakte bis auf Bruchteile von Hundertstelsekunden genau gemessen werden kann. Die Schwingungen haben, wenn das Pendel auf der Erdoberfläche arbeitet, eine kürzere Dauer als die des tief unten im Bergwerk aufgestellten Pendels, weil

am Boden des Schachtes die Masse der Erdkugelschale, die der Tiefe desselben entspricht, für die Anziehungskraft verloren geht, ja sogar ihr direkt entgegenarbeitet, während auf der Erdoberfläche das gesamte Gewicht der Erdkugel mit seiner Anziehungskraft in Wirksamkeit tritt. Weil man in diesem Falle die Tiefe des Schachtes absolut genau bestimmen kann und auch viel genauer das spezifische Gewicht der die Verlangsamung des Pendels verursachenden Kugelschale kennt, erhält man durch Rechnung für das Gewicht der Erde auch ein viel genaueres Resultat.

Auch durch Messung der Anziehungskraft der Erde mittels des Pendels auf großen Bergeshöhen, wo das Pendel erheblich langsamer schwingt als in der Ebene, läßt sich das Gewicht der Erde annäherungsweise bestimmen. Am zuverlässigsten aber arbeitet die sogenannte Drehwage. In früheren Zeiten baute man sie aus einem dünnen, in seinem Schwerpunkte frei aufgehängten Holzstabe, dessen beide Enden mit zwei gleich großen und schweren Bleikugeln montiert waren. Dieses Horizontalpendel wurde zwischen zwei schweren, möglichst gleich großen Körpern angebracht und durch einen leichten, seitlichen Anstoß aus der Gleichgewichtslage gebracht. Man konnte sodann aus der Vergleichung seiner Schwingungen mit denen eines weitab aufgestellten gewöhnlichen, senkrechten Pendels das Gewicht der Erde weit genauer berechnen. Als es aber vor einigen Jahren der Technik glückte, Bergkristall im elektrischen Lichtbogen zu schmelzen und zu so unendlich feinen Quarzfäden auszuziehen, daß aus einem Stückchen Bergkristall von der Größe eines Sandkornes ein Faden von mehr als tausend Kilometer Länge entsteht, gelang es dem obengenannten Professor Boys, eine Drehwage zu konstruieren, die alle ihre Vorgängerinnen

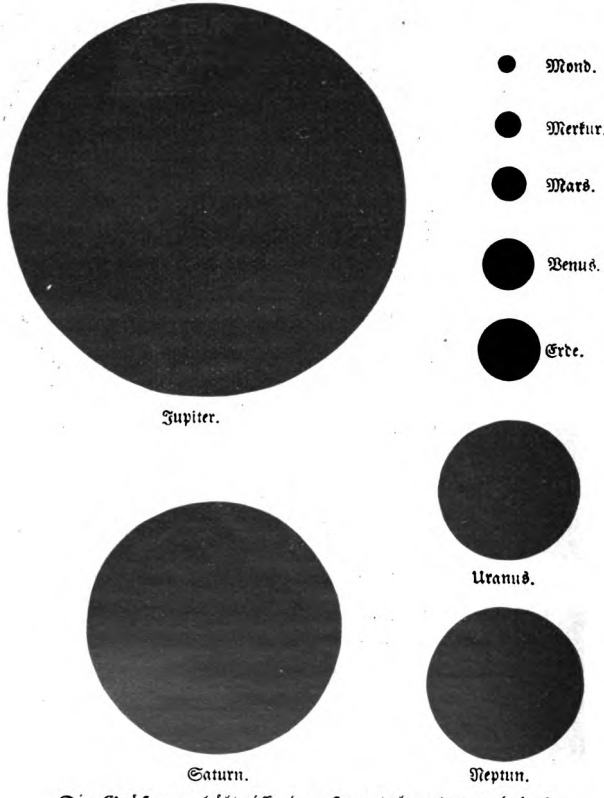
um das Vielhundertfache an Empfindlichkeit überragt und, wie schon gesagt, in einem Handkoffer Platz finden könnte, wenn ein so überaus zartes und gebrechliches Instrument überhaupt einem solchen anvertraut werden könnte und nicht vielmehr auf einem Fundament von Radiergummiblöcken aufgestellt werden müßte, damit es nicht bei der leisesten Bodenerschütterung, zum Beispiel durch die Schritte eines unvorsichtig umhergehenden Menschen, zertrümmert werden soll. Nachdem Cavendish vor mehr als hundert Jahren das spezifische Gewicht der Erde auf 5,493 bestimmt hatte, hat Professor Boys mit seiner eben beschriebenen Quarzfadenwage diesen Wert gleich 5,527 gefunden, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß in absehbarer Zeit ein noch genauerer Wert ermittelt werden wird.

Hieraus ergibt sich ohne weitere Umschweife eine ganze Menge interessanter Schlüsse. Wenn die oberen Erdschichten ein durchschnittliches spezifisches Gewicht zwischen 2 und 3 (auf Wasser gleich 1 bezogen) besitzen, muß der Erdkern ein entsprechend höheres besitzen, das wahrscheinlich zwischen 7 und 8 liegt. Es ist deshalb, was übrigens auch den beobachteten magnetischen Erscheinungen entspricht, mit großer Sicherheit anzunehmen, daß schon wenige hundert Kilometer unter der Erdoberfläche eine Zone voll reichster Eisenerze beginnt, die wahrscheinlich weiter gegen den Erdmittelpunkt in reines Eisen übergehen. Für das Gewicht der Erde aber ergibt sich folgendes: Ein Kubikkilometer Wasser wiegt bekanntlich 1,000,000,000mal mehr als ein Kubikmeter Wasser, der ein Gewicht von einer Tonne (gleich 20 Zentner) hat. Er wiegt somit eine Milliarde Tonnen. Ein Kubikmeter Erde (einschließlich der Meere) von dem durch Professor Boys ermittelten Durchschnittsgewicht von 5,527 wiegt somit 5,527,000,000

Tonnen. Da aber der Kubikinhalt der Erde gleich 1,082,841,320,000 Kubikkilometer zu setzen ist, ergibt sich für den Erdball mit Ausschluß der Atmosphäre das Gewicht von 5,984,862,700,000,000,000,000 Tonnen oder rund gerechnet 12 Quadrillionen Pfund, die sich bei Einrechnung des Gewichtes der irdischen Atmosphäre noch um weitere 5,819,600,000,000 Tonnen erhöhen.

Auf Grund des hiermit ermittelten Erdgewichtes lassen sich nach dem Newtonschen Gesetz auch die Gewichte sämtlicher ständigen Mitglieder unseres Planetensystemes annähernd berechnen. Die Rechnung in Tonnen oder gar Pfunden führt hier selbstverständlich zu Zahlen, denen gegenüber das menschliche Vorstellungsvermögen gänzlich versagt. Wir setzen deshalb das Gewicht der Erde als Normalgewicht gleich 1 und können nun mühelos berechnen, daß die Masse des sonnennächsten Planeten Merkur nur $^1/_{23}$ von der der Erde beträgt, während sein spezifisches Gewicht mit $4{,}_{61}$ nur um ein geringes hinter dem der Erde zurückbleibt. In analoger Weise ergeben sich für Venus $^4/_5$ der Erdmasse und eine spezifische Dichtigkeit von 5, also Verhältnisse, die den irdischen sehr nahe kommen, für den Erdenmond $0{,}_{0103}$ beziehungsweise $3{,}_{36}$ und für Mars $^1/_{10}$ beziehungsweise $3{,}_{89}$, für Jupiter dagegen 310 beziehungsweise $1{,}_{33}$, für Saturn 93 beziehungsweise $0{,}_{72}$, für Uranus 14 beziehungsweise $1{,}_{28}$ und für Neptun endlich 17 beziehungsweise $1{,}_{17}$. Weit übertroffen werden sie selbstverständlich von der Sonne, deren Masse der von 324,000 Erdkugeln gleichkommt, während ihre spezifische Dichtigkeit sich nur auf $1{,}_{39}$ beläuft. Letztere ist freilich ebenso wie die der außerhalb der Marsbahn stehenden Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun nur eine Täuschung, weil sie sämtlich von einer sehr dichten glühenden

Gashülle beziehungsweise wolkenreichen Atmosphäre umgeben sind, von deren Dicke wir keine Kenntnisse haben, so daß wir auch über die Maße des feuerflüssigen



Die Größenverhältnisse der Hauptplaneten und des Erdenmondes.

beziehungsweise festen Kernes dieser Himmelskörper gänzlich im unklaren sind.

Eine bessere Vorstellung, als sie für den Laien auf

Grund dieſer hier freilich unentbehrlichen Zahlen möglich iſt, können wir uns von den hier in Frage kommenden Maſſen machen, wenn wir uns die hier genannten Himmelskörper als Eiſenkugeln von gleicher Maſſe vorſtellen. Es ergeben ſich dabei Kugeln, deren größte Durchſchnitte in beiſtehender Tafel eingetragen ſind, wobei zum richtigen Verſtändnis zu bemerken iſt, daß der Kugeldurchſchnitt der Sonne im Formate dieſes Bandes überhaupt nicht darſtellbar iſt, weil ſein Durchmeſſer 69mal größer gezeichnet werden müßte als der der Erde.

Gänzlich verſagt hat die Sternenwage der Aſtronomen gegenüber der Aufgabe, das Gewicht der Fixſterne feſtzuſtellen. Von dieſen fernen Sonnen iſt bisher nur bei hundert von ihnen die Entfernung und obendrein auch nur mit großen Fehlermöglichkeiten bekannt, und nur wenn ſie als Doppelſterne einen Begleiter haben, iſt es bis jetzt möglich geweſen, die relativen Maſſen zueinander annähernd zu beſtimmen. Eine abſolute Maſſenberechnung iſt hier noch ein Problem, an dem ſich die Aſtronomen der Zukunft die Zähne ausbeißen oder Lorbeeren ernten können.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Audienz im Marſtall. — In den zwanziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts ſollte von Berlin aus eine neue Poſtlinie nach entfernten preußiſchen Städten eröffnet werden, die durch die Gebiete einiger kleiner Fürſten führte, deren Genehmigung dazu eingeholt werden mußte. Trotz vielen Hin- und Herſchreibens war aber von einem der Potentaten die Genehmigung nicht zu erlangen, weshalb der Poſtdirektor der preußiſchen Station, welche jenem fürſtlichen Gebiete am nächſten lag, den Auftrag erhielt, in einer Audienz bei Seiner Durchlaucht die beſtehenden Bedenken zu zerſtreuen. Der Poſtdirektor reiſte alſo nach der fürſtlichen Reſidenz und erhielt die erbetene Audienz für den folgenden Vormittag elf Uhr bewilligt.

Zur feſtgeſetzten Stunde betrat er das Schloß, wo ihm der Kammerdiener mitteilte, daß Sereniſſimus ſich im Marſtalle befinde, um zwei neue Iſabellen zu beſichtigen, welche geſtern aus Norwegen eingetroffen ſeien. Auf die Bemerkung des Poſtdirektors, er wolle dann warten, bis Durchlaucht ins Schloß zurückgekehrt ſei, erwiderte der Kammerdiener: „Nicht doch, mein Herr, Durchlaucht erteilt mit Vorliebe Audienzen im Marſtall. Begeben Sie ſich nur dahin!“

„Sie ſcherzen wohl?“ meinte der Poſtdirektor.

„Keineswegs! Bemühen Sie ſich nur nach dem Marſtall, es ſchlägt eben elf Uhr, und Seine Durchlaucht lieben die Pünktlichkeit. — Doch noch eines, Herr Direktor, rauchen Sie?“

„Ja gewiß!“

„Verſtehen Sie auch Ringel zu blaſen?“

„Auch das! Ich habe es darin ſogar ziemlich weit gebracht. Aber warum —“

„Nehmen Sie dann eine meiner Pfeifen und treten Sie

rauchend und ringelblasend in den Marstall, Sie werden sich durch diese Fertigkeit in angenehmster Weise bei Seiner Durchlaucht einführen."

Er drückte dem Direktor eine angezündete Pfeife in die Hand und schob ihn sanft auf den Hof hinaus.

Da stand nun der Postdirektor in Galauniform mit brennender Pfeife und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Indessen, es war keine Zeit zu verlieren, durch längeres Zögern konnte die fürstliche Gnade verscherzt werden. Der Kammerdiener hatte alles so ganz ernsthaft vorgebracht, und den Kopf würde es wohl nicht kosten. So dachte der Postdirektor und schritt rauchend durch das Haupttor, den Dreimaster unter dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Pfeife, in den Marstall und verbeugte sich tief vor einer Gruppe Herren, die im Hintergrunde um zwei Isabellen versammelt waren.

Das Gespräch verstummte, und ein ältlicher Herr im Jagdkostüm mit großen Reitstiefeln und einer Reitgerte schritt dem Ankömmling entgegen. Dieser tat einen kräftigen Zug aus der Pfeife, stieß drei oder vier Rauchringel, einer schöner als die anderen, in die Luft und sprach: „Durchlauchtigster Fürst —"

In stummer, fast ehrfurchtsvoller Bewunderung blieb der Fürst mehrere Schritte vor ihm stehen, bald die Ringel, bald den Bläser anblickend, und ein wohlwollendes Lächeln strahlte von seinem Gesicht. Dann schüttelte er dem Ringelbläser die Hand und sagte: „Wohl der preußische Postdirektor? Er gefällt mir, kann ja ganz süperbe Rauchringel blasen, wirklich ganz süperbe! Liebe dergleichen ganz außerordentlich, exerziere diese Fertigkeit auch, habe es aber kaum so weit gebracht wie Er. Wollen doch einmal sehen."

Er winkte einem Stallbedienten, und dieser brachte zwei Schemel und eine lange Pfeife, welche sich Serenissimus anzünden ließ. „So," sagte er zu dem verblüfften Postdirektor, „setze Er sich da mit mir hin, wollen einmal zusammen blasen."

Beide setzten sich, und nun begann zwischen den Pferdeständen ein Wettblasen, so daß sich der vordere Teil des Marstalls in kurzer Zeit mit bläulichen Rauchwölkchen anfüllte. Dieses

seltene Schauspiel lockte die Bediensteten des Marstalles herbei, und bald waren die beiden Rauchringelwettkämpfer von einem Schwarm von Bereitern, Stalldienern, Kutschern und Reitknechten mit dem Stallmeister an der Spitze umgeben. Es wurde von beiden Seiten Großes geleistet, das Vorzüglichste aber entschieden von dem Postdirektor. Bei besonders gelungenen Ringeln desselben klatschte Seine Durchlaucht vor Vergnügen mit der Reitgerte an die Jagdstiefel und rief: „Süperb, wirklich ganz süperb!“

Inzwischen neigte sich der Inhalt der Pfeifen dem Ende zu, und es würde wahrscheinlich mit frischgefüllten Pfeifen weitergekämpft worden sein, wenn nicht urplötzlich eine ungeahnte Unterbrechung eingetreten wäre. Im Bogen von oben kommend ergoß nämlich ein Stalleimer seinen Inhalt über die Zuschauer des Rauchringelwettkampfes, und schließlich stürzte mit schwerem Krach der Stalleimer neben dem Fürsten nieder. Die Dienerschaft hatte bei dem Zusehen die beiden Isabellen, die nicht angebunden waren, vergessen. Durch den starken Tabakdampf waren die Tiere scheu geworden, und eines derselben hatte ausgeschlagen und einen Wassereimer emporgeschleudert. Das Sturzbad, welches daraus niederfloß, wirkte wie eine einschlagende Bombe.

Auch der Fürst erhob sich von seinem Sitze mit den Worten: „Habe da meinen Ärger über die neuen Pferde. Kopf gut angesetzt, Beine schön und stark, aber der Hals nicht muskulös genug und unnatürlich gebogen, infam unnatürlich gebogen. Man muß nach ihnen sehen, hätte sie über Seine Kunstfertigkeit beinahe vergessen.“

Der Postdirektor schloß, daß die Audienz zu Ende sei, und da er noch keine Silbe von der Angelegenheit, die ihn hierher geführt, hatte anbringen können, so brachte er die Worte noch rechtzeitig hervor: „Aber Hochfürstliche Durchlaucht wollen huldreichst verzeihen, der Zweck, der mich hierher geführt hat —“

„Weiß schon, weiß schon, was Er will,“ rief der Fürst zurück. „Die Postroute will Er. Bewillige Ihm alles, Er kann's nun nach Berlin berichten. Habe wahrhaftig noch niemals so

außerordentlich schöne und süperbe Rauchringel gesehen, bin Ihm sehr gewogen und werde an Ihn denken."

Mit einem Händedruck entfernte sich der Fürst ins Innere des Marstalles.

Leichten Herzens und seelenvergnügt über die sonderbare Audienz mit ihrem glücklichen Ausgang fuhr der Postdirektor in seine Stadt zurück und berichtete das günstige Ergebnis nach Berlin.

Acht Wochen später lief die Post in der Stadt des Direktors zum ersten Male auf der neuen Linie ein. Unter den Gegenständen, die sie mitbrachte, befand sich auch ein Paket aus der Residenz des Fürsten, verschlossen mit dem Siegel des Kabinetts und adressiert an den Postdirektor. Es enthielt eine prachtvolle lange Pfeife aus feinstem Weichselholz mit kostbarer Spitze und schönem silberverzierten Kopfe. Auf dem silbernen Beschlage standen eingraviert die Worte: „Dem trefflichen Ringelraucher sein wohlaffektionierter fürstlicher Freund," und am Mundstück war das goldene Verdienstkreuz des fürstlichen Hausordens befestigt. E. T.

Ein pflügender Elefant. — Es ist bekannt, daß in Indien die Elefanten seit alters nicht nur als Reittiere, sondern auch als Arbeitstiere verwendet werden. Im Durchschnitt kann man einen Elefanten bereits im vierten Monat nach dem Einfangen zur Arbeit heranziehen. Man benützt die Elefanten zur Herbeischaffung von schweren Baustoffen, wie Balken und Steinen, oder spannt sie auch vor Wagen. In diesem letzteren Fall muß bei der Eingewöhnung sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden. Behandelt man einen Elefanten beim ersten Anschirren rücksichtslos, so geschieht es nicht selten, daß er sich niederlegt und plötzlich tot umsinkt. Die Hindus behaupten von einem solchen Elefanten, daß er an gebrochenem Herzen gestorben sei.

Man gebraucht in Indien sowohl männliche als auch weibliche Elefanten als Arbeitstiere. Die männlichen stehen bedeutend höher im Preis, da sie wegen der Stoßzähne auch zum Heben und Fortstoßen schwerer Lasten verwendet werden können, während die Weibchen, denen die Stoßzähne fehlen,

allein zum Ziehen brauchbar sind. Fast immer genügen die Befehle der Aufseher, um die Elefanten zur Verrichtung ihrer Arbeiten und zum Gehorsam anzuhalten.

Diese guten Erfahrungen in Indien haben jetzt den Leiter

Elefant vor dem Pflug.

des Londoner Zoologischen Gartens, George Sanger, zu dem Versuch ermutigt, einige Elefanten, die er auf seinem Gut Horley untergebracht hat, vor den Pflug zu spannen. In den Herbst- und Wintermonaten, in denen die Tiere in den

Warmhäusern zusammengepfercht werden müssen, fehlt ihnen die für ihre Gesundheit nötige Bewegung; dies war der zweite Grund für Sanger, den erwähnten Versuch zu wagen. Er ist durchaus gelungen, da die Elefanten sich beim Pflügen willig und arbeitsfreudig erweisen. Unter der Witterung haben sie selbst bei Stürmen nicht zu leiden, da England ein ausgesprochenes Seeklima besitzt, so daß wegen der mildernden Wärmeabgabe des Atlantischen Ozeans beispielsweise Fuchsien und Kamelien im Freien ausdauern können. Th. S.

Heldenmütige Dienstmädchen. — „Außer der Summe von zweihundert Pfund, die besagte Mary Garnett als lebenslängliche Rente beziehen soll, vermache ich ihr noch weitere tausend Pfund als Zeichen meiner Dankbarkeit für die Treue, die sie mir bei einer Gelegenheit erwiesen hat, bei der andere Freunde mich im Stiche gelassen haben."

So hieß es im Testament eines reichen englischen Bankiers namens Miller, der vor einigen Jahren starb. Miller hatte in einem nördlichen Vororte von London gewohnt und mit gutem Erfolge an der Börse spekuliert. Schließlich aber ereilte ihn das Unglück. Eines Abends kam er niedergeschlagen und totenbleich nach Hause. Er war ruiniert. Die Kaufleute in der Nachbarschaft hielten ihre Guthaben für gefährdet und drangen mit ihren Forderungen auf den unglücklichen Miller ein. Allerlei Gerüchte waren im Umlauf und kamen auch zu Gehör des Dienstmädchens in seiner Villa. Gegen hundertundzwanzig Pfund hatte sie sich gespart, und jetzt bat das Mädchen in rührenden Worten, Miller möge das Geld nehmen und sehen, was sich damit tun ließe.

„Wissen Sie denn auch," fragte Miller, „daß ich, wenn mir das Geld von Nutzen sein soll, damit spekulieren muß und es leicht dabei verloren gehen kann?"

„Wenn Sie es verlieren," erwiderte das Mädchen, „so habe ich mein Bestes getan. Ich glaube aber nicht, daß Sie es verlieren werden."

Und er verlor es auch nicht. Von diesem Tage an leuchtete ihm wieder sein Glücksstern, und das Unglück, das ihn verfolgt

hatte, schwand. Miller wurde reich und erwies sich auch dankbar. —

Ein Mädchen aus Cardiff, Margarete Evans, ging mit ihrem kleinen Schutzbefohlenen, einem Mädchen von drei Jahren, spazieren, als plötzlich bei einer Straßenecke ein Hund auf sie zurannte, dem eine erregte Menge mit dem Warnungsrufe: „Toller Hund!“ folgte. Zur Flucht war keine Zeit mehr. Eilig stieß das tapfere Mädchen das Kind hinter sich in einen Torweg, riß sich ihr Umschlagtuch ab, wickelte es sich um den Arm und stellte sich vor das kleine Kind. Der Hund biß das Dienstmädchen in den entgegengestreckten Arm, während sie mit der anderen Hand das Tier an der Kehle packte. Im nächsten Augenblick stürzte einer aus der Menge vor und versetzte der Bestie einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß sie tot zu Boden stürzte. Margarete Evans war ohnmächtig geworden. Man entfernte das Tuch von ihrem Arm. Der Biß des Hundes war nicht ins Fleisch gedrungen.

Als sie zum Bewußtsein kam, hörte sie das stürmische „Bravo“, mit dem die Umstehenden der Freude über ihre Rettung Ausdruck gaben. —

Die Treue und Hingebung, die ein Mädchen dem ihrer Obhut anvertrauten Kinde erwiesen hatte, führte vor ein paar Jahren zu einer vielbesprochenen Hochzeit in New York. Mister Emanuel West, der Sohn eines reichen Grundbesitzers, reiste auf einem Passagierdampfer von Boston nach New York. Das Schiff geriet in ein furchtbares Unwetter, und die unglücklichen Passagiere mußten in den Booten Rettung suchen. Bei solchen Gelegenheiten zeigt es sich, wessen Seele heldenmütig oder kleinlich ist. Der junge West war viel in der Welt umhergereist, um ein Mädchen zu finden, das seiner Liebe würdig wäre. Seine Hoffnung, wirklich ein solches zu finden, hatte er schon aufgegeben, als er sie bei diesem Schiffbruche ganz unerwartet entdecken sollte. Ein junges Kindermädchen war seinem Pflegling, einem hübschen, blondlockigen Jungen, der über Bord gefallen war, ohne Besinnen in das wildwogende Meer nachgesprungen. Man rettete beide, und Emanuel West hatte die Frau gefunden, nach der er so lange gesucht. J. C.

Was ist Toilette? — Zahlreiche Schriftsteller waren schon bemüht, das Wesen wahrer Eleganz in mehr oder minder geistvollen Artikeln zu schildern und damit Leitfäden für die herauszugeben, die in Welt und Gesellschaft sowohl durch ihr Äußeres als auch durch ihr Auftreten eine Rolle zu spielen wünschen. Keiner aber hat die wichtigsten Grundgesetze der Eleganz in solcher Kürze darzustellen verstanden wie Honoré de Balzac. Seine Ausführungen lauten folgendermaßen: „Die Toilette ist eine Wissenschaft, eine Kunst, eine Gewohnheit und ein Gefühl. Sie besteht aber nicht allein in der Kleidung selbst, sondern vor allem in der Art, sie zu tragen. Die Toilette darf nie ein Luxus, niemals auffallend sein; denn alles, was auffällt, ist geschmacklos. Wenn wir auf der Straße von Vorübergehenden aufmerksam gemustert werden, dürfen wir annehmen, daß wir schlecht oder geschmacklos gekleidet sind. Über die Mode hinauszugehen, bringt die Gefahr mit sich, zur Karikatur zu werden und sich hierdurch dem Spott auszusetzen. Die Toilette ist dazu bestimmt, Vorzüge des Körpers herauszuheben und Mängel desselben zu verdecken. Jede Überschreitung nach dieser oder jener Richtung hin ist daher ein großer Fehler. Die Hauptbedingung zur Entfaltung von Eleganz ist eine sorgfältige Pflege der Kleidung. Ein Riß ist ein Unglück, ein Flecken ein Laster." O. L.

Warum sich Ahnungen erfüllen. — Es gibt nicht wenige, sonst durchaus nicht abergläubische Menschen, die dennoch zu der Ansicht neigen, daß Ahnungen oftmals in Erfüllung gehen, und für diese Auffassung eine Reihe von Fällen aus ihrer eigenen Erfahrung anführen können, in denen sich Ahnungen in überraschender Weise bewahrheiteten. So wunderbar es uns erscheint, wenn sich eine Ahnung erfüllt, so natürlich ist doch vielfach die Erklärung dafür. Bei einer großen Anzahl von Ahnungen, die eintreffen, sind sicher Vorgänge in unserem Geist beteiligt, deren wir uns nicht bewußt werden.

Ein jeder wird schon gelegentlich die Ahnung gehabt haben, daß er einem Bekannten, den er lange Zeit nicht gesehen hat, begegnen wird. Und richtig — man trifft ihn. Zunächst wird es einen bestimmten Grund haben, wenn sich unsere Gedanken

auf eine Person richten. Nehmen wir bloß an, daß es sich nur um das Verlangen handelt, mit einem uns lieben Menschen wieder einmal zusammenzusein und mit ihm ein paar Worte auszutauschen. Die Folge dieses Verlangens wird dann die sein, daß wir im Laufe des Tages ganz unwillkürlich Orte aufsuchen, wo dieser Bekannte verkehrt und häufiger anzutreffen ist. Ohne daß wir uns dessen bewußt werden, tragen wir also selbst dazu bei, daß die Ahnung in Erfüllung geht, indem wir eben selbst für ihr Eintreffen günstige Gelegenheiten schaffen.

Der Zusammenhang zwischen Ahnung und Erfüllung kann aber in diesem Fall auch noch folgender sein. Wir gehen auf einem beliebten Promenadenweg spazieren. Plötzlich haben wir das Gefühl, daß wir hier noch unseren Freund O. treffen werden. In der Tat kommt er uns nach einiger Zeit entgegen. Auch bei dieser Erfüllung der Ahnung haben unbewußte Geistesvorgänge mitgewirkt. Ohne daß wir uns darüber klar wurden, wurden wir durch die Promenade, auf der wir uns ergehen, an unseren Freund O. erinnert, weil sie nämlich, wie uns bekannt ist, seinen Lieblingsspaziergang bildet und wir ihm schon häufig auf ihr begegnet sind. Hier erweckt also ein Ort, der für die Erfüllung der Ahnung höchst geeignet ist, durch eine unbewußte Erinnerung die Ahnung selbst, und weil die Verhältnisse für ihr Eintreffen an diesem Ort außerordentlich günstig liegen, so ist es dann kein Wunder, wenn sich unsere Ahnung tatsächlich verwirklicht.

Eine andere Reihe von Ahnungen hat den Kern, daß sich bei unseren beruflichen Angelegenheiten etwas Verdrießliches ereignen wird. Derartige Ahnungen haben wir überwiegend morgens nach dem Aufstehen. Zum Teil im festeren Schlaf, mehr aber noch in jenem Zustand des Halbschlafes, welcher dem Erwachen vorausgeht, arbeitet unser Geist eifrig. Es ist nun ganz selbstverständlich, daß er sich mit Dingen beschäftigt, die uns besonders am Herzen liegen. Er wird sich daher auch mit einer wichtigeren beruflichen Angelegenheit, die wir vorhaben, befassen, sie hin und her wenden, ihren möglichen Verlauf untersuchen und den Wahrscheinlichkeitsschluß ziehen. Das Ergebnis dieser sich vor uns unbewußt abspielenden Überlegung ist,

daß wir bei der betreffenden Berufsangelegenheit Schwierigkeiten haben werden. Jetzt wachen wir auf. In uns klingt noch ein dunkles Nachgefühl jener sichtenden Tätigkeit unseres Geistes nach. Da das Ergebnis dieser Überlegung für uns unangenehm war, so wandelt sich jetzt das verbliebene Nachgefühl zu einer Ahnung von etwas Unangenehmem um, und da sich die unbewußte Überlegung auf eine besondere berufliche Angelegenheit bezog, so richtet sich naturgemäß die Ahnung darauf, daß die zu erwartende Unannehmlichkeit sich bei der zu erledigenden Berufsgelegenheit ereignen wird. Wir selbst sind also in diesem Fall unbewußt der Anlaß zur Entstehung der Ahnung gewesen, und wenn sie sich nun später erfüllt, so tritt damit das ein, was die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat und was unser Geist schon im voraus als das mutmaßliche Ergebnis erkannt hat.

Ziemlich häufig kommen Ahnungen vor von drohender Erkrankung und bevorstehendem Tod. Eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten, namentlich von Konstitutionskrankheiten, tritt nicht plötzlich auf, sondern sie meldet sich durch leise Vorzeichen an. Wegen ihrer Geringfügigkeit werden diese Vorzeichen im Getriebe des Tages, wo unser Geist fortgesetzt auf die verschiedensten Interessen hin- und abgelenkt wird, nicht beachtet. Anders aber ist es in der Nacht während des Schlafes. Auch hier ist, wie erwähnt, unser Geist tätig, aber er führt mehr ein Innenleben, ist auf jeden Fall äußeren Einflüssen nur sehr wenig unterworfen und ist deshalb für körperliche Empfindungen außergewöhnlicher Art desto empfänglicher. Er wird demnach Schmerzgefühle und andere mit einer sich entwickelnden Krankheit verbundene Erscheinungen im Schlaf feiner und aufmerksamer wahrnehmen als im Wachen. Häufen sich diese Wahrnehmungen, die wir, ohne daß wir es wissen, im Schlaf machen, dann werden sie sich im Geist allmählich so einnisten, daß sie sich zu einer dumpfen Ahnung von einer nahenden Erkrankung verdichten.

Soweit der Tod die Folge einer Erkrankung ist, ist auch mit der vorstehenden Darlegung die Erklärung für die Entstehung einer Todesahnung und ihre Erfüllung gegeben. Denn

es handelt sich dann hier um die unbewußte Wahrnehmung schwererer und vielfältigerer Vorzeichen, die in unserem Geist einen desto nachhaltigeren Eindruck zurücklassen müssen und sich darum auch ganz von selbst zu einer Todesahnung zuspitzen.

Anders liegen indessen die Verhältnisse bei Todesahnungen von Soldaten am Abend vor einer Schlacht, von Seeleuten vor einer neuen Ausreise und dergleichen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die große Mehrzahl solcher Ahnungen nur deshalb in Erfüllung geht, weil sie vorher in den betreffenden Personen aus irgend einem, wahrscheinlich sehr unbedeutendem Grunde entstanden ist. Die Vorstellung, daß sie dem Tode verfallen sind, lähmt und hemmt das entschlossene Handeln dieser Leute unbewußt in Augenblicken der Gefahr, so daß sie ihr nun erliegen, während sie sie, wenn sie nicht von der Ahnung befallen und durch sie befangen gemacht worden wären, vielleicht vermieden hätten und so am Leben geblieben wären.

Zuletzt sei noch ein allgemeiner Grund für die vermeintliche häufige Erfüllung von Ahnungen angeführt. Es liegt im Wesen unseres Geisteslebens, daß alles Auffällige und Rätselhafte in unserer Erinnerung haften bleibt, dagegen alles Unwichtige vergessen wird. So erinnern wir uns denn auch aller Ahnungen, die zutreffen, zeitlebens, jene vielen anderen aber, die nicht in Erfüllung gehen, vergessen wir sehr bald. Auf diese Weise kann es dann kommen, daß ein unkritischer und leicht vergeßlicher Mensch zu der festen Überzeugung gelangt, daß sich seine Ahnungen stets erfüllt haben. Th. S.

Der Schwachkopf. — In einer Abendgesellschaft im Hause eines angesehenen Pariser Parlamentariers war mit einer Reihe von Kollegen aus dem Senat auch Viktor Hugo erschienen. Die Stunde, da man sich sonst gewöhnlich zu Tisch zu begeben pflegte, war längst verstrichen, und noch immer erschien nicht der Diener in der Flügeltür, um das heißersehnte „Es ist serviert!“ zu sprechen.

Ein Intimus des Hauses, Vizepräsident des Senats, nähert sich der anscheinend ein wenig nervösen Hausherrin und scherzt

lachend: „Habe ich mich geirrt? Ich dachte, wir wären zu Tiſch gebeten!“

Die Dame klagt ihm flüſternd ihr Leid: „Ach, es iſt etwas dazwiſchen gekommen. Wir waren vierzehn zu Tiſch, aber nun hat im letzten Moment mein Schwager abgeſagt. Ich habe jetzt nach einem vierzehnten geſchickt, denn unter den Gäſten iſt jemand, der ſich nie zu dreizehn zu Tiſch ſetzen würde.“

Einige Minuten ſpäter ſteht der Vizepräſident plaudernd bei Viktor Hugo, mit dem ihn alte Freundſchaft verbindet. „Wiſſen Sie,“ ſagt er zu dem Dichter, „warum wir nicht zu Tiſch gehen?“

„Nun?“

„Weil irgend ein Schwachkopf unter uns iſt, der Angſt hat, ſich zu Tiſch zu ſetzen, wenn nur dreizehn da ſind.“

Viktor Hugo richtete ſich hoch auf, mißt den Sprecher mit ſtrengem Blicke, und dann ſagt er in feierlichem Tone: „Dieſer Schwachkopf bin ich!“ O. v. B.

Neue Erfindungen. I. Japaniſcher Kaſten zur Nagelpflege. — Es iſt in neuerer Zeit mehr und mehr

Japaniſcher Kaſten zur Nagelpflege.

erkannt worden, daß neben der Pflege des Haares, des Mundes und der Zähne auch der Nagelpflege die nötige Beachtung zukommt.

Der Nagel bildet durch seine Lage und hornartige Beschaffenheit eine Schutzdecke der äußeren Teile einer jeden Hand und eines jeden Fußes; schon daraus ergibt sich, daß ihm ein Teil jener Sorgfalt zugewendet werden muß, die wir der Pflege unseres übrigen Körpers angedeihen lassen.

In der umstehenden Abbildung geben wir einen japanischen Kasten zur Nagelpflege wieder, der die notwendigsten Werkzeuge dazu enthält.

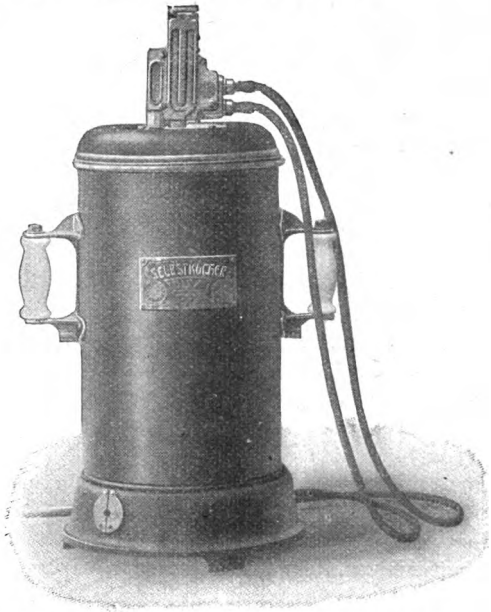
Dieses, von der Firma Herm. Konejung in Solingen hergestellte Erzeugnis ist ganz vorzüglich und dabei äußerst preiswert. Das Etui, innen mit Tuch ausgeschlagen, enthält eine Nagelschere, ein Hühneraugenmesser, eine Nagelfeile mit Nagelreiniger und Hautschieber und eine Pinzette. Das Schneiden der Nägel geschieht am besten nach dem Waschen, da sie dann erweicht sind. Der Nagelrand wird mit der Feile geglättet, und mit dem Reiniger werden die letzten Reste, die etwa zurückgeblieben sind, entfernt. Der Hautschieber dient dazu, die vorgewachsene Oberhautschicht zurückzudrücken, und unter Benützung von Polierpasta und Polierer erhalten die Fingernägel schließlich wirklich eleganten Hochglanz.

II. Duve-Kocher mit selbsttätiger Gasausschaltung. — Der Duve-Kocher eignet sich für alle Zwecke des Haushaltes, er ermöglicht die Herstellung jeder Speise und schließt die Gefahr des Nichtgelingens, infolge Anbrennens, vollständig aus. Die zum Kochen, Braten, Schmoren, Backen, Dünsten erforderliche Arbeit wird dabei auf eine sehr kurze Zeit beschränkt, und die eigenartige Konstruktion des Kochers schützt den Nährwert der Speisen vor Verlusten infolge Verkochens oder Verdunstens wichtiger Bestandteile.

Es sind hier in einfacher und zweckmäßiger Weise allgemeingültige heiztechnische Regeln und Erfahrungen derart angewandt, daß die von der Wärmequelle aufsteigenden Heizgase den eigentlichen Kochraum auf seiner ganzen Oberfläche umspülen; sie hüllen ihn gewissermaßen vollständig ein; hierzu kommt, daß die Wärmequelle einen Teil ihrer Wärme durch Strahlung an die als Rippenheizkörper ausgebildete Bodenplatte abgibt und von dieser an den Kochraum übergeht. Die

Wärme wirkt demnach vom Boden, von der Seitenwandung und vom Deckel zugleich, ein Vorteil, den kein anderer Kochapparat aufweiſt.

Beim Duve-Kocher geht keine Wärme nutzlos verloren, und es genügt für etwa vier Pfennig Gas, um eine vollſtändige Mahlzeit für mehrere Perſonen zu kochen.



Duve-Kocher mit ſelbſttätiger Gasausſchaltung.

Die Firma Duve-Kocher-Geſellſchaft m. b. H. in Berlin-Schöneberg, Hauptſtraße 9, ſtellt dieſen Apparat für jedes Brennmaterial her, für Gas, Spiritus, Petroleum, Glüh- oder Holzkohle, er iſt im Preiſe nicht der billigſte, aber der beſte und deshalb doch der rationellſte Kochapparat. Im Winter wirkt der Duve-Kocher als Wärmeofen und kann im Sommer als Kühlgefäß benützt werden. P. N.

Umgangenes Gesetz. — In verschiedenen Gegenden Indiens gilt es als Gesetz, daß in Familien mit mehreren Töchtern die jüngeren nicht vor der älteren heiraten dürfen. Verzögert sich dies glückliche Ereignis bei der ältesten Tochter und stellt sich bereits für eine jüngere ein Freier ein, so muß man das Gesetz in der Weise umgehen, daß die ältere Schwester eine Scheinehe eingeht, aber nicht mit einem Manne, sondern mit einem Baume oder einer anderen Pflanze, die ungefähr die Größe eines Mannes erreicht. Ist diese Trauungszeremonie vorüber, so dürfen die jüngeren Schwestern sich unbeanstandet verheiraten.

Erscheint dann aber nachträglich auch für die übergangene Älteste ein annehmbarer Freier auf dem Plane, so muß für die Scheinehe eine Scheidung in Szene gesetzt werden. Das ist aber nur gestattet, wenn die Scheinfrau oder ihre Eltern vorsichtig genug gewesen sind, als Ersatz für den fehlenden Gatten einen Obstbaum zu wählen, denn von einem Apfel-, Pflaumen- oder Aprikosenbaume ist die Scheidung ohne Schwierigkeit zu erlangen. Anders, wenn als stellvertretender Gatte eine Fichte, eine Ulme, eine Pappel gedient haben. Das sind nämlich heilige Bäume, und von ihnen geschieden sein wollen, hieße, ihre Heiligkeit verspotten. Eine solche Ehescheidung ist daher nicht zulässig. C. D.

Kluge Drosseln. — Am Abhang eines thüringischen Schieferbruches hatte ein Drosselpaar sein Nest gebaut. Der Bruch war im vollen Betriebe, und täglich wurden Sprengungen darin vorgenommen. Anfangs beunruhigte es das brütende Weibchen sowohl wie das neben ihm singende Männchen recht sehr, wenn der Explosionsknall erschallte und danach die Schiefersplitter nach allen Seiten umherflogen, doch bemerkten sie sehr bald, daß jedesmal, bevor der große Knall erfolgte, eine Glocke geläutet wurde, und daß sofort nach dem Läuten die sämtlichen Arbeiter sich an eine geschützte Stelle retteten.

Sobald nun von da an das Glöcklein ertönte, verließ auch das Drosselpaar sein Nest und die Stelle am Rande des Abhangs, wo das Männchen seiner Gefährtin Gesellschaft zu leisten pflegte, und flog schnurstracks nach der Rettungsinsel der Berg-

leute, um sich gleichfalls in Sicherheit zu bringen. War die Sprengung vorbei und kehrten die Arbeiter an ihre Posten zurück, so flogen auch die klugen Vögel wieder zu ihrem Neste zurück.

Die Arbeiter freuten sich so sehr über das Verhalten der Tierchen, daß sie ihren Arbeitgebern Mitteilung davon machten. Die kamen verschiedentlich, wohnten den Sprengungen bei und überzeugten sich, daß sich die Sache tatsächlich so verhielt. Auch sonst sprach sich der interessante Fall herum, und viele Leute kamen, um das hübsche Schauspiel mit anzusehen. Nun konnte man aber doch nicht diesen Besuchern zuliebe zu jeder gewünschten Zeit eine Sprengung vornehmen. Da kam man auf den Gedanken, die Gäste auf den Fleck zu stellen, der den Arbeitern während der Explosionen als Zufluchtsort diente, und dann das Glöckchen in Bewegung zu setzen. Sogleich folgten die Vögel der gewohnten Warnung und flogen nach der schützenden Stelle. Die Zuschauer waren ganz entzückt von der Intelligenz des Vogelpärchens.

Sie hatten diese aber noch lange nicht hoch genug eingeschätzt. Die Drosseln beobachteten nämlich bald, daß der erwartete Knall oft nicht eintrat, und daß die Arbeiter ruhig bei ihrer Beschäftigung blieben. Von nun an gaben sie acht, ob denn auch, wenn die Glocke läutete, die Arbeiter sich in Sicherheit brachten. Taten sie das nicht, so schlossen die Vögel sehr richtig, daß keine Gefahr drohe; liefen aber die Leute fort, so flogen auch sie sogleich zu ihnen, wie sie sich's vordem angewöhnt hatten. C. D.

In welchem Lebensalter ist der Mensch am stärksten? — Wie alle Organe unseres Körpers haben auch die Muskeln die Zeit ihrer Entwicklung, ihrer Blüte und ihres Verfalles. Die physische Kraft des Menschen steigt bis zu einem gewissen Lebensjahre, um darauf wieder zu sinken. Von Forschern auf dem Gebiete der Menschenkunde wurde die Kraft der Muskeln mit Hilfe eigenartiger Kraftmesser an Tausenden von Personen gemessen, und auf diese Weise konnte ermittelt werden, wann wir in der Fülle unserer Kraft stehen.

Für die Männer der weißen Rasse ergaben sich dabei fol-

gende Werte: Die „Hebekraft“ eines Jünglings von siebzehn Jahren beträgt im Durchschnitt 128 Kilogramm; im zwanzigsten Lebensjahre steigt sie auf 147 Kilogramm, um im dreißigsten und einunddreißigsten Lebensjahre mit 164,2 Kilogramm ihren Höhepunkt zu erreichen. Von da ab sinkt sie allmählich, beträgt aber noch im vierzigsten Lebensjahre 161 Kilogramm. Ist erst das fünfzigste Lebensjahr überschritten, dann geht es rascher abwärts, bis je nach der persönlichen Anlage des einzelnen die Altersschwäche eintritt.

Neger und Mulatten zeigen einen ähnlichen Entwicklungsgang ihrer Muskelkraft, bei den nordamerikanischen Indianern tritt dagegen die volle Kraftentfaltung erst im fünfunddreißigsten Lebensjahre ein. K. Sch.

Harte Strafe für Advokatenschliche. — Der Herzog Galeago in Mailand erfuhr zufällig, daß es in der Stadt einen Advokaten gebe, der die gewissenlose Kunst verstehe, durch allerlei Einwendungen und Ränke die klarste Streitsache so zu verschleppen, daß oft der Tod der Parteien erst dem Prozesse ein Ende mache.

Der Herzog, ein sehr rechtlich denkender, aber auch sehr gewaltsamer Charakter, fragte seinen Haushofmeister, ob er keinem Lieferanten etwas schuldig sei. Die Antwort war: „Ja, einem Bäcker, der noch hundert Lire zu fordern hat.“

„Der Mann soll mich wegen dieser Summe verklagen,“ befahl der Herzog.

Der Bäcker sträubte sich anfangs, aber die Drohung, er würde die Brotlieferung für den Hof verlieren, machte ihn gefügig. So reichte er denn bei dem obersten Gerichtshof die Klage ein, und Herzog Galeago wurde vorgeladen, sich über die Klage zu erklären.

Jetzt ließ dieser den berüchtigten Advokaten zu sich kommen und zeigte ihm die Vorladung.

„Was ist dabei zu tun?“ fragte er. „Ich bin dem Manne allerdings das Geld schuldig, möchte ihn aber nicht bezahlen, hauptsächlich weil er die Frechheit gehabt hat, mich zu verklagen.“

„Darüber können Durchlaucht außer Sorge sein,“ erwiderte

der Advokat eifrig. „Ich will die Sache so in die Hand nehmen, daß dem Bäcker schließlich die Lust zu weiterem Prozessieren vergehen soll."

Der Rechtsstreit begann. Ein halbes Jahr sah der Herzog stillschweigend die schurkischen Ränke seines Vertreters mit an. Dann ließ er eines Tages den Advokaten kurzerhand verhaften und ihn vor dem Hohen Rat der Stadt Mailand wegen dieses Falles und mehrerer noch viel schlimmerer Prozeßverschleppungen in Anklagezustand versetzen. Das Urteil lautete auf Tod durch den Strang. Der Rechtsverdreher wurde dann auch wirklich am 24. März 1524 öffentlich gehängt. W. K.

Shakespeare in Deutschland. — Den Ruhm, Shakespeares Stücke zuerst in Deutschland aufgeführt zu haben, durfte wohl die Stadt Halle für sich in Anspruch nehmen, denn im Jahre 1611 wurde daselbst, wie eine alte Chronik berichtet, der „Jud von Venedig, eine Comoedia aus dem Englischen" gegeben. Barthold Feind, der älteste deutsche Schriftsteller, der Shakespeares Erwähnung tut, erzählt, daß „Etliche, wenn sie des engeländischen Tragici Shakespeare Stücke spielen gesehen, aus vollem Halse zu schreien angefangen und häufige Tränen vergossen hätten," gewiß ein Beweis dafür, wie sehr der große Seelenkenner Shakespeare schon damals alle Saiten im Herzen des verhältnismäßig noch theaterfremden Publikums zu rühren wußte. In Dresden wurden im Jahre 1626, also ein Jahrzehnt nach dem Tode Shakespeares, von einer englischen Komödiantentruppe die Dramen „Romeo und Julia", „Julius Cäsar", „Hamlet" und „König Lear" zur Aufführung gebracht. O. L.

Eine vierzehnjährige Hochtouristin. — Hochtouren im Gebirge sind, ganz abgesehen von der Schwindelfreiheit, die sie erfordern, und den Gefahren, die sie in sich bergen, wegen der bedeutenden Anstrengungen, mit denen sie verbunden sind, schon vieler Männer Sache keineswegs; noch kleiner ist der Kreis der erwachsenen Frauen, die sich als Bergsteigerinnen hervortun. Um so erstaunlicher ist daher die Leistung einer vierzehnjährigen Amerikanerin, die vor kurzem einen der Bergriesen der Rocky Mountains erstiegen hat. Das kühne junge

Mädchen heißt Emily Boynton und ist die Tochter des Herausgebers einer Zeitung in dem Staate Colorado. Der Berg, an dem Emily Boynton ihre Kletterkünste erprobte, ist der Long Peak, der eine Höhe von 4350 Meter hat und im südlichen Teil der Rocky Mountains liegt. Wegen seiner Ähnlichkeit in der Form mit dem Matterhorn der Alpen nennt man ihn das amerikanische Matterhorn. Bis zur Höhe von 3000 Meter ist eine Weglänge von rund 10 Kilometer emporzusteigen. Der schwierigste Teil aber sind die weiteren 1350 Meter bis zum Gipfel. Auf dieser Strecke ist ein Punkt, den man wegen seiner Schroffheit als die „Schreckenswand" bezeichnet. Trotzdem wies auch an dieser Stelle das mutige Mädchen die Unterstützung des sie begleitenden Führers zurück. Die Ausdauer der jungen Amerikanerin ist desto höher einzuschätzen, als sie vor der eigentlichen Besteigung erst noch einen Weg von 22 Kilometer von ihrem Wohnort bis zum Fuß des Long Peak zurückzulegen hatte. Th. S.

Emily Boynton im Bergsteigerkostüm.

Schimpfen ist gesund. — Ein englischer Arzt hat die jedenfalls originelle Behauptung aufgestellt, daß Schimpfen gesund ist. Wer seinem Ärger nicht Luft macht, der tut sich selbst größten Schaden. Auch die Tiere hätten fast alle besondere Äußerungen für den Zorn.

Wenn ein Mensch sich über eine Sache aufregt, so folgert der betreffende Arzt, bringt er eine überflüssige Menge geistiger und physischer Energie hervor, und die kann er nur auf zwei Arten wieder loswerden. Entweder er rennt umher wie ein Toller und schlägt kurz und klein, was ihm in den Weg kommt, oder er fängt an zu schimpfen; der letztere Weg sei der einfachere, billigere und ermüde auch nicht so sehr. Wenn der zornige Mensch nicht auf irgend eine solche Art „Dampf" ablasse, würde gewissermaßen das Blut vergiftet, und die Unterdrückung des Ausdrucks der Leidenschaft übe eine ungünstige Wirkung auf das Gehirn aus. Man könne daher einem Zornigen keinen besseren Rat geben, als sich alle Wut vom Herzen zu schimpfen. O. v. B.

Ziehen Raubtiere das Fleisch der Menschen jeder anderen Nahrung vor? — Diese Frage wird von den Naturforschern viel umstritten. Tatsache ist, daß man sowohl bei Löwen und Tigern als auch bei Wölfen die Erfahrung gemacht hat, daß sie nach einmaligem Genusse von Menschenfleisch mit der größten Frechheit stets aufs neue versuchen, einen Menschen zu erbeuten. Dies ist einwandfrei durch viele Berichte aus Indien, Südafrika und den russischen Steppen festgestellt worden.

Kein anderer als der große Tierzüchter Hagenbeck, der sein Leben lang den Charakter und die Neigungen der wilden Bestien zu studieren Gelegenheit hatte, und dies hauptsächlich bei seinen weiten Jagdzügen in fernen Ländern, tritt dieser Ansicht energisch entgegen. Hagenbeck meint, daß der Grund, weshalb Raubtiere nach einmaliger Erbeutung eines Menschen dem Herrn der Schöpfung mit anscheinender Hartnäckigkeit immer wieder auf den Leib rücken, nicht der den Bestien besonders angenehme Geschmack des Menschenfleisches ist, sondern der Umstand, daß die Raubtiere eben nach einmaliger Überwältigung eines Menschen die Scheu vor demselben verlieren. Sie sehen dann in dem bisher stets gemiedenen, so anders gearteten Wesen nichts als einen gewöhnlichen Feind, und zwar einen Feind, der nicht einmal mit so feinen Sinnesorganen, wie die Vertreter der Tierwelt sie besitzen, ausge-

rüstet ist und sich daher bedeutend leichter beschleichen und überraschen läßt.

Man wird zugeben müssen, daß diese Ansicht Hagenbecks vieles für sich hat. Für sie spricht auch folgende Tatsache. Nach dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland im Jahre 1812, bei dem ungezählte Mengen von ermatteten Soldaten in den Schneewüsten Rußlands und Polens umkamen, zeigte sich die auffallende Erscheinung, daß die Wölfe in Rußland in den folgenden Jahren jede Furcht vor den Menschen vollständig verloren hatten und sich beutesuchend bis in die Dorfstraßen wagten, wo sie furchtlos Leute anfielen und zerrissen. Ja, es kam so weit, daß kleinere Dörfer von starken Wolfsrudeln tagelang geradezu belagert wurden, so daß zu der Befreiung der Bewohner Militär aufgeboten werden mußte. Ähnliche Beobachtungen konnte man nach dem letzten blutigen Burenkriege in Südafrika bei den Löwen machen.

In beiden Fällen liegt die Vermutung nahe, daß den Raubtieren, denen viele Verwundete, Verirrte und Ermattete mühelos zur Beute wurden, der Respekt vor dem Menschen völlig abhanden gekommen war und sich dadurch ihre Angriffslust gesteigert hatte. Statistisch ist zum Beispiel nachgewiesen, daß in den ersten zwei Jahren nach Beendigung des letzten südafrikanischen Feldzuges die Zahl der durch Löwen zerrissenen Menschen sich genau um das Doppelte vermehrte. Erst dann konnte ein langsamer Rückgang festgestellt werden, woraus wohl der Schluß zu ziehen ist, daß inzwischen dem Könige der Tiere doch wieder die Erkenntnis von dem Übergewicht des Menschen aufgegangen sein wird. W. K.

Der Schwager. — Während einer Anwesenheit des Königs Georg von Griechenland in London besuchte König Eduard — damals noch Prinz von Wales — mit ihm, seinem Schwager, eine Vorstellung der Sara Bernhardt, die damals in London vergöttert wurde. Während eines Zwischenaktes kam der Prinz mit dem Könige auf die Bühne und stellte ihn der berühmten Künstlerin mit den Worten vor: „Mein Schwager!“

Während der Prinz sich zu einer anderen Künstlerin wandte, plauderte Sara mit dem Könige, den sie jedoch immer nur einfach mit „Monsieur“ ansprach.

Als dann Sara im Begriff war, in ihren Ankleideraum zu gehen, hielt sie ein Kollege mit den Worten auf: „Nun, wie haben Sie sich mit dem König unterhalten?“

„Mit welchem König?“

„Nun, mit dem König von Griechenland, den Sie soeben verlassen haben.“

„Das ist der König von Griechenland?“ fragte Sara erstaunt, und mit einem Sprunge stand sie vor dem Prinzen von Wales, der noch mit ihrer Kollegin plauderte. „Das ist Verrat, Prinz!“ rief sie. „Warum sagten Sie mir nicht, daß es der König von Griechenland war, den Sie mir vorstellten?“

„Ich sagte Ihnen doch, daß es mein Schwager sei!“ erwiderte der Prinz.

„Ihr Schwager! Wie soll ich wissen, wer Ihr Schwager ist!“ rief da die berühmte Schauspielerin und ging zornig von dannen. C. T.

Ein nächtliches Leihhaus wurde kürzlich in Paris eröffnet. „Leihhaus, geöffnet von zwölf Uhr nachts bis fünf Uhr morgens,“ lautet die in großen leuchtenden Buchstaben gehaltene Aufschrift eines großen Gebäudes auf dem Boulevard in der Nähe der Großen Oper, dessen Besitzer anscheinend die Absicht hat, mit Hilfe seiner Idee in kürzester Zeit Millionär zu werden. Tatsächlich hat er auch einen enormen Zulauf von eleganten Herren und nicht minder eleganten Damen, die in kleine Geldverlegenheiten geraten sind und nun Ring oder Uhr opfern, um diesen Defekt zu beheben. Solche Kalamitäten sind gar häufig und meist unangenehm, und in diesem Sinne betrachtet man den neuen Unternehmer als Wohltäter der Menschheit. Ein Reporter hat das Institut während einiger Nächte beobachtet und weiß gar viel Erfreuliches über das Leben und Treiben zu berichten, das in seinen Räumen herrscht. Er hat den Grafen X. dort gesehen und die Kam-

merzofe der Komteſſe Y., die ihre falſchen Juwelen nunmehr mit derſelben Anmut trägt wie früher die echten. Aber auch unerquickliche Szenen gibt es genug. So rückten eines Morgens gegen vier Uhr eine große Anzahl von Kellnern der Sekt- und Balllokale gegen das Leihamt vor, da ſie ſich in ihren Einkünften als geſchädigt erachten. Früher belehnten nämlich die Gäſte ihre Schmuckſachen bei den Bedienſteten der einzelnen Lokale, wodurch letzteren meiſt ein ſehr anſehnlicher Verdienſt erwuchs. Die Beſchwerden der Kellner hatten aber keinen Erfolg, da es ihnen von Rechts wegen ſtrenge verboten iſt, derartige Geſchäfte zu machen.

Der Pariſer aber iſt vorläufig ſtolz, da ſein Nachtleben einen neuen Reiz erhalten hat. O. v. B.

Die abgetane Wiſſenſchaft. — Die zwölfjährige Toni war in faſt allen Gegenſtänden eine recht gute Schülerin, doch hatte ſie eine unbeſiegbare Abneigung gegen die Geographie, und ihre Lehrerin geriet in helle Verzweiflung, wenn die Kleine zum Beiſpiel als Hauptſtadt von Spanien einen der Flüſſe Frankreichs nannte. Um nun darin Abhilfe zu ſchaffen, gab die Lehrerin dem Kinde einen Brief an die Mutter mit, in dem ſie dieſe aufforderte, das Kind beim Lernen der geographiſchen Aufgaben ſtrenge zu überwachen. Aber am anderen Tage wußte Toni wieder nicht die Flüſſe, die ſich ins Schwarze Meer ergießen.

„Hat denn deine Mutter meinen Brief nicht geleſen?“ fragte die Lehrerin zornig.

„Gewiß, Fräulein.“

„Und was hat ſie dazu geſagt?“

„Die Mutter hat geſagt, daß ſie auch keine Geographie gelernt und doch geheiratet hat, daß meine Tante noch weniger davon gewußt und ſich doch einen Mann erobert hat, daß Sie aber, obwohl Sie ſo gut Geographie können, keinen gekriegt haben.“ A. E.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Öſterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernſt Perles in Wien.

Neueste Seiden für

Roben und Blousen. Wundervolle Auswahl verzollt ins Haus. Muster franko.

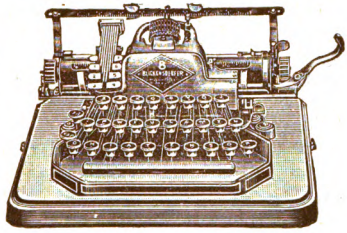
Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

PIANINOS u. FLÜGEL Prima Fabrikate. Katal. frc. **P. NEUSCHILD, Weimar 7.**

Blickensderfer Schreibmaschine

Vielfach patentiert und preis-gekrönt!



Über **135 000** im Gebrauch!

Erstklassiges System mit sichtbarer Schrift, direkter Färbung ohne Farbband, auswechselbaren Typen, Tabulator und allen letzten Neuerungen. Preis komplett mit **zwei** Schriftarten nach Wahl oder **zwei** Sprachen inkl. elegantem Verschlußkasten 185, 235 und 260 M.

Aluminium-Reisemaschine 225 M. Illustrierter Katalog franko.

Groyen & Richtmann, Köln

Königl. Rumänische Hoflieferanten.

:·: **Filiale: BERLIN, Leipziger Straße 112** :·:

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Im Reiche des Negus Negesti Menelik II. Eine Gesandtschaftsreise nach Abessinien. Von **Hans Vollbrecht**, königlich preußischer Oberstabsarzt. Mit 29 Abbildungen und einer Karte. Elegant gebunden. Preis 6 Mark.

Dieses aktuelle Buch bildet einen hervorragenden und höchst beachtenswerten Beitrag zu der bisher spärlichen populären Literatur über die Erschließung des großen afrikanischen Reiches. Seine Bedeutung geht über die einer fesselnden Reiseschilderung weit hinaus, nachdem deutscher Unternehmungssinn, deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und deutsches Kapital in Abessinien eine reiche und vorteilhafte Betätigung finden.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Hunnen mit einer geraubten Viehherde. Nach einem Gemälde von Georges Capgras.

Soeben beginnt zu erscheinen die **fünfte Auflage** von

K. F. Beckers Weltgeschichte

Neu bearbeitet von Prof. Dr. **J. Miller** und Prof. Dr. **K. H. Grotz**, bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. **E. Hesselmeyer.** Über 4000 Seiten Text mit etwa 1600 Illustrationen, 38 Einschaltbildern, 18 erläuternden Karten und vielen Plänen.

In 66 Lieferungen zum Preise von je 40 Pf.

Unter den Geschichtswerken von Ruf nimmt „Beckers Weltgeschichte" eine allererste Stelle ein. Ihre anerkannten Hauptvorzüge sind: richtige, lückenlose Auswahl des Interessanten und Wissenswerten, lebendige und unterhaltende Erzählungsweise, übersichtliche Anordnung und Einteilung, wissenschaftliche Zuverlässigkeit. Diese Vorzüge sind auch der neuen (fünften), **bis zur Gegenwart reichenden Auflage** ungeschmälert erhalten. Beckers Weltgeschichte ist ein echt deutsches Werk, ein Geschichts- und Hausbuch voll Vaterlandsliebe und Wahrheitsinn, ungeschminkt im Urteil über Personen und in der Darstellung der Ereignisse, ein Buch, dem auch das Salz nicht fehlt. Neu hinzugekommen ist eine **namhafte Bereicherung des Bilderschmuckes.** Trotz des reichen und wertvollen Inhalts erscheint Beckers Weltgeschichte zu einem **so billigen Preise,** daß jedermann die Anschaffung ermöglicht ist.

Abonnements in allen Buch- und Kolportagehandlungen.

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerden. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, **dicht unter den Armen** gemessen. Für Damen **ausserdem** Taillenweite. **Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.**
Man verlange illustrierte Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der Halleysche Komet im Oktober 1835 mit bloßem Auge gesehen.

Wer sich über den Lauf des

Halleyschen Kometen

unterrichten will, der kaufe Band 5 unserer

Illustrierten Taschenbücher für die Jugend:

Kleine Sternkunde.

9.—13. Auflage. Gänzlich neu bearbeitet von **F. Riftenpart.** Mit 67 Abbildungen, einer Mond- und einer Sternkarte, sowie einer **schematischen Darstellung der Laufbahn des Halleyschen Kometen.** Eleg. geb. 1 Mark.

Das Werkchen zeigt, wie man mit einfachen Mitteln Freude und Anregung finden kann in der Beobachtung und Erforschung des Weltenraumes.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 936 J
WILSON
ANNEX